ARCHIV FÜR KULTURGESCHICHTE

Begründet von Georg Steinhausen

Unter Mitwirkung von A. Dopsch,
Fr. Kern, O. Lauffer, A. Schulte
herausgegeben von

WALTER GOETZ

XXX. Band

Nachdruck mit Genehmigung des Böhlaus Verlags, Köln

KRAUS REPRINT LTD.
Nendeln, Liechtenstein
1966

Printed in Germany

INHALT

AUFSÄTZE

Seite

Fritz Morré: Die politische und soziale Gedankenwelt des Reimdichters Michel Beheim 4

August Jegel: Der Humanist Vinzenz Heidecker, gen. Opsopoeus 27

Georg Sacke: Der Einfluß Englands auf die politische Ideologie der russischen Gesellschaft in der 2. Hälfte des XVIII. Jahrhunderts 85

Walther Rehm: Jacob Burckhardts Mitarbeit am Konversationslexikon von Brockhaus 106

Walter Goetz: Briefwechsel Schmoller—Brentano (Fortsetzung) 142

Ernst Alker: Der Læstadianismus 257

Willy Andreas: Aus der Kindheit Carl Augusts von Weimar. Tagebuchaufzeichnungen und Berichte seines Erziehers 277

MISZELLEN

R. Hennig: Die Bernsteininsel des klassischen Altertums 318

Alexander Stelzmann: Die mexikanischen Religionswirren . . 327

LITERATURBERICHTE

Gerhard v. Branca: Rechtsgeschichte 208

Hans-Gerhard Jacob: Aus der ibero-amerikanischen Kulturwelt 216

R. Winderlich: Geschichte der Mathematik und Naturwissenschaften. Nachtrag 240

Ulrich Zeller: Mittelalter 340

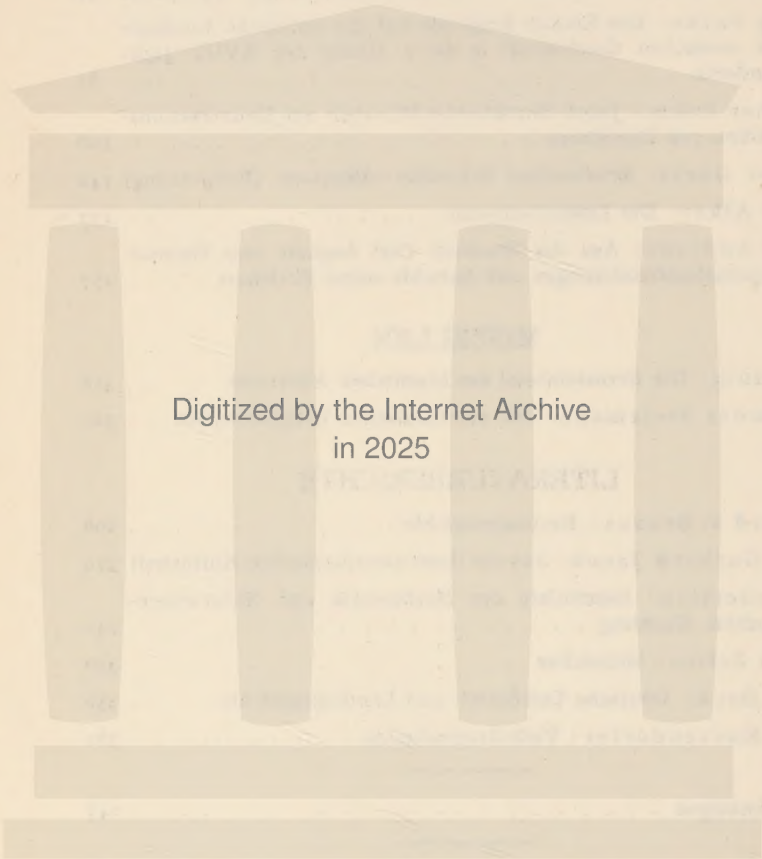
Ernst Bock: Deutsche Territorial- und Landesgeschichte 358

Adolf Korzendorfer: Verkehrsgeschichte 382

Kurze Anzeigen 243

Ludwig Curtius: Nachruf auf Eduard Schwartz 1

Walter Goetz: Nachruf auf Aloys Schulte 406



Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/archiv-fuer-kulturgeschichte_1941_30

Eduard Schwartz

geboren 22. August 1858, gestorben 13. Februar 1940

Mit Eduard Schwartz ist wiederum einer der Mitherausgeber des Archivs von uns gegangen, wir bekennen es ehrfürchtig, die größte Zierde unserer kleinen Schar.

Man kann ihn nur an Ulr. von Wilamowitz messen, als dessen Schüler er sich noch in einer seiner letzten Arbeiten verehrend bekannte. Aber er selber, einige Jahre jünger, auch von Usener und Bücheler in Bonn erzogen, war eine gelehrte Persönlichkeit von gleichem Format, gleicher Beherrschung des riesigen Umfangs seiner Wissenschaft, von gleicher stupender Arbeitskraft, von dem gleichen großen Ethos des Wesens. Wilamowitz war stürmischer, expansiver, hinreißender und ergoß, sich immer wieder wandelnd, die Sturzbäche seines Genies über die weitesten Gebiete der Altertumswissenschaft, sie befruchtend wie nie ein Philologe vor ihm. Schwartz ließ vieles beiseite, griechische Religion, die Inschriften, die Antiquitäten, nicht als ob ihn dies alles nicht auch interessiert hätte, aber in einer für seine Ziele frühe als notwendig erkannten Beschränkung. Innerhalb des beiden gemeinsamen gleichen Programmes eines neuen geschichtlichen Aufbaus der Philologie war er die zähere, stetigere Historikernatur. Das Herausgeben erschien ihm als das vornehmste und schwerste

Geschäft der „historisch-philologischen Wissenschaft", Geschichte zu schreiben auf der Grundlage der neu herausgegebenen Texte als das große Ziel. So hat er schon in seiner Dissertation die Behandlung der Mythographie des Alexandriners Dionysios verstanden, und so bearbeitete er nachher die Scholien zu Euripides, Thukydides, später Ilias und Odyssee für die Prachtausgabe der Bremer Presse.

Man mag sagen, das hätten, nachdem einmal das Programm aufgestellt war, andere auch gekonnt. Aber Eines konnte nur er. Mommsen hatte ihn veranlaßt, für die Kirchenväterkommission der Preußischen Akademie die Kirchengeschichte des Eusebios in Angriff zu nehmen. Durch ihre Herausgabe entdeckte Schwartz sein eigentliches Reich, die Geschichte der frühen Konzilien, und durch sie auch die weltliche Geschichte der späten Antike seit Konstantin. Niemand wird die Reihe der Bände der von ihm herausgegebenen „Acta Conciliorum Oecumenicorum" und der damit verbundenen Einzeluntersuchungen anders als mit Staunen in die Hand nehmen, daß diese riesige Leistung das Werk eines einzigen Gelehrten ist, der immer zur Mitarbeit aufrief, aber sie nur bei ganz wenigen fand. Was Schwartz aber unter großer Geschichtsschreibung auf diesem Fundament verstand, das hat er selbst gezeigt in der Abhandlung „Das acacianische Schisma" in den Abhandlungen der Bayerischen Akademie 1934. Diese Acta sind das größte Werk im Geiste Mommsens nach ihm.

Wieviel Entsagung darin steckt, kann nur der beurteilen, der weiß, welch glänzender Essayist Schwartz

gewesen ist. Er schrieb ein knappes, pointenreiches, aber dabei sehr bewegliches Deutsch voller Hintergründe des Gedankens, und wenn man so ein Meisterstück liest wie den Vortrag über den heil. Paulus in „Charakterköpfe aus der antiken Literatur", ist einem, als blättere man in den Skizzen eines großen Künstlers, der Entwürfe zu Hunderten von Bildern bereit hält.

Schwartz hatte durch seine alte Freundschaft mit Wellhausen ein leidenschaftliches inneres Verhältnis zum Alten und zum Neuen Testament. Seine sichtende und oft vernichtende Kritik war nur das Instrument eines zum Bau eines neuen Ganzen vorstoßenden Geistes voller Noblesse.

Der breitschultrige mittelgroße Mann mit der scharfen gebogenen Nase und dem sarkastischen Munde hatte ein mildes Auge und ein Herz reich an menschlicher Güte. Nie hat er den Tod zweier dem Weltkrieg geopferter Söhne, nie die bitteren Jahre nach 1918 verwunden, und in dem ersten Band seiner vor kurzem herausgegebenen kleinen Schriften „Vergangene Gegenwärtigkeiten" wird der Leser nicht nur den großen Gelehrten, sondern auch einen großen Deutschen wiederfinden. Gevatter Tod mag manchmal weise sein, aber das war dumm von ihm, daß er, wenn er schon einmal auch dieses überreiche lange Gelehrtenleben beenden mußte, nicht die paar Monate noch hat warten können, auf daß Schwartz erlebt hätte, daß dies Straßburg wieder deutsch ist, das die Hauptstätte seines Professorentums war und das er so heiß geliebt hat.

Rom. Ludwig Curtius.

DIE POLITISCHE UND SOZIALE GEDANKENWELT DES REIMDICHTERS MICHEL BEHEIM

VON FRITZ MORRÉ

I.

Eine landläufige Auffassung sieht noch heute im deutschen Spätmittelalter nur eine Zeit tiefster Ohnmacht der deutschen Reichsgewalt, krasser Selbstsucht der Fürsten, völligen Niedergangs des deutschen religiösen und kulturellen Lebens — kurz eine beschämende Epoche im Leben unseres Volkes. Gegen diese einseitige, der tatsächlichen Entwicklung keineswegs gerecht werdende Auffassung haben sich von jeher die berufenen Kenner dieser Zeit gewandt — so zuletzt überzeugend Hermann Heimpel.[1]) Das politische, religiöse und kulturelle Leben des deutschen Spätmittelalters bietet ein buntes Bild, das aber weder die Züge der Erstarrung noch der Auflösung trägt. Altes und Neues im Kampf und in fruchtbarer Wechselwirkung sind kennzeichnend gerade für das 15. Jahrhundert, das eigentliche Zeitalter der politischen, religiösen und sozialen Reformideen, die immer wieder aus alter Überlieferung schöpften. Gewaltig gesteigerte deutsche Volkskraft hat damals im Innern Deutschlands ein zahlenmäßig starkes Stadtbürgertum entstehen lassen und zugleich den deutschen Lebensraum weit nach Osten vorgetragen. Man kann wohl sagen: „Mehr als die Zeiten vorher ist die deutsche Geschichte des Spätmittelalters eigentliche Volksgeschichte".[2])

---

[1]) Das deutsche Spätmittelalter. Charakter einer Zeit, HZ. 158 (1938), S. 230—252. — Deutschland im späteren Mittelalter. In: Handbuch der deutschen Geschichte, hrsg. v. Brandt-Meyer-Ullmann, Bd. I, Potsdam, 1937ff., S. 260f.

[2]) So Heimpel. Zur weiteren Charakteristik der Zeit vgl. seine oben genannten Ausführungen.

In diese Zeit hinein gehört Michel Beheim, nach seinen äußeren Lebensdaten (1416—nach 1474) und in seinem unruhigen Lebenslauf ein echtes Kind des 15. Jahrhunderts.[3]) Er ist der Sohn eines Webers und ergreift selbst das Weberhandwerk, entstammt also ganz der kleinbürgerlichen Sphäre, die für die Dichtung des ausgehenden Mittelalters so fruchtbar geworden ist. Die Literaturgeschichte nennt ihn einen „Meistersinger" und stellt ihn in eine Reihe mit Heinrich von Mügeln, Muskatblüt, Hans Rosenblüt, Hans Foltz. In der Tat gehören seine auf uns gekommenen Werke[4]) zumeist dem politischen und religiösen Volkslied, der Ständedidaxe und lehrhaften Allegorie an, kurz all den literarischen Formen, in denen auch jene zu Hause waren. Aber mit dieser Eingliederung ist Michel Beheims Bedeutung nicht umrissen. Gervinus, der in seiner Literaturgeschichte[5]) zum erstenmal auf Beheim aufmerksam macht, nennt ihn den Hauptvertreter einer Reihe sonst unbedeutender Autoren, die „Gewerbsdichtung im Dienste der Fürsten" schrieben, und seine Gedichte „die letzten, mißglückten Verbindungen eines bürger-

[3]) Ausführliche Lebensbeschreibungen Michel Beheims bei: Th. G. v. Karajan: Michel Beheims Buch von den Wienern 1462—65, Wien 1843, S. XXVI—LXX. — Hans Gille: Die historischen und politischen Gedichte Michel Beheims. Palaestra Bd. 46 (1910), S. 41. — J. Caspart: Michael Beheim. Zsch. d. hist. Ver. f. d. württ. Franken, Bd. 10 (1878), S. 177ff. — J. Caspart: Michael Beheims Lebensende. „Germania", Bd. 22 (1877), S. 412ff. — Bartsch: ADB. Bd. 2 (1875), S. 280f. — Dazu vgl. auch: Lorenz: Geschichtsquellen I, S. 137, 241; II, S. 406.

[4]) Eine vollständige Ausgabe der Werke Michel Beheims gibt es nicht. Die kleineren Gedichte sind noch nicht einmal sämtlich publiziert. Es ist jedoch mehr als zweifelhaft, ob ihr literarischer oder historischer Wert eine kritische Ausgabe lohnen würde. An Drucken sind zu nennen: Das Buch von den Wienern, ed. Karajan. — Zehn Gedichte Michel Beheims zur Geschichte Österreichs und Ungarns, ed. Karajan, Wien 1848. — Michel Beheims Gedicht über den Woiwoden Wlad. II. Drakul, ed. Condoratu. Lpzg. 1901. — Gedichte bei: Rochus von Liliencron: Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, Bd. I, Lpzg. 1865. — Philipp Wackernagel: Das deutsche Kirchenlied, Bd. II, S. 666—608. — Zehn Meisterlieder Michel Beheims, ed. Joh. Bolte, Prager deutsche Studien, H. 8 (1908) S. 401ff. — Proben bei Hans Gille: Die historischen und politischen Gedichte Michel Beheims. — Michel Beheims Reimchronik, ed. C. Hofmann in Quell. u. Erörter. z. bayr. und deutsch. Gesch., Bd. 3, München 1863.

[5]) G. G. Gervinus: Geschichte der deutschen Dichtung. — 5. Aufl., Lpzg. 1871, Bd. II, S. 396, 411f., 418.

lichen Dichters mit höheren Ständen".[6]) In dieser Feststellung liegt die Grundlage einer richtigen Wertung Beheims. Erst die eindeutige Parteinahme des Bürgersprößlings Beheims gegen die städtische Lebensform und für Adel und Fürsten mit ihrem großartigen geschichtlichen Hintergrund gibt ihm einen Sonderplatz in der Menge der Meistersinger. Das zeitgenössische Bürgertum, das er zeitlebens angegriffen hat, wird in ihm den „bürgerlichen Renegaten" gesehen haben. Der Historiker aber erkennt, daß es Beheim mit seinem Eintreten für Fürstentum, Adel und ritterliche Kultur ernst gewesen ist. Mehr als einmal hat er sein höfisches Brot verloren, da er auch den Mißständen im Adel gegenüber trotz seiner Grundeinstellung manch offenes Wort wagte. Nachdem am Anfang des 15. Jahrhunderts mit Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein die letzten ritterlichen Nachfahren des höfischen Minnegesangs dahingingen, sind es die „bürgerlichen Renegaten" Peter Suchenwirth und nach ihm Michel Beheim, die mit erhobener Stimme das Lob der versinkenden ritterlichen Kultur singen.[7]) Sie setzen sich ab von der übrigen gleichzeitigen Literatur bürgerlicher Prägung. Und nur aus dieser, man möchte sagen „konservativen", fast „reaktionären" Grundauffassung heraus, lassen sich die politischen und sozialen Anschauungen Beheims erklären, die darzulegen hier versucht werden soll. Das Hauptwerk Michel Beheims, das „Buch von den Wienern", ist mit seinen rund 13000 Versen der Form nach ein Lied, dessen Melodie, die „wiener angstweis" ebenfalls überliefert ist.[8]) Inhaltlich bietet es eine chronikalische Beschreibung der Ereignisse in Wien und Österreich in den Jahren 1462—65. Als Geschichtsquelle wurde Beheims „Buch von den Wienern" erstmalig von Joseph von Hormayr für seine Darstellung „Wien, seine Geschichte und seine Denkwürdig-

[6]) Holtzmann: „Germania", Bd. 3, S. 309f., will, allerdings wenig glaubhaft, im Zusammenhang mit Beheim und den in seinen Gedichten genannten „Kollegen" eine Meistersingerschule feststellen.

[7]) W. Stammler: Die bürgerliche Dichtung des Spätmittelalters, ZfdPh 53 (1929) S. 24: „Der Begriff „bürgerlich" drückt also nicht etwa aus, daß bloß die dem bürgerlichen Stand Angehörenden das neue Weltgefühl beseelte. Es steht vielmehr als Gegenstück zu „ritterlich", einer Weltbetrachtung, der auch nichtadelige und nichtritterbürtige Autoren huldigten."

[8]) Karajan a. a. O. Beilage am Schluß.

keiten"[9]) benutzt. Hormayr sah in ihm eine nicht unwesentliche Ergänzung der Chronisten Enea Silvio Piccolomini und Joseph Grünpeck.[10]) Später hat sich Karl Schalk in seinen Forschungen zur Wiener Bevölkerungsgeschichte des 15. Jahrhunderts weitgehend auf Beheims Angaben gestützt.[11]) Aber auch für die Geschichte Kaiser Friedrichs III. und die Reichs- und Territorialgeschichte seiner Zeit ist Beheim sicher nicht ohne Bedeutung und wurde z. B. auch schon von A. Bachmann als Quelle herangezogen.[12])

Schon der Herausgeber der Dichtung, Theodor Georg von Karajan, spricht 1843 von Beheims „mangel an ansichten ueber den inneren zusammenhang der ereignisse"[13]) und gibt damit zu, daß die nüchterne Tatsachenaufzählung des Autors oft schwer Schlüsse auf seine persönlichen Anschauungen gestattet. Zudem spricht, wenn einmal eine Lobeshymne auf den Kaiser und seine Parteigänger oder eine Schimpfkanonade gegen die Wiener Bürger das Einerlei unterbricht, der äußere Schein des abhängigen Hofliteraten gegen eine eigene Meinung Beheims. Der Gesamtlebensablauf des Dichters beweist jedoch, daß er sich immer treu geblieben ist und die Einseitigkeit seiner politischen und sozialen Urteile weit über den Erwerb materieller Vorteile hinaus seiner innersten Überzeugung entspringt. Die parteilich erscheinenden Stellen des Buches von den Wienern entsprechen im Kern wirklich meist Beheims innerer Einstellung zu den einzelnen Ständen des deutschen Volkes, wie an gleich klingenden Äußerungen über Kaiser und Reich, Kirche und Geistlichkeit, Fürsten und Adel, Bürger- und Bauerntum in den Sprüchen und Liedern jedes seiner Lebensabschnitte erhärtet werden kann.

---

[9]) Wien 1823, Bd. III, Heft 3, S. 168ff.

[10]) Beide in deutscher Übersetzung hersg. von Th. Ilgen in „Die Gesch. schr. d. dtsch. Vorz." 15. Jh. Bd. II (1889/99) u. Bd. III (1891).

[11]) Die Handwerker um die Zeit des Aufstandes von 1462 und die Bevölkerungszahl von Wien, in: Jb. f. Landesk. von Niederöster., NF. Bd. 13/14, Wien 1915, S. 300—346. — Die Wiener Schneider- und Schustermeister in den Jahren 1460 bis 1470, in: Mbll. d. Ver. f. Landesk. v. Niederöster., 14. Jg. (1915) S. 357—365.

[12]) A. Bachmann: Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrich III, und Max I., Leipzig 1884, Bd. I, S. 296ff.

[13]) A. a. O. S. VII.

II.

Michel Beheim hat mehrere Jahre im Dienste Kaiser Friedrichs III. zugebracht. Er nennt sich selbst „unsers hern kaiser tihter" (WB[14]) 376. 18) oder „unsers hern kaisers knecht" (WB 411.1), ein andermal auch „der kaiserin diener" (WB 83. 21). In dieser Zeit ist das Wienerbuch entstanden. Nirgends findet sich jedoch ein Anhaltspunkt bei Beheim, ob er das Werk im Auftrage seines kaiserlichen Herrn verfaßt hat. Der mangelnde Schutz, den ihm der Kaiser angedeihen läßt, als die durch Beheims Ausfälle empörten österreichischen Stände dem Dichter nach dem Leben trachten, so daß er den Wiener Hof verläßt, spricht gegen eine kaiserliche Auftragserteilung. Hat aber vorwiegend die Freude am Miterleben dieser interessanten Ereignisse den Autor zu Darstellung und Veröffentlichung veranlaßt, so gewinnen die Lobesworte, die Beheim für den Kaiser findet, trotz seines Hofdichtertums an Zeugniswert für seine innere Einstellung. Zumal, wenn manche Stellen zeigen, daß er mit Kaiser Friedrichs Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit gegen abgefallene Ritter und Bürger oft gar nicht einverstanden ist (WB 351. 13f. und 413. 12ff.).

Friedrichs III. Regierungszeit hat von Zeitgenossen und Nachfahren heftige Kritik als eine der unrühmlichsten Perioden deutscher Kaiserpolitik erfahren.[15]) Auch Beheims nüchterne Tatsachenschilderung verbirgt die politische Unfähigkeit des Kaisers nicht, so wenn Friedrich mit seinem Bruder Albrecht, mit dem Adel und mit den Städten ungünstige Vergleiche schließt oder sich in Korneuburg vor Georg Podiebrad, den die böhmischen Stände unter Abfall von Friedrich III. zum König gewählt haben, für seine Hilfe demütigt. (WB 199. 11: „unser stet, sloss, merkt, und ach lant sall wesen under deiner hant".). Worin aber Friedrich Beheims hoher Auffassung vom Kaisertum entspricht, das ist seine tiefe persönliche Frömmigkeit[16]) und

[14]) WB wird in der Folge bei allen Zitaten als Abkürzung für Wienerbuch gebraucht werden.

[15]) Z. B. W. Andreas, Deutschland vor der Reformation, 2. Aufl., Stuttgart 1934, S. 32: „Insbesondere kam dem Papsttum die Lahmheit Kaiser Friedrichs des Dritten zustatten und seine mit Eigennutz gepaarte Schwäche."

[16]) Vgl. Gille a. a. O. S. 203 über Beheims Forderung von „gotes forcht u. gotes liebe" als Eigenschaften eines Herrschers.

seine Bescheidenheit im Auftreten. Es kennzeichnet die Einstellung des Dichters, daß sein Lob des Kaisers sich immer wieder auf diese Eigenschaften bezieht. So verteidigt er ihn WB 355. 9ff. lebhaft, als man im Lande die Frömmigkeit und geistliche Gesinnung Friedrichs zum Ziel des Spottes nimmt. So rühmt er 185. 8ff. die stille Pflichtauffassung des Kaisers, der wie jeder simple Soldat in Reih und Glied an der Verteidigung der Hofburg teilnimmt. 128. 17ff. kommt die Einfachheit der fürstlichen Familie zum Ausdruck, die ohne jede Extraration klagelos die schmale Kost der eingeschlossenen Burgbesatzung teilt.

Von der phantastischen Kaiseridee mancher Schriften des 15. Jahrhunderts[17]), z. B. der „reformatio Sigismundi"[18]), ist im Wienerbuch nichts zu spüren. Den Dichter beherrscht noch ganz die mittelalterliche Vorstellung des Kaisers als Oberhaupt der Christenheit und des Abendlandes. Das Herrscherrecht des Kaisers ist von Gott; Beheim führt zum Beweis dafür WB 47. 20f. die Heilige Schrift an, indem er eine direkte Linie von Gott über Christus zum römischen Kaiser als „gotes anwalt" zieht. Bezeichnend für die Verwurzelung in der mittelalterlichen Gedankenwelt ist hier seine Heranziehung der „Zwei-Schwerter-Theorie" WB 47. 24 „wann got zwai swert geseczet het . . .", jener religiösen Fundierung des Kaisertums als „weltlichem Arm Gottes", die wir das ganze Mittelalter hindurch verfolgen können.[19]) Eine besondere Auslegung gibt ihr der Dichter, wenn er sagt „auch was got nach menschlicher art, als er des erst geporen wart, dem kaiser undertane" und behauptet durch diesen Gedankengang im Gegensatz zur päpstlichen Auffassung den Primat des Kaisers auf Erden. WB 86. 5 vergleicht er den gesalbten römischen Kaiser mit Christus. Für das deutsche Reich ist ihm der Kaiser die Obrigkeit und Autorität schlechthin, der alle Stände sich widerspruchslos und unter Hintenansetzung persönlicher Vorteile

[17]) Franz Kampers: Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage. München 1896. S. 1, 37ff.

[18]) Karl Beer, Die Reformation Kaiser Sigmunds, Stuttgart 1933.

[19]) E. Bernheim: Mittelalterliche Zeitanschauungen in ihrem Einfluß auf Politik und Geschichtsschreibung. Teil I, Tübingen 1915. S. 150ff. und die dort angegebene Literatur. — Neuerdings: L. Knabe: Die gelasianische Zweigewaltentheorie bis zum Ende des Investiturstreites. Phil. Diss. Berlin 1936, S. 154ff.

zu beugen haben. Daß dem im 15. Jahrhundert nicht so ist, gibt Beheim in einer Menge kleinerer Gedichte Anlaß zu bitterer Klage über die Stände.[20]) WB 266. 21f. tadelt er heftig den Unabhängigkeitswillen, der im 15. Jahrhundert die neue Zeit andeutet und sich zuerst in den Städten zeigt („weder babst, noch kaiser, nieman, sy wolten auff in selber stan"). Der Wiener Bürgermeister Ebner versteigt sich nach des Dichters empörter Erzählung sogar zu dem Ausspruch, daß er eher dem Türkensultan als dem Kaiser gehorchen wolle!

Das „Reich" ist für Beheim die Gesamtheit aller deutschen Stände, vertreten durch die Fürsten. Im Wienerbuch kommt das weniger zum Ausdruck, nur einmal wird 107. 31f. auf den von Kaiser und Fürsten beschworenen Landfrieden verwiesen. Öfter findet sich diese Auffassung in den politischen Gedichten, vor allem in denen, die sich mit der Türkengefahr beschäftigen.[21]) Michel Beheim ist einer der unermüdlichsten Rufer und Mahner an die Fürsten Deutschlands und Europas gewesen, sich aus ihrer Gleichgültigkeit zu lösen und etwas gegen die stetig in Europa an Boden gewinnenden Osmanen[22]) zu unternehmen. Dieser Stellungnahme liegt ohne Zweifel in erster Linie die christlich-kirchliche Gesinnung des Dichters zugrunde. Die Türken sind ihm vor allem die Ungläubigen, die Feinde der Christenheit. Dafür spricht auch die unverhohlene Bewunderung, die er in mehreren Gedichten dem päpstlichen Legaten und berühmten Kreuzzugsprediger Johannes von Capistrano zollt („... wie fast bruder hans capastron das aus ruffet und predigt ..." Gille a. a. O. S. 129).[23]) Daneben aber hat er in den ständig vordrin-

[20]) Vgl. die Ausführungen bei der Behandlung der einzelnen Stände.

[21]) Z. B. die Aufzählung der deutschen Fürsten und Herren in dem von Gille a. a. O. S. 120 erwähnten Gedicht.

[22]) Eroberung Konstantinopels 1453.

[23]) I. Hofer, Joh. v. Capestrano. Ein Leben im Kampf um die Reform der Kirche, Innsbruck 1936, S. 561ff. Kapistran, der sich schon in der Bekämpfung des Hussitentums einen Namen gemacht hatte, stellte nach dem Fall Konstantinopels 1453 seine Predigten völlig in den Dienst eines allgemeinen europäischen Kreuzzuges gegen die Osmanen. Im Jahre 1455 weilte er in Ungarn und begleitete das Heer Hunyadis, das 1456 Belgrad den Osmanen wieder entriß. Seinen begeisternden Predigten und Anfeuerungen schreiben Zeitgenossen nicht zuletzt diesen Sieg zu. Wenige Wochen später erlag Kapistran einer tückischen Lagerseuche.

genden Osmanen auch den „Reichsfeind" gesehen, der die Grenzen des deutschen Reiches bedroht. Der lange Aufenthalt an den Höfen Kaiser Friedrichs und König Ladislaus' von Böhmen-Ungarn und seine Teilnahme an der Belagerung Belgrads im Gefolge des Grafen von Cilli haben seinen Blick für die Notwendigkeiten deutscher Ostpolitik geschärft. Jeder Kritiker wird zugeben, daß in den Liedern Beheims persönliche Anschauungen hervortreten, wenn der Dichter in diesem Zusammenhange nicht davor zurückscheut, seine „Brotherren" Ladislaus und Friedrich heftig anzugreifen, weil sie ihre dynastischen Eifersüchteleien nicht hinter das große Ziel der Türkenbekämpfung zurückstellen.

„sunder der stamm zu österreich,
unser her keiser friedereich,
mein her kung lasslaw des geleich
haben die meisten schulde
an dieser ungedulde"

ruft er in einem bei Gille a. a. O. S. 128ff. auszugsweise wiedergegebenen Gedichte aus. Auch die Lieder bei Gille a. a. O. S. 120, 131, 139 und bei Karajan a. a. O. Nr. 9 und 10 behandeln die Türkengefahr im Zusammenhang mit Adel und Fürsten, so daß man wohl sagen kann, Michel Beheim hat eine persönliche Auffassung von Reich und Reichspolitik gehabt.

Der große Appell des Dichters an Fürsten und Adel Europas (Gille a. a. O. S. 120ff.) zeigt sein Reichsbewußtsein noch in einem anderen nationalen Ereignis. Er macht dort den König von Polen für den Untergang des deutschen Ritterordens verantwortlich[24]) und beklagt sich bitter darüber, daß kein deutscher Fürst es für nötig gehalten habe, dem Orden in seinem heldenmütigen Kampf Beistand zu leisten (Gille a. a. O. S. 1. 34 „von dem stand des adels").

III.

Außerordentlich groß ist im literarischen Werk Beheims die Zahl der geistlichen Lieder.[25]) Schon diese Tatsache weist auf das Bedürfnis des Dichters hin, sich mit religiösen Dingen zu

[24]) 1466 zweiter Thorner Friede.
[25]) Vgl. die Proben bei Wackernagel a. a. O., größtenteils Marienlieder.

beschäftigen. Zum Unterschied von manchen Zeitgenossen ist sein Standpunkt durchaus päpstlich-katholisch gegründet.[26]) Die Wiedererweckung der Antike läßt ihn in religiöser Beziehung kalt. WB 286. 1 spricht er leicht erhaben von Jupiter und Juno als „des apgotz, dem dy haiden haben". Seine Auffassung vom Papst als geistlichem Oberhaupt der Christenheit gibt die schon erwähnte Anlehnung an die „Zwei-Schwerter-Theorie" wieder, seine Abneigung gegen alles Nichtchristliche die hinreichend behandelten Gedichte zur Türkengefahr (vgl. S. 10). Aber auch innerhalb des christlichen Abendlandes ist ihm jede Abweichung vom päpstlich-katholischen Dogma verhaßt. Gegen die hussitische Ketzerei sind sind mehrere ungewöhnlich scharfe Lieder gerichtet, darunter das beißende Spottlied „von den ketzern zu beham" (Wackernagel a. a. O. Nr. 874), in dem sich unter der Maske übertriebenen Lobes der hussitischen Glaubensgrundlagen einer der heftigsten Angriffe auf die Ketzerei versteckt, den das Schrifttum des 15. Jahrhunderts kennt. Seine Abneigung gegen die hussitische Glaubensspaltung verbirgt Beheim auch am Hofe König Ladislaus' von Böhmen nicht. An sich berührt ihn die staatliche Ordnung und der kulturelle und sittliche Hochstand Böhmens im Hinblick auf die Verhältnisse in manchen anderen Territorien sehr wohltuend. In mehreren Gedichten (z. B. Karajan Nr. 8 und Gille S. 100) kommt dies zum Ausdruck. Aber letztlich kann er als gläubiger Katholik zu dem Einfluß der taboritischen Hofpartei auf den jungen König[27]) nicht schweigen, obwohl er im voraus gewußt hat, daß seine Offenheit in Glaubensdingen ihm seine Stellung in Böhmen kosten könne. (Das ist denn auch geschehen.) Noch im Wienerbuch erzählt Beheim mit Schrecken 264. 28 ff. und besonders 266. 7 f. von dem möglichen Übergreifen des Hussitentums auf die Wiener. WB 153. 29 f. bedauert er lebhaft, daß der hussitische Böhmenkönig Georg Podiebrad, der Kaiser Friedrich zu Hilfe eilt, während „all christenlich fursten" untätig sind, bei so hervorragenden Charaktereigenschaften „ungelaubig" ist. Auch die Stelle WB 355. 9 ff. ist ein Beweis für die echte kirchlich-christliche Überzeugung des Autors.

[26]) Zum kirchlichen Standpunkt Beheims vgl. Gille a. a. O. S. 203.

[27]) Vgl. F. v. Bezold: Zur Geschichte des Hussitentums. München 1874. passim.

Nun hält freilich diese Gesinnung Michel Beheim nicht davon ab, an den Mißständen in Kirche und Klerus Kritik zu üben. Im Gegenteil, seine Religiosität bestärkt ihn wohl noch darin! „Vil possheit kümpt von pfaffen!" lautet der Schlußsatz eines bei Wackernagel a. a. O. Nr. 8. 77 abgedruckten Liedes, das bitter über den Lebenswandel der Geistlichkeit klagt. Eine Reihe von weiteren Gedichten tadelt vom Papst und von den Bischöfen herab bis zu den Mönchen und Weltpriestern die Verderbtheit des geistlichen Standes, von dessen Bedeutung der Verfasser an sich eine hohe Meinung hat. Gille bringt a. a. O. S. 155 eine ausführliche Zusammenstellung diesbezüglicher Aussprüche. Diese allgemeine Kritik Beheims an den Schäden in Kirche und Klerus muß man kennen, damit die im Wienerbuch enthaltenen Urteile über einzelne geistliche Persönlichkeiten verständlich werden. Das dem Propste Georg von Preßburg, kaiserlichem Hofkaplan, WB 57. 30f. gespendete Lob seines Kampfesmutes und seiner Übung im Waffenhandwerk kann nur plumpe Schmeichelei des Hofdichters sein, denn wir wissen, wie abfällig Beheim sonst über weltliches Treiben geistlicher Herren urteilt. Bei den in dem Abschnitte „Von den pösen brelaten" WB 217. 5ff. dem höheren österreichischen Klerus gemachten Vorwürfen bezüglich seines Lebenswandels ist nicht zu entscheiden, ob sie parteilichen Gesichtspunkten entspringen oder innerer Überzeugung. Die Angegriffenen sind sämtlich Gegner Friedrichs III. Interessant ist aber die Abstufung in der Schärfe des Tones, entsprechend der sozialen Herkunft der Prälaten. Ein Geistlicher bürgerlicher Abstammung und ein anderer „nur von geslecht ein pawer" (WB 217. 20f. und 218. 4f.) sind erheblich schlechter bei Beheim angeschrieben als die übrigen, von deren sozialer Sphäre nichts gesagt wird, die aber vermutlich dem Adel entstammen. Hier tritt schon eine ständische Einstellung des Dichters hervor, die in den folgenden Abschnitten noch stärker zu belegen sein wird. Äußerungen über die kirchlichen Verhältnisse in Wien bietet das Wienerbuch kaum. Nur das Franziskanerkloster, dem ein Sohn Beheims angehört, wird 202. 7f. geschildert. Die dortigen „frummen munch" haben viel unter dem Haß einiger minderwertiger Klosterbrüder zu leiden, unter denen ein „pankart" und ein „getauffter jud" genannt werden.

Diese spärlichen Urteile des „Buches von den Wienern" über die Kirche und Geistlichkeit entsprechen ganz der zuerst gezeigten Linie der Gedichte.

IV.

Bis auf die Jugend in der väterlichen Weberei und den mutmaßlichen Lebensabend als Schultheiß von Sulzbach[28]) hat sich das ganze Leben Michel Beheims an Fürstenhöfen abgespielt. Wenn wir an seine dichterischen Zeitgenossen gleicher Herkunft denken, die von dem Nürnberger Hans Rosenblüt bis zu den Verfassern kleinerer historischer Volkslieder[29]) fast ohne Ausnahme in den Städten ihr Auskommen finden, so liegt auf der Hand, daß Beheim aus einer bestimmten Einstellung heraus den fürstlichen Dienst gesucht hat. Diese entspringt der Überzeugung, daß der Adel die einzige Gesellschaftsschicht ist, die getreu ihrer großen Vergangenheit in Gegenwart und Zukunft das politische, soziale und kulturelle Leben des deutschen Reiches bestimmen kann.[30]) Bürger und Bauern werden von ihm als Stände minderer Bedeutung angesehen. Wo sie selbständige und aufstrebende Regungen zeigen, weist er sie in ihre Schranken. Das dichterische Schaffen Michel Beheims bietet eine Reihe von Beispielen für diese, der Masse des bürgerlichen Schrifttums im 15. Jahrhundert völlig entgegengesetzte ständische Anschauung. Der Fürstenhof als Mittelpunkt der ritterlichen Kultur, der Kultur schlechthin für unseren Dichter, steht im Vordergrund mehrerer Lieder. Einige gelten der Sangeskunst[31]), die Beheim als sein Beruf und als ein Hauptmerkmal der höfischen Kultur sehr am Herzen gelegen haben wird. Wichtiger für seine politischen und sozialen Anschauungen sind die Stellen in Gedichten und im Wienerbuch[32]), die auf die kriegerische Politik und die Verwaltung der

[28]) Caspart a. a. O.
[29]) Liliencron a. a. O.
[30]) Vgl. Stammler a. a. O. S. 23f.
[31]) Vgl. Gille a. a. O. S. 148f.
[32]) Michel Beheims Reimchronik, zum Lobe Friedrichs von der Pfalz verfaßt, kommt als Quelle für eigene Anschauungen nicht in Frage. Sie ist eine einzige Verherrlichung des Pfalzgrafen, vergleicht z. B. seine kleinen Fehden mit den Taten Alexanders usw. Beheim hat hier vollständig mit den Grundsätzen früherer Zeiten gebrochen. Er sagt

Territorialherren Bezug nehmen. Den Fürsten, von denen er wie vom Kaiser Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Bescheidenheit im Auftreten fordert[33]), hat er persönlich nur eins vorzuwerfen, ihre Land und Leute schädigende Kriegslust. WB 107. 21 verweist er auf die Bestimmung des von Kaiser und Fürsten beschworenen Landfriedens, daß kein Fürst den anderen angreifen solle. Weiter beklagt das Wienerbuch oft die kriegerischen Maßnahmen Herzog Albrechts von Österreich gegen seinen kaiserlichen Bruder (z. B. 108. 1f., 352. 19ff. u. a.). Es sind dies keine Haßausbrüche wie gegen die Wiener Bürger, sondern es ist nur Trauer um die Befleckung eines Ideals. Dieses Ideal wird im „Buch von den Wienern" neben dem Kaiser (vgl. S. 17) in vielem von dem Böhmenkönig Georg Podiebrad verkörpert[34]) (z. B. WB 152. 15f. und 199. 29f.), dessen Ungläubigkeit er allein bemängelt.

Die hier geoffenbarte ständische Einstellung Beheims wird bestätigt durch die Schwarzweißmalerei zweier kleiner allegorischer Lieder, die den Hohenzollern Albrecht Achilles in seinem zähen Kampf mit den schwäbisch-fränkischen Reichsstädten zeigen. Albrecht, „der ritterliche Kraftmensch" (Heimpel), entsprach in vielen Zügen Beheims Vorstellungen, nicht zuletzt in seiner offenen Bürgerfeindlichkeit. Die Inhaltsangaben bei Gille a. a. O. S. 91ff. bringen aus jedem der beiden Albrecht lobenden Ge-

selbst am Schlusse, daß sein Panegyrikus einen geschäftlichen Hintergrund habe:

„Der furst mich het in knechtes miet
ich aß sin brot und sang sin liet."

Hinzu kommt, daß sich das Reimwerk fast sklavisch an das Vorbild der Chronik des Matthias von Kemnat, Hofkaplans Friedrichs von der Pfalz, hält, also nicht einmal eigenes geistiges Gut darstellt. Vgl. das vernichtende Urteil, das Gerhard Ritter: Die Universität Heidelberg. Ein Stück deutscher Geschichte, I. Bd., Heidelberg 1936, S. 457 über beide „Machwerke" fällt. Jedoch mag Friedrich, dem die Mitwelt den Beinamen „der Siegreiche" gab, ebenso wie der von ihm ebenfalls gelobte Hohenzoller Albrecht „Achilles" Beheim wirklich als einer der wenigen ritterlichen Fürsten seiner Zeit erschienen sein. Vgl. über Friedrich und Albrecht auch: Heimpel, Handbuch der deutschen Geschichte, S. 365f.

[33]) Besonders niedergelegt in zwei an König Ladislaus gerichteten Liedern Gille a. a. O. S. 151f.

[34]) Vgl. über ihn: A. Bachmann: Böhmen und seine Nachbarländer und Georg von Podiebrad 1458—1461, Prag 1878. — Auch: E. W. Kanter: Die Ermordung König Ladislaus, München 1906, S. 1ff.

dichte eine für die Anschauung des Dichters besonders charakteristische Stelle zum Abdruck:

1. „es wer ach spöterey,
daz purger in den steten
gewalt uff erden heten
über die fürsten her."
2. „wie si (die Städter) dem adel widerstreben
und den adel vertreiben
wider got, on alles recht."

Wenn Beheim in anderen Gedichten das „unrecht reiament", die Mißstände in der Territorialverwaltung, tadelt, dann ist bezeichnend, daß er hierfür im allgemeinen nicht den Fürsten, sondern seine Beamten verantwortlich macht. Den Beamten, die wohl auch größtenteils bürgerlicher Herkunft waren, bringt er anscheinend einen ähnlichen Haß entgegen wie dem Stadtbürgertum. Den Richtern wirft er in einem „beispel von einem fuchslein" (Inhaltsangabe bei Gille a. a. O. S. 158) Parteilichkeit vor, den Amtleuten macht er in einem Gedicht „von ungetreuen amtleuten" (Inhaltsangabe ebda.) den Vorwurf der Habgier und der Erhebung ungerechter Abgaben. Die Abgaben sind für ihn dann ungerecht, wenn sie den Adel, der ja nach der Ansicht des Dichters der Grundpfeiler des politischen Lebens ist, treffen. Wie schon gesagt, werden die Fürsten, außer, daß sie straffere Kontrolle üben müßten, meist von der Schuld an diesen Zuständen freigesprochen. Das kommt auch im Wienerbuch zum Ausdruck, wo König Ladislaus 317. 14f. für seine Nachlässigkeit in Regierungsdingen mit seiner Jugend entschuldigt wird.

Die Kritik, die Michel Beheim an der Kriegslust der zeitgenössischen Fürsten übt, richtet sich auch gegen den niederen Adel und hier besonders gegen dessen Räuberei und Bedrückung armer Leute. In dem von Bolte a. a. O. S. 414f. abgedruckten Gedicht „Von einem wolf und einem lemplein", das in allegorischer Einkleidung dieses Treiben des Adels geißelt, heißt es:

„der wolf geleicht den hern,
die mit gewalt an rechte
vil swachheit, schand und smechte
dem unschuldigen tun."

Die Menge der kritischen Äußerungen über Fürsten und Adel seiner Zeit läßt erkennen, daß die Auffassung des Dichters von Rittertum ein historisches Idealbild ist, das er in seiner Zeit vielleicht noch am ehesten von den Herren des Deutschen Ordens in Preußen verkörpert glaubt[35]), dessen mangelnde Unterstützung gegen Polen er den deutschen Fürsten und Adligen in bitteren Worten zum Vorwurf macht. Sonst entspricht die Wirklichkeit seiner Vorstellung von ritterlicher Art in vielen Zügen nicht mehr. Durch Klage und durch Lob der geschichtlichen Rittertugenden sucht er die Gegenwart wieder dorthin zu führen. Am besten vertritt dieses Idealbild ein Gedicht „Wie ein ritter sich halten soll in seinem orden" (Inhaltsangabe bei Gille a. a. O. S. 154); die allgemeine Kritik am zeitgenössischen Adel führt das großangelegte Gemälde „Von dem stand des adels" (Inhaltsangabe ebd. S. 131ff.) vor Augen. Die Vorstellung des Rittertums als der Gesellschaftsschicht beeinflußt aber auch in starkem Maße Beheims Darstellungs- und Ausdrucksform. Selbst im nüchternen Chronikstil des „Buches von den Wienern" klingt immer wieder das „Zweierlei Maß" dieser ständischen Einstellung und die Freude an der Schilderung ritterlicher Dinge durch.[36]) So findet der Dichter bei der Aufzählung der Adligen, die Parteigänger Herzog Albrechts sind, 115. 1ff. für keinen von ihnen ein abfälliges Wort, um bei dem Hinweis auf die Wiener Söldner 116. 29 gleich „zween pöser galgen sprüssel" zu erwähnen. 117. 14ff. wird ein Ritter, der sich selbst als abgesagten Feind des Kaisers bezeichnet, gelobt, nur weil er dem Bund der Wiener Bürger mit Herzog Albrecht nicht beitritt. 157. 28f. wird derselbe Gegner des Kaisers gerühmt, weil er aus Abneigung gegen das Stadtbürgertum sich dem Zuge des Böhmenkönigs gegen Wien anschließt. 221. 6ff. wird die Besetzung der Landesverwaltung durch Herzog Albrecht beschrieben. Wieder findet der Verfasser für die adligen Inhaber der Hofämter kein Tadel- oder Schimpfwort, während

[35]) Wie sein ihm sehr ähnlicher Vorgänger Peter Suchenwirth dieses Rittertum des Deutschen Ordens bei der Beschreibung des Litauerzuges seines Herrn, des Herzogs Albrecht von Österreich, im Jahre 1377 schilderte.

[36]) Zum ritterlichen Standpunkt Beheims in den historisch-politischen Gedichten vgl. Gille a. a. O. S. 204f.

die eigentlichen Beamten, ein Steuereinnehmer und ein Richter, die wahrscheinlich bürgerlicher Herkunft sind[37]), mit den tollsten Verunglimpfungen bedacht werden. Wenn Beheim gegen Raub, Mord und Plünderung eines Teiles des Landadels 365. 25 und 370. 18f. eine schärfere Tonart anschlägt, so muß es schon die üble Raubritterkolonne der „Brüder" sein, gegen die er Stellung nimmt; hauptsächlich aus dem Grunde weil sie nicht Bürger sondern Standesgenossen bedroht. Die Auseinandersetzung dieser Raubritter mit einem kaiserlichen Heere schildert Beheim aber mit deutlicher Freude an ritterlichem Kampf wieder ziemlich sachlich (z. B. 360. 21ff. und 368. 1ff.). Die kaiserlichen Heerführer werden natürlich auf das Höchste gelobt, jeder einzeln 372. 21ff., aber auch die Tapferkeit des Gegners wird 376. 27f. gewürdigt. Man vergleiche die Schilderung des Kampfesmutes dieser Strauchräuber mit der Verächtlichmachung der bürgerlichen Kampfweise, auf die im nächsten Abschnitt noch ausführlich eingegangen wird. Wie lebhaft verteidigt der Autor z. B. auch 248. 28f. eine Anzahl von Rittern, die sich in der Stadt von den Bürgern überrumpeln läßt, gegen den Vorwurf der Feigheit! Mit welcher Unparteilichkeit läuft 299. 20ff. die Schilderung einer Schlacht zwischen adligen Parteigängern und Gegnern des Kaisers ab! Alle diese Beispiele lassen sich beliebig vermehren. Sie zeigen die Richtigkeit der oben aufgestellten Behauptung, daß die Einstellung des Dichters im Wienerbuch weniger in allgemeinen Urteilen als in dem unterschiedlichen Einsatz der Sprachmittel für die Darstellung der einzelnen Stände zum Ausdruck kommt.

Für die negative Seite des ritterlichen Idealbildes findet sich WB 385. 35f. ein treffendes Beispiel. Beheim macht uns dort mit dem Sproß eines alten Adelsgeschlechtes bekannt, der vollkommen in der Landwirtschaft aufgeht, wie ein Bauer lebt und und jede ritterliche Tradition verleugnet. Man merkt der Schilderung des Dichters die völlige Verständnislosigkeit für diese Art eines Adligen an. Sie entspricht seiner Vorstellung vom Ritter gar nicht, dann noch eher das Raubrittertum. Als die „Brüder" dem oben erwähnten aus der Art geschlagenen Standes-

[37]) Ihre Namen finden sich sowohl unter den Wiener wie unter den Regensburger Ratsgeschlechtern.

genossen seine Burg fortnehmen und dieser sie auch noch kampflos räumt, glaubt Beheim an eine gerechte Strafe für so wenig adlige Art.

„Es ist ein schad und auch schand gewest,
daz nur ein solcher lauser,
hudor avner und zauser
gehaben hat ein solch gesloss"

ruft er schmerzlich berührt 390. 8 aus.

Am Abschluß unserer Beweisführung für die beherrschende Stellung des Fürstenhofes und des Rittertums in der politischen und sozialen Grundauffassung Michel Beheims sei auf eine merkwürdige Stelle des Wienerbuches verwiesen. Man müßte meinen, ein so glühender Verehrer ritterlichen Tuns hätte darauf gebrannt, selbst Gelegenheit zu kühnen Taten zu erhalten. Weit gefehlt! 406. 4ff. erzählt er selbst, wie er, zum Kommandanten einer eroberten Feste ernannt, aus Unruhe über die vielleicht nachts die Burg umschleichenden Feinde nicht schlafen kann und flehend um seine Abberufung bittet. Zwischen Theorie und Praxis ist also bei Beheim ein erheblicher Unterschied!

V.

Die kleinbürgerliche Herkunft Michel Beheims hat es nicht vermocht, den Dichter für die aufstrebende politische, gesellschaftliche und geistige Sphäre des städtischen Bürgertums zu gewinnen. Natürlich lehnt er sich literarisch weitgehend an das zeitgenössische Schrifttum an, das man gemeinhin als „Meistergesang" bezeichnet. Zu einer auf sich stehenden dichterischen Leistung reicht es bei ihm nicht. Der Standpunkt, welcher dem Inhalt seines Werkes eine persönliche Note gibt, ist, wie schon mehrmals gesagt wurde, im Gegensatz zu den Meistersingern die Vorliebe für das Höfisch-Ritterliche und die Abneigung gegen das Stadtbürgertum.

Einmal lobt er in einem Gedichte (Karajan Nr. 4) allerdings die Bürger, sogar die Wiener. Aber diese Stellungnahme bedeutet mehr eine Mahnung für Adel und Geistlichkeit, ihre Pflicht gegen den Landesherrn nicht zu vergessen, als einen Preis des Bürgertums. Gewiß mögen auch die Lebensumstände, die den Dichter seinen Unterhalt ausschließlich an Fürstenhöfen verdienen ließen,

seine Haltung zum Bürgerstand beeinflußt haben. Aber schließlich war er in seinem Entschluß, wo er sich sein Leben bauen wollte, ja frei. Dann spricht auch die Unwandelbarkeit seiner Anschauung in allen Lebensabschnitten für eine über jede wirtschaftliche Erwägung hinausgehende innere Einstellung. Zum Beweise hierfür lassen sich neben dem Wienerbuche hauptsächlich mehrere allegorische Gedichte einer früheren Epoche anführen, die vom Kampfe des Ansbacher Markgrafen Albrecht Achilles mit den fränkisch-schwäbischen Reichsstädten handeln. Zwei für die ständische Auffassung Beheims besonders charakteristische Stellen wurden bereits zitiert. Für seinen antibürgerlichen Sinn aber ist schon die Grundtendenz jedes der bei Gille a. a. O. S. 91, 93, 94 inhaltlich wiedergegebenen Lieder bezeichnend. Die Fürsten werden durchweg durch einen Löwen dargestellt, dem die Bürger in Gestalt des Esels oder der Krähe seine Herrschaft über das Reich der Tiere streitig zu machen sich anmaßen. In den Augen des Dichters ist, wie diese Einkleidung zeigt, jeder Widerstand der Städter gegen den hohen Adel „Empörung" oder „Meuterei". Im Einzelnen verherrlicht das erste Gedicht den Sieg Albrechts über die Nürnberger bei Fürth Der Autor vergißt jedoch, daß diese dem Markgrafen unmittelba darauf eine empfindliche Niederlage beibrachten! Das zweite stellt die Kampfesweise der Städter und Fürsten gegenüber und wirft den ersteren Feigheit vor, weil sie hinter ihren Mauern Schutz suchen. Es ist typisch, weil es die auch im Wienerbuch häufig zu findende Art des Dichters spiegelt, nur im ritterlichen Gegeneinanderreiten auf freiem Felde die richtige Kampfesweise zu sehen. Im dritten tritt die ständische Auffassung des Verfassers besonders augenfällig hervor. Es stellt mit Übertreibung die Städte als die allmächtigen Faktoren im Reiche hin und warnt die Fürsten vor jedem Paktieren mit ihnen, da sonst das politische Leben seine gottgewollte Ordnung verlieren würde.

Diese Lieder sind wichtig, weil sie schon alle jene Bestandteile in sich tragen, die im „Buch von den Wienern" als der Hauptquelle für die antibürgerliche Einstellung Beheims in reicher Fülle zum Ausdruck kommen. Ihre Gleichartigkeit hebt den Quellenwert des Wienerbuches und gibt uns ein gewisses Recht, Äußerungen des Verfassers über die Wiener verallgemeinernd

auf den gesamten Bürgerstand zu beziehen. Dies gilt natürlich nicht von den wüsten persönlichen Beschimpfungen, die die umständliche Aufzählung der Wiener Gegner des Kaisers auf den ersten zwanzig Seiten begleiten. Aber schon die laute Empörung z. B. 46. 2ff. über die Auflehnung der Wiener gegen ihren angestammten Landesfürsten und 77. 15f. über ihren Freiheitswillen ist ohne Zweifel eine grundsätzliche Ansicht des Autors. Ob die an Unflätigkeit nicht zu überbietenden „schmückenden Beiworte", die wie nach einem festen System auch die geringfügigste Nennung der Wiener Bürger einkleiden, nur dem Haß gegen die Wiener Feinde entspringen, oder ob sich hier auch die allgemeine Abneigung gegen das Bürgertum Luft macht, ist schwer zu entscheiden. Man könnte fast Letzteres annehmen, denn Prälaten und Beamte bürgerlicher Abstammung (vgl. S. 13 und 16) und die Bürger der österreichischen Städte Tulln, Ibbs und Klosterneuburg (WB 208. 15f. und 214. 15f.) werden mit „Schmeicheleien" bedacht, die denen für die Wiener in nichts nachstehen. Die Krönung dieser haßerfüllten Phantasie bildet wohl 206. 6ff. die Schilderung der Embleme eines Wappens, das nach Ansicht Beheims der Kaiser den Wienern als Lohn für ihren Abfall verleihen müßte. Ein blutiger Schild, Galgen, Rad und Strick, ein Menschenarm mit zwei abgehackten Fingern, das sind nur einige der Merkmale, die in den Augen Beheims das Wiener Stadtbürgertum symbolisieren. Daneben steht 276. 8ff. die Erzählung von dem teuflischen Geist, der aus einer Frau in Siebenbürgen entwichen ist und sich Wien zum neuen Ort seiner Tätigkeit aussucht. Als ihn ein Geistlicher beschwört, malt er in wahrhaft teuflischer Weise aus, wie es den Wienern in der Hölle geht, und welche Wiener er noch dorthin bringen will.

Ebenso bedeutsam für die Einstellung des Dichters ist die Auswahl der biblischen Vergleiche, die das Wienerbuch ja auf alle Stände anwendet, für die Haltung des Bürgertums. Das Christlich-Kirchliche ist, wie schon ausführlich dargelegt wurde, ein Grundpfeiler der politischen und gesellschaftlichen Anschauung Beheims. Z. B. nennt er die Wiener 75. 6 Heiden, ein Vorwurf, der, hauptsächlich in der Befürchtung, die hussitische Ketzerei könnte übergreifen, noch öfter gemacht wird. 46. 26f. wird der Ungehorsam der Wiener (und damit wohl aller Stadt-

bürger) gegen ihren Fürsten schlimmer beurteilt als der der Juden, als sie Christus ans Kreuz schlugen, denn jene wußten ja nicht, daß er ihr Herr war. Die bewaffnete Erhebung gegen den Kaiser wird 85. 29 mit dem Tun der Juden verglichen, als sie Hand an Christus legen wollten, wie im 7. Kapitel des Johannesevangeliums steht. 88. 25ff. findet sich der Vorwurf der Sonntagsschändung, als die Wiener ihre Belagerungsarbeiten am siebenten Wochentage nicht unterbrechen.[38]) Auch mit dem Tanz der Juden ums goldene Kalb wird 113. 14ff. die Weigerung der Wiener, ihren angestammten Fürsten anzuerkennen, gleichgesetzt, ein hartes Urteil, das besser als jede Schimpfkanonade die ständische und konservative Auffassung Beheims wiedergibt.

Auch zwei allegorische Vergleiche 283. 17ff. und 285. 26ff. sind aufschlußreich. Der erste ist die Anwendung der bekannten Fabel von den Fröschen und ihrem König auf die Wiener, als Herzog Albrecht, den sie Kaiser Friedrich als Herrn vorgezogen haben, ihren Erwartungen nicht entspricht. Die Frösche waren mit dem Froschkönig wegen seiner Gutmütigkeit unzufrieden. Da gab ihnen Gott den Storch als König, der sich auf dem Wege Respekt verschaffte, daß er einen der dummen Frösche nach dem anderen verspeiste. Die gleiche Tendenz hat die Geschichte von den Bauern, die der Göttin Juno, als sie müde und durstig des Weges kam, das Trinken in ihrem Brunnen verweigerten. Als das Jupiter erfuhr, verwandelte er die Bauern zu Fröschen in demselben Brunnen. Beide Parabeln machen sich über die Dummheit der Wiener lustig, aber man kann wohl mit einiger Sicherheit annehmen, daß Beheim die plumpe, unüberlegte und tölpelhafte Art des Bürgerstandes im Hinblick auf die feine, höfische Diplomatie des Ritterideals, wie es ihm vorschwebt, treffen will.

Haß gegen die Städter kennzeichnet das Wienerbuch von der ersten bis zur letzten Seite. In der Unerbittlichkeit seiner Abneigung entfernt sich der Autor nicht selten von den Gegebenheiten der kaiserlichen Politik, ein deutliches Zeichen für das persönliche Element in seiner gesellschaftlichen Einstellung. 223. 27ff. erzählt er, wie die Wiener dem Kaiser die Aussöhnung

[38]) Eine Stellungnahme gegen einen am Sonntag stattfindenden ritterlichen Kampf ist in keiner Schrift anzutreffen!

anbieten und auch zwischen ihm und Herzog Albrecht vermitteln wollen. Es werden Verhandlungen eingeleitet, die für die Wiener der Bürgermeister Holzer, für den Kaiser der Propst von Preßburg führen. Ein paar Seiten lang mäßigt Beheim seine Tonart. Man spürt fast den Zwang, den er sich antun muß, um gerade den Bürgermeister Holzer, dem bisher die meisten der persönlichen Beschimpfungen gegolten haben, nicht weiter zu verunglimpfen. Er macht nun eine Zeitlang die Feinde Holzers unter den Bürgern zur Zielscheibe seiner Spottreden. Als aber die hinter dem Rücken Herzog Albrechts geführten Verhandlungen bekannt werden und Holzer von diesem gefangen gesetzt, später enthauptet wird, ist es für Beheim gleichgültig, daß der Bürgermeister ja letzten Endes als Parteigänger des Kaisers hingerichtet wird.[39]) Trotzdem man der Haltung des Holzer und der anderen Bürger im Angesicht des Todes, wie sie der Autor sachlich schildert, die Achtung nicht versagen kann, schmückt Beheim die Darstellung mit erneuten Haßäußerungen (254. 29f., 256. 26ff. und 259. 5f.). Unverändert ist die Einstellung zu den Stadtbewohnern unter ihrem neuen Bürgermeister Ebner, der schon 259. 11f. bei der Erzählung seiner Wahl beschimpft wird. So geht es Seite für Seite weiter. 338. 19f. und 340. 22f. werden bei einer Aufzählung der Stände anläßlich eines Landtages zu Tulln die Bürger als einziger Stand mit Schimpfworten bedacht. Noch 360. 9f. kann Beheim sein Mißfallen darüber nicht verbergen, daß die endgültige Aussöhnung des Kaisers mit seinen österreichischen Ständen die Wiener sehr glimpflich wegkommen läßt. So triumphiert auch hier die persönliche Auffassung des Hofdichters über die Verteidigung der politischen Maßnahmen seines kaiserlichen Herrn!

Die konsequente Mißachtung des bürgerlichen Verteidigungswillens und seiner Erfolge läßt sich auch im Wienerbuch an einer Reihe von Beispielen belegen. 103. 29f. wird in gewollter Schwarzweißmalerei der ungebrochene Mut der adligen Verteidiger der Hofburg der ob der Unzulänglichkeit und Wirkungslosigkeit ihrer Angriffsmethoden kleinlauten Verzagtheit der Städter entgegen-

[39]) Auch K. Schalk betont in Jb. d. Ver. etc. S. 301, daß Beheim die Wiener Bürger allgemein beschimpft; ohne Rücksicht darauf, daß es unter ihnen ja auch immer eine kaiserliche Partei gab.

gestellt. Die Schilderung des für die Wiener ungünstig auslaufenden Ringens um eine Donaubrücke 143. 14ff. ist eine einzige Verhöhnung ihres Kampfes. Bezeichnenderweise wird 143. 25 u. 27 das „ritterliche Bestehen" der Gegenseite gerühmt. 174. 2f. gießt der Autor die ganze Fülle seines Spottes über das aus allen Gewerken bunt zusammengewürfelte, wenig einheitliche Bürgeraufgebot aus, das es wagt, dem ritterlichen Entsatzheere die Stirn zu bieten. Die geschmähten Bürger haben dann freilich das Entsatzheer in die Flucht geschlagen, das kann auch Beheim nicht leugnen. Es ist aber bezeichnend, daß er dieses Verdienst WB 174. 20f. und 182. 14f. ausschließlich der Unterstützung durch Hofleute Herzog Albrechts zuspricht. Kriegerische Erfolge der Städter werden niemals gewürdigt, so auch 248. 17f. nicht, als die Bürger überraschend zuschlagen und eine Menge in der Stadt weilender Ritter gefangen nehmen. Das bürgerliche Kriegswesen wird durchweg negativ eingeschätzt und weit unter den ritterlichen Kampf, selbst den entarteten der „Schnapphähne", gestellt.

Die Vorliebe für den Ritterstand wird auch in der literarischen Ausdrucksform des Wienerbuches ergänzt durch die Abneigung des Dichters gegen das Bürgertum. Abgesehen von der Menge unflätiger Schimpfworte, die Beheim immer nur für diese Gesellschaftsschicht gebraucht, macht sich die antibürgerliche Gesinnung regelmäßig im Wortgebrauch bei gemeinsamem Auftreten beider Stände bemerkbar. Solche Parteinahme des Dichters ist unabhängig davon, ob die Adligen zu den Anhängern oder Gegnern seines kaiserlichen Herrn gehören. 115. 1ff. werden die ritterlichen Parteigänger Herzog Albrechts sachlich und ruhig dargestellt. Werden aber Wiener genannt, 116. 2 und 116. 29, so schlägt der Ton um, wird scharf und ausfallend. Bei Zwistigkeiten zwischen Stadt und Landadel ist die Sympathie des Autors durchweg auf Seiten des letzteren, wie die angewandte Tonart jedesmal beweist. Das zeigt z. B. die Erwähnung einer Fehde zwischen Wien und einem Ritter 290. 14ff. Mehrfach wird mit Freude verzeichnet, daß Adlige der Stadtbürgerschaft Sachschaden zufügen, so 294, 31., 296. 28, 303. 3f., 304. 10f., 305. 6 u. a. m. Die beliebig zu vermehrende Fülle dieser Zeugnisse läßt erneut erkennen, welch hervorragende Bedeutung das „Buch von

den Wienern" gerade als Fundgrube für die antibürgerliche Anschauung seines Verfassers hat.

VI.

Über das Verhältnis Beheims zum Bauerntum seiner Zeit gibt das Wienerbuch nur wenig Aufschluß. Der Bauer tritt als Stand dort nicht in Erscheinung. Die Erzählung 411. 4f., daß ein Bauer dem Dichter die Herberge weigert, als er sich als Dienstmann des Kaisers zu erkennen gibt, läßt kaum einen Schluß auf eine selbständige politische Entscheidung der österreichischen Bauernschaft zu; ebenso wenig die Erwähnung des Anschlusses von Gebirgsbauern an die Wiener 220. 32f. Die ironische Schilderung eines bäuerlichen Kriegshaufens 305. 30f. entspricht der Abneigung Beheims gegen jede nichtritterliche Kampfaustragung. Anhaltspunkte zu einem ständischen Urteil sind auch hier nicht gegeben.

Auffällig ist aber der häufige Gebrauch des Wortes „paur" als Schimpfwort. Die Wiener werden damit bedacht, z. B. 90. 24, 91. 25, 130. 15, 169. 11 u. a. m. Besonders deutlich wird das gewollt Herabsetzende dieser Bezeichnung 216. 22 „sein vater was ein paurenknarff" oder 218. 8, wo festgestellt wird, daß der Abt von Melk „nur von geslecht ain pawer" ist. Diese gesellschaftliche Absetzung vom Bauernstand entspricht ganz der Überheblichkeit der städtischen Meistersinger. Rosenblüt, Foltz und Sachs bieten in ihrem Werk Beispiele genug für den „tumben paur" als Spottfigur. Es wäre hier also ziemlich zum erstenmal die Übereinstimmung Michel Beheims nicht nur mit der Form sondern auch mit dem sozialen Standpunkt der bürgerlichen Literatur des 15. Jahrhunderts festzustellen. Jedoch tritt Beheim in seinen kleineren Gedichten tapfer gegen die wirtschaftliche Unterdrückung des Bauern durch die höheren Stände ein.[40])

VII.

Die Menge der Beispiele, jedesmal in Vergleich zu den Urteilen der kleineren Gedichte gesetzt, läßt keinen Zweifel an dem Werte des „Buches von den Wienern" als Quelle für die politische und

[40]) Vgl. Gille a. a. O. S. 160.

soziale Gedankenwelt des Dichters. Michel Beheim hat eine durchaus eigene Anschauung vom Deutschen Reich jener Zeit, seinem Oberhaupt und seinen Ständen gehabt. Diese Grundauffassung tritt in allen seinen Werken mit Ausnahme der Reimchronik[41]) klar zutage, im Besonderen in seinem Hauptwerke, dem „Buch von den Wienern". Sie ist — das kann einwandfrei durch die Übereinstimmung aller Phasen seines dichterischen Schaffens bewiesen werden — in ihrer Einseitigkeit tiefer gegründet als nur auf materielle Erwägungen und politischen Tageskampf. Die allgemeinen Formulierungen der Lieder finden ihre Anwendung auf die einzelnen Personen und Ereignisse eines zusammenhängenden historischen Geschehens im Wienerbuche. Die Gleichartigkeit der Urteile wiederum befreit die dortige Stellungnahme des Dichters zu den handelnden Persönlichkeiten von dem Verdacht der Parteilichkeit aus Berechnung.

Es ist eine einheitliche Grundanschauung, die das Werk Michel Beheims in seinen politischen und ständischen Urteilen wiedergibt. Ihre Pfeiler sind die mittelalterliche Vorstellung von Kaiser und Reich und die tiefempfundene christlich-kirchliche Religiosität, das Idealbild der ritterlich-höfischen Kultur als einzig möglicher Lebensform und die konsequente Ablehnung jeder selbständigen politischen, wirtschaftlichen und geistigen Äußerung des Bürger- und Bauernstandes.

Die einseitige Vorliebe für das höfisch-ritterliche und die Abneigung gegen das bürgerliche Element des deutschen Volkskörpers geben Beheim einen Sonderplatz in der Literatur seiner Zeit. Vielleicht entschädigt die Eigenwilligkeit seines Denkens ein wenig für die dichterische Qualität, die man bisher mit Recht immer wieder in seinem Schaffen vermißt hat.

---

[41]) Vgl. Gille a. a. O. S. 160.

DER HUMANIST VINZENZ HEIDECKER, GEN. OPSOPOEUS

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DES SÜDDEUTSCHEN HUMANISMUS

VON AUGUST JEGEL

Zu den kennzeichnenden Eigenheiten des deutschen Humanismus[1]) gehört, daß viele seiner Vertreter nicht Alt-Philologen, d. h. Altsprachgelehrte, sind, sondern gleich unseren „Freunden des humanistischen Gymnasiums" nur Anhänger des klassischen Altertums. Deshalb beschäftigen sie sich lediglich in ihren Mußestunden mit der versunkenen Welt. Infolgedessen finde ich bei meinen mannigfachen Quellenforschungen in allen möglichen juristischen, medizinischen, theologischen Büchern, Stellen aus griechischen und römischen Schriftstellern oder Vergleiche aus dem täglichen und staatlichen Leben der Antike wie etwas Selbstverständliches eingestreut. Die Einfügungen beweisen ein vollkommenes Vertrautsein mit Vergangenheitszeugen. Allerdings wird vieles wie von seiten des Neuhumanismus[2]), in den Jahrzehnten der Griechenbegeisterung Königs Ludwig I. von Bayern verklärt gesehen[3]) und zugleich kämpferisch gegen die eigene, weniger schöne Umwelt ausgespielt. Beides tut auch Opsopoeus[4]) bezüglich des Alltaglebens und wissenschaftlichen Denkens: „Wenn jemand unsere Gelage mit denjenigen der alten Denker vergleicht, so wird er — bei den unsterblichen Göttern(!) —

---

[1]) L. Geiger, Renaissance u. Humanismus i. Ital. u. Deutschld., Bln. 1882. Theod. Muther, aus d. Univ.- u. Gelehrt. Leben i. Zeitalter d. Reformation, Erlangen 1866. G. Voigt, Die Wiederbelebung d. Klass. Altertums, Bln. 1881.

[2]) Dr. Alb. Rehm, Neuhumanismus, einst u. jetzt, Mü. Rekt.-Rede, Mü. 1921.

[3]) Dr. Rob. Pöhlmann, Aus Altertum u. Gegenwart: Über d. Geschichtschreibg. von Grote.

[4]) Werk: 23.

keine Verwandtschaft entdecken. Wieviel Barbarei wird er in den unsrigen finden, wieviel Unbildung, Wirrwarr, Geschrei, Unsinnigkeit, unzüchtige Worte, Zügellosigkeit, Schlemmerei, Prasserei, Gefräßigkeit, kurz in jeder Hinsicht Ungehörigkeiten und mangelnden Schliff, dagegen nichts von Scherz, das Schönste, was es gibt, nicht Lieblichkeit der Worte, Erzählungen, Gespräche, hochwillkommene Annehmlichkeiten, Liebe und edle Form". Um den Vergangenheitsbrauch wieder lebendig werden zu lassen, schreibt O. ein eigenes, am Ende meiner Abhandlung zu würdigendes Gedicht von über 2000 Hexametern. Auch in geistiger Hinsicht stellt er seiner Zeit die Vergangenheit als Vorbild hin: „Wenn jemand nach vollzogener Verbindung zwischen unserer und der alten Philosophie die beiderseitigen Vertreter gründlicher untersucht hätte, wieviel glücklicher müßten die alten gegen die unsrigen angesehen werden!"[5]). — Solche Äußerungen sollten einmal aus den verschiedensten Schriftstellern zusammengesucht und in ihrer zeitgeschichtlichen Bedingtheit und Ausstrahlung beleuchtet werden. — Selbst manche Herausgeber von Handschriften und Erläuterer derselben haben sich im 16. Jahrhdt. eine gelehrte Bildung erst mühsam und im höheren Alter durch Selbststudium angeeignet, gleich dem O. Dagegen fehlen in Deutschland im Gegensatz zu anderen Ländern[6]) fast ganz diejenigen Humanisten, welche in einem zügellosen Leben dem vermeinten Vorbild am nächsten kommen wollen. Sie verwechseln nämlich Römer und Athener der Niedergangszeit mit den wahren Verkörperern des edlen klassischen Altertums. Jene Leute lehnt auch Opsopoeus gelegentlich schroff ab gleich seinem Gönner Willibald Pirkheimer, obwohl dieser selbst ziemlich ungebunden lebt, solange es sein Körper zuläßt.[7]) „Ich sehe jene Gefahr, in der heutzutage der größere Teil der Menschheit schwebt; denn es kommt dahin, daß die Leute zur fleischlichen Zügellosigkeit und Ungebundenheit sich wenden, während Glaubensfreiheit und Tugend übermäßig gepriesen

[5]) Werk: 5.

[6]) Dr. Jacob Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien, Leipzig 1901 (abgekürzt: Burckhardt). II, 151 ff.

[7]) Dr. Emil Reicke, Willibald Pirkheimer (Deutsche Volkheit. Bd. 75), S. 74. Vgl. IV. Bd. der Humanistenbriefe, München 1940.

werden".[8]) Diese Ausführungen bekämpfen nicht nur „die katholische Werkgerechtigkeit", welche von dem kurz vorher veröffentlichten Augsburger Bekenntnis entschieden verworfen wird, sondern auch jede Hemmungslosigkeit, wenn sie sich gegen den Willen der lutherischen Kirche bei angeblichen Anhängern, z. B. den Wiedertäufern, in oft erschreckender Form, zeigt.[9])

Doch etwas haben deutsche Humanisten mit italienischen[10]) gemeinsam: Unbändige Wanderlust treibt viele fast ruhelos von Ort zu Ort. Manche fühlen sich irgendwo zu wenig geehrt und gewürdigt und erhoffen anderwärts größere Beachtung und Einnahme, z. B. Konrad Celtis[11]) und Eobanus Hesse.[12]) Sie gehören vorübergehend zu demselben Nürnberger Kreis wie Opsopoeus. Andere wollen möglichst viele Humanistengruppen und die örtlich vorhandenen Handschriften aufsuchen gleich dem O. Über jede neue, die er findet oder bekommt, äußert er seine lebhafteste Freude. Sie mag Gegenwartsmenschen mitunter überschwenglich dünken; denn gelegentlich versteigt er sich zu der Erklärung, daß er „nicht mit den Schätzen des Krösus oder Krassus getauscht hätte, wenn er ein unverdorbenes Stück eines Schriftstellers gefunden".[13])

In der 2. Hälfte des 15. Jahrhdts. zieht der Humanismus mit seiner Begeisterung für die Klassiker auch in die Reichsstadt Nürnberg ein, da viele ihrer Bürger schon durch die Handelsbeziehungen italienische Verhältnisse kennenlernen und schätzen. Infolgedessen eilen auch wißbegierige Jünglinge auf dortige Hochschulen[14]) und bringen wertvolle Anregungen mit nach

[8]) Werk: 19.

[9]) Ludw. Keller, Gesch. d. Wiedertäufer u. ihr. Reiches i. Münster, Münster 1880. — Vgl. Dahlmann-Waitz[9], Nr. 9903 ff. Dazu Nürnberg, Stadtbibll., Hist. 261. 4°: Zeitgenöss. Flugschriften üb. d. Wiedertäufer i. Münster.

[10]) Burckhardt I, 227.

[11]) Dr. Alb. Werminghoff, Konrad Celtis u. s. Buch üb. Nbg., Freiburg 1921.

[12]) A. D. B. 12, 316; dazu Dr. Hugo Steiger, d. Melanchthongymnasium in Nürnberg, München 1926, S. 22 ff. Vgl. Eob. Hesse, Farragines, Frankf. 1549, S. 335 (Ged. auf Ops.): Nbg. Stadtbibl. 8°. Phil. 2850.

[13]) Werk: 26. — Gehört der erwähnte Thilemann Günderod dem gleichnamigen Adelsgeschlecht an? Vgl. Zedler, Univ.-Lex. 11, 1251 ff.

[14]) Dr. Emil Reicke, Geschichte d. Reichsstadt Nbg., Nbg. 1896, S. 691 ff., vgl. Mitteilgn. d. Nbger. Gesch.-Vereins 1895, S. 97 ff. u. 201 ff.; Max Herrmann, Die Rezeption d. Humanismus i. Nbg., Bln. 1898, S. 30 ff.

Hause. Deshalb übernimmt z. B. das große Gesundheitsgesetz von 1592 südliche Vorbilder.[15])

Als schwacher Abglanz der sog. Akademien an italienischen Fürstenhöfen[16]) bildet sich folgerichtig in Nürnberg eine lose Vereinigung von Freunden des klassischen Alterums. Die sodalitas celtica, die Gesellschaft des Konrad Celtis[17]), besteht nach der Abreise ihres geistigen Urhebers weiter. Sie setzt sich aus verschiedenen Berufsangehörigen zusammen und hat ziemlich regelmäßige Zusammenkünfte. Bei ihnen geht die Bewirtung, für welche jeder Teilnehmer einen bestimmten Betrag stiftet, reihum. Auf diesen Brauch dürfte O. bei seiner Schilderung, wie einwandfreie Geselligkeit beschaffen sein soll, anspielen. Unter den Teilnehmern sind nur wenige Fachleute im engeren Sinn, in erster Linie Prof. Dr. Joachim Camerarius[18]), „ein Mann von kräftigem Urteil in beiden Sprachen". Seine Unterstützung genießt O. z. B. bei der Herausgabe von Luciangesprächen. Erhaltene Briefe lassen in ein enges Freundschaftsbündnis hereinblicken.[19]) Es ehrt den O. um so mehr, als Camerarius neben Dr. Erasmus von Rotterdam der bedeutendste deutsche Humanist sein dürfte. Vor allem ist er ihm gegenüber eine menschlich viel anziehendere Persönlichkeit, da der bescheidene, vielseitige Gelehrte von einer in sich geschlossenen Weltanschauung und tiefverankertem, evangelischem Gottesglauben erfüllt ist. Ihm zur Seite steht ein anderer Vertrauter Melanchthons, Michael Röting.[20]) Auch andere geistige Berufe fehlen nicht, die Ärzte Dr. Hieronymus Schaller[21]) und Dr. Johann Magenbuch.[22]) Letzteren nennt O. mit überströmender

---

[15]) Vgl. m. Aufsätze i. Bayer. Ärzteztg. 1931, Hft. 36ff. u. Pharm. Ztg. 81, 49.

[16]) Burckhardt I, 234f. u. 305ff.

[17]) Herrmann (s. Anm. 14) S. 99ff.; Oscar Karl Krause, Eobanus Hesse, Gotha 1879: II, 36ff.

[18]) A. D. B. 3, 720ff.; Dr. Andr. Will-Nopitsch, Nbger. Gel.-Lex. I, 161ff. u. VI, 137ff.

[19]) Bamberg, Staatsarchiv, Ms. VI, 21 u. Erlangen, Univ.-Bibl., Sammlg. Trew 1821 (alte Nr.).

[20]) Will, a. a. O. III, 410ff.; Steiger (Anm. 12) S. 21; Krause (Anm. 17) II, 41.

[21]) Will-Nopitsch, a. a. O. VIII, 43.

[22]) Werk: 28. — Will-Nop, a. a. O. II, 530ff. u. VI, 345ff.

Dankbarkeit in der Humanistensprache „einen anderen Äskulap". Er vergleicht ihn also sogar mit dem griechischen Gott der Heilkunst, dessen Namen große Ärzte des Altertums tragen.[23]) Zu jenen Stadtärzten kommen die Ratsjuristen Dr. Christoph Gugel[24]), dem O. zwei seiner Werke widmet, Dr. Christoph Coler[25]) und Dr. Michael Marstaller[26]), der auch eine Klassikerausgabe von O. empfängt; ferner die Pfarrer Wenzel Link[27]), Dominikus Schleupner[28]), den O. gleichfalls durch Widmungen auszeichnet, und Thomas Venator.[29]) Letzterer veröffentlicht aus dem Nachlaß das letzte Werk des zu bald Verstorbenen und gedenkt seiner in einem ergreifenden Briefe, nachdem er kurz vorher zu der „Trinkkunst" eines der üblichen Empfehlungsgedichte gemacht hat. Selbst Ratsherrn, die sich sonst gesellschaftlich etwas abschließen, gehören zu demselben Kreis: Erasmus Ebner[30]), Hieronymus Paumgartner[31]), dem Eobanus Hesse 1527 sein Lobgedicht auf Nürnberg widmet[32]), und vor allem als fördernder Mittelpunkt Willibald Pirkheimer.[33]) Was O. ihm verdankt, rühmt er wiederholt, auch in einer langausgesponnenen Widmung.[34]) Doch muß selbst dieser Patrizier klagen: „Bei uns regiert mehr der Handelsgeist als der wissenschaftliche".[35])

Zu jenen Männern gesellt sich Vinzenz O., da er aus der Fremde nach dem regsamen Nürnberg gelockt wird. Als er aus Ansbach 1531 dem Rat den Heliodor, dessen Name Sonnen-

[23]) Dr. Karl Sudhoff, Hdbch. d. Gesch. d. Medizin, Lpzg. 1922, S. 43ff.
[24]) Werke: 5 u. 11. Will, a. a. O. I, 578.
[25]) Dr. Joh. Martin Drechsel, Johannisfriedhof, Frankfurt u. Leipzig 1738, S. 87/88.
[26]) Werk 4. Will, a. a. O. II, 585.
[27]) Will-Nopitsch, II, 445ff. u. VI, 305ff.; dazu A. D. B. 18, 661ff.
[28]) Werke: 6 u. 20. — Will-Nopitsch, III, 526/27 u. VIII, 81/2; dazu A. D. B. 31, 472ff.
[29]) Will-Nopitsch, IV, 83/84 u. VIII, 348/9; dazu A. D. B. 39, 599; Dr. Hauck, Prot. Realenzyklop. 20, 489ff.
[30]) Will-Nop., I, 316ff. u. V, 267; dazu A. D. B. V, 591.
[31]) Werk: 26. — Will-Nop., VII, 901ff.; dazu A. D. B. II, 168; ferner Krause (Anm. 17) II, 20/1.
[32]) Werk:10. — A. D. B. 26, 810ff.; Will-Nopitsch, VII, 164ff.; dazu Anm. 7.
[33]) Herrmann (Anm. 14) S. 111ff.
[34]) Werk: 10.
[35]) Oscar Hase, Die Koberger, Lpzg. 1885, Bf. Nr. 151; dazu Joh. Heumann, Documenta lit., Altdorf 1738: II, 97.

geschenk bedeutet[36]), widmet, nennt er die Reichstadt mit einem humanistischen Wortspiel „die zweite Sonne Deutschlands, weil Helidor durch dieses Licht der Deutschen wiedergeboren wird", indem er zugleich die Hoffnung ausdrückt, „daß seinen Worten der Neid und Verdacht der Schmeichelei fehlen möge". Denkt er daran, daß sein damaliger Landesherr und Brotgeber, Markgraf Georg, in einem gewissen Gegensatz zu Nürnberg steht? Trotzdem wünscht O., indem er vielleicht mit seiner unbedachten Offenheit auf die eben wiedergegebene Kritik seines Gönners Pirkheimer anspielt: „Möget Ihr, die Ihr mit Freigebigkeit und Freundlichkeit die Wissenschaft zu begünstigen begonnen (!) habt[37]), sie auch weiterhin schützen, damit Nürnberg nicht nur eine vornehme Handelsstadt, voll allerhand Waren, ist, sondern auch als hochbedeutender Sitz der besten Künste, Wissenschaften, geistigen Güter und jeder Bildung erkannt wird". Erinnert sich O. bei dem Namen Heliodor, daß ein Sohn des Eobanus Hesse denselben Vornamen trägt?

Da der Todestag des O. im Herbste 1939 zum 400. Mal wiederkehrte, möchte ich sein Leben und Wirken etwas ausführlicher schildern, als bisher geschehen ist.[38]) Meine Arbeit erfüllt zugleich einen vor Jahren geäußerten Wunsch meines unvergeßlichen Studienfreundes, des Erlanger Universitätsprofessors, Dr. Hermann Jordan, der m. E. die beste, kurze Lebensgeschichte des O. geboten hat.[39]) Ihn ergänzen drei andere Arbeiten. Der Münchner Universitätsprofessor Dr. H. Simonsfeld[40]) weist u. a.

[36]) Pauly-Wissowa, Realenzyklop. Stuttg. 1913: VIII, 15ff.

[37]) Friedr. Jac. Beyschlag, Sylloge variorum opusculor., Schwäb.-Hall 1727: I, 946ff.; dazu Reicke (Anm. 14) S. 695ff.

[38]) A. D. B. 24, 408ff.; Ersch-Gruber, Enzyklop. d. Wissensch.- u. Künste, Bln. 1830: III, 1, 232/33: abgeschr. aus Jöcher!; Christ. Gottl. Jöcher, Gel.-Lex., Lpzg. 1751: III 1087: zieml. ungenaue u. auch unrichtige Angaben. Jöcher-Joh. Christ. Adelung-Hch. Wilh. Rotermund, Gel.-Lex., Bremen 1816: V, 903ff.: zieml. vollständ. Aufzählg. d. Werke; Nouvelle Biogr. générale, Paris 1862: 18, 415/16: meist aus Jöcher; I. A. Vocke, Geburts- u. Toten-Almanach, Augsbg. 1796: I, 63ff. fehlerhaft!; Will-Nopitsch, a. a. O., Altdorf 1806: VII, 44ff.: Quelle für Jöcher-Adelung-Rotermund; Joh. Hch. Zedler, Univ.-Lex., Halle 1740: 25, 293 ganz kurz.

[39]) Dr. Hermann Jordan, Reformation u. Gelehrtenbildung i. d. Markgrafschaft Ansbach, Erlangen 1917: I, 115ff. (erschließt neue archivalische Quellen).

[40]) Sitzungsberichte der philog.-hist. Klasse d. Münchn. Akademie f. 1902, Mü. 1903, S. 536ff.

verschiedene von O. veröffentlichte Handschriften in Erlangen und München nach, besonders soweit sie aus dem Besitze des früheren ungarischen Königs Matthias Corvinus stammen, und erkennt die Bedeutung des O. mit folgenden Worten an: „Dieser Mann ist vielleicht zu wenig bekannt; denn er hat eine sehr umfassende literarische Tätigkeit entfaltet und nimmt unter den Humanisten des 16. Jahrhdts. keine unbedeutende Stelle ein". Die Ansbacher Zeit des O. beleuchten mit manchen Ergänzungen zu den bisherigen Darstellungen[41]) der gegenwärtige Oberstudiendirektor des dortigen Gymnasiums Dr. e. h. Hermann Schreibmüller u. Dr. Thomas Stettner.[42])

Durch die dankenswerte Bereitwilligkeit verschiedener deutscher Bibliotheken, Berlin, Dresden, Erlangen, Frankfurt, Nürnberg, München, Tübingen und Ulm, ist es mir geglückt, fast sämtliche Werke des O. durchzulesen und deren Vorreden zu übersetzen. Letzteres ist nicht immer leicht, weil er nach dem Zeitbrauch viele neue Worte prägt und infolge seiner eigenartigen Ausbildung kein ganz fehlerloses, leichtverständliches Latein und Griechisch schreibt, wiewohl er selbst sein Ringen um einen guten Stil hervorhebt: „Was Cicero in seinem „Redner" über die Übung des Stils schreibt und nach ihm Quintilian, das scheine ich keineswegs anders erreichen zu können als durch die Übersetzung von Griechen, besonders von denjenigen, welche sich durch außerordentliche Fülle und Feinheit der Sprache auszeichnen, z. B. Lucian, da ich auf diesem Wege griechisch und lateinisch gleichsam in einem Werke erlerne, während ich darnach trachte, Kindlichkeit (!) der Sprache zu verbessern, Stilhärten zu beseitigen und auszufeilen. Welcher Mensch von gesunden Sinnen wird ein solches Unternehmen tadeln können?"[43]) Aus dem angegebenen Grunde muß ich oft nur nach dem Sinne übertragen, um nicht zu viele Unklarheiten zu übernehmen und vor allem zu große Weitschweifigkeit tunlichst zu vermeiden. Dankbar gedenke ich der Selbstlosigkeit und uner-

[41]) Dr. Ludw. Schiller, D. Ansbacher Gelehrtenschule unt. d. Markgraf Georg (Ansb. Gymn.-Progr. 1874/75).

[42]) Dr. h. c. Herm. Schreibmüller, Das Ansbacher Gymnasium, 1528 bis 1928, Ansb. 1928, S. 12ff. — Vgl. auch Anm. 183!

[43]) Werk: 14; dazu Beyschlag (Anm. 37) I, 183ff.

müdlichen Bereitwilligkeit, mit welcher der Vorstand der Nürnberger Stadtbibliothek, Dr. Friedr. Bock, mir geholfen hat. Da er in seiner bekannten Bescheidenheit jede persönliche Widmung ablehnt, weihe ich den Aufsatz seiner Bibliothek, weil ihre reichen Schätze meine Arbeit sehr unterstützen und sie den nicht immer leichten Leihverkehr rasch vermittelt.

Über das Erdenwallen des O. ist wenig Sicheres bekannt, da wir — abgesehen von den etwa 30 Vorreden zu seinen Klassikerausgaben und Lutherübersetzungen — nur eine größere Sammlung von 19 Briefen[44]) und einige in anderen Sammlungen eingestreute Schreiben[45]) besitzen. Von anderen Zeitgenossen ist viel mehr erhalten.[46]) Einen derselben, den Rheinländer Dr. Cornelius Agrippa von Nettesheim, habe ich auf Grund seiner 451 Briefe und umfangreichen Werke, in denen er fortwährend persönliche Bekenntnisse macht, eingehender beleuchten können.[47]) Mit ihm hat O. sehr viele Ähnlichkeiten, insbesondere in der weltanschaulichen und wissenschaftlichen Einstellung, so daß die Beschäftigung mit beiden Persönlichkeiten für mich ein zusammengehöriges Ganzes geworden ist. Die Übereinstimmung läßt besonders auch wegen der gebrauchten allgemeinen Wendungen Zeitansichten erschließen. Vor allem lehnen beide die rein irdisch ausgerichtete Wissenschaft als vermeintliche Hemmung wahren Christentums unentwegt ab. Doch unterscheidet sich O. von Agrippa hinsichtlich des religiösen Lebensankers, der restlosen Anhängerschaft gegenüber Dr. Martin Luther. Auch kennt er keine oft mystischen Gedankenflüge und liebt wohl noch uneingeschränkter als der weitgereiste rheinische Gelehrte und Hofmann die Heimat. — Allerdings beschreibt er sie in langatmigen Ausführungen, welche unverkennbare Lesefrüchte aus antiken Schriftstellern sind. Infolgedessen ist leider keine ganz genaue Bestimmung des Geburtslandes möglich. „Nach dem Zeugnis hervorragender Schriftsteller besteht nur ein Ding ewig, das Vaterland, welches mit unbekannter

[44]) Bamberg, Staatsarchiv VI, 31; Erlangen, Univ.-Bibl., Sammlg. Trew 1821 (a. N.).

[45]) Nürnberg, Staatsarchiv, Ansbacher Relig.-Akten, Bd. XI.

[46]) Dr. Karl Schottenloher, Bibliogr. z. deutsch. Gesch. i. Zeitalter d. Glaubenspaltung, Lpzg. 1933ff.

[47]) 20. Jahrb. d. Köln. Gesch.-Vereins 1938, S. 15—76.

Süßigkeit alle an sich zieht und sie seiner nicht vergessen läßt. Kein Land ist nämlich nach dem Zeugnis anderer so rauh und unangebaut, so reizlos und abschreckend, daß es nicht seinem Kinde das allerschönste und vollendetste dünkt". Als Gewährsmann führt er aus Homer, mit dem er sich damals stark beschäftigt, Odysseus, den Stammeshäuptling von Ithaka, an. „Bisher wurde niemand gefunden, dem sein Vaterland verächtlich war". O. verwirft also gleich anderen Zeitgenossen[48]), voran seinem Gönner W. Pirkheimer, das Weltbürgertum, das manche Humanisten kennzeichnet, unbedingt und versichert: „Von mir wage ich zu gestehen, daß mir von Beginn meines Lebens eine ehrenvolle Meinung vom Vaterlande eingeflößt wurde, so daß ich durch die bloße Erinnerung und den Namen erquickt werde und mir nichts ehrwürdiger und hervorragender als mein Vaterland erscheint. (In der Fremde mag ihm das Bild desselben verklärt erscheinen, besonders, da er in ihr lange schwer mit Nahrungssorgen kämpfen muß.) Der Lobpreis des Lucian, den er zum Ruhme des Vaterlandes hinterließ, bestätigt meine Meinung. Als ich neulich (!) auf ihn stieß, wurde ich von einem unbeschreiblich heftigen Verlangen nach dem Vaterlande ergriffen, da mir jetzt erst nach den Worten des Cicero zum Bewußtsein kommt, wie sehr ich es vorher geliebt habe". Wie jeder gegenwartsnahe Forscher verschmelzt also O. seine Umwelt und wissenschaftliche Forschung zu einem zusammengehörigen Ganzen und lüftet so den Schleier über seine Herkunft etwas, wenn er fortfährt: „Ich sehe keinen Grund, warum ich mich Vindeliciens schämen sollte, da hinsichtlich der zum Lebensunterhalt nötigen Dinge kein anderer Bezirk Deutschlands ihm gleicht, mögest Du auf die Fruchtbarkeit der Felder schauen oder auf die Anmut der Lage; denn jenes Land hat liebliche Gefilde, ist ertragreich an Dingen aller Art, bewundernswert auch hinsichtlich der großen Einwohnerzahl und insbesondere durch die Schönheit der Städte. Du wirst nicht leicht irgendwo so bedeutende, gut befestigte Städte, so hochragende Burgen, so ansehnliche Gebäude finden. Ferner ist es überreich an schiffbaren Flüssen, sowie an kalten und heilbringenden Bächen.

[48]) Reicke (Anm. 7) S. 57; Steiger (Anm. 12) S. 8ff.; Burckhardt (Anm. 6) I, 145f.

Dem Gesagten füge hinzu zwei Salzbergwerke, unsere Weinberge (!) und Ausländisches jeder Art von ziemlichem Werte, eine außerordentliche Menge von Vieh und Getreide. (Er mag an die südländischen Bauwerke, besonders am Alpenrand denken.) Was soll ich über die Volkssitten sagen?[49]) Während Du bei anderen fast alles (!) durch Verschwendung und Ausschweifung verdorben findest, erkennst Du bei uns sehr viele Spuren der alten Biederkeit und keine ungewöhnlichen Zeugen einer ehrlichen Rechtschaffenheit. Vorhanden ist auch eine wunderbare Einfachheit der Sitten, welche nicht mit Dummheit und Torheit verbunden ist, so daß man Hinterlist, Betrug und Fälschung nicht kennt. Ich weiß nicht, ob man etwas ansehnlicher oder herrlicher als Bayern loben kann. Außerdem ist die Gastfreundschaft unserer Landsleute ausgezeichnet und zuvorkommend, ein beinahe bis zur dienerischen Unterwürfigkeit gesteigerter Gehorsam und ein zum Mitleid geneigter Sinn vorhanden. (Die gehäuften frommen Stiftungen der Vergangenheit und die hohen Beträge der Winterhilfe unserer Tage und anderer Sammlungen bestätigen dieses Urteil vor 400 Jahren.) Was aber die Hauptsache ist: Vorhanden ist die Einsicht zur Bewahrung der Billigkeit und Gerechtigkeit in allen bürgerlichen Fragen. Kein Platz besteht deshalb zum Ausführen von Raub, von dem in den meisten (!) Fürstentümern Deutschlands leider viele Nachrichten vorliegen. (Denkt O. daran, daß der Bauernkrieg an Altbayern fast spurlos vorübergeht?[50]) Ebenso groß ist die Wachsamkeit unserer Fürsten, ihr Eifer, das Geziemende zu beobachten, die Treue und Schicklichkeit gegen alles Unrecht zu verteidigen".[51]) Stammen diese Kenntnisse von dem bayerischen Rat Georg Püecher von Walkersaich, dem O. Werk 13 widmet, oder dem in Bayern, wahrscheinlich bei Altötting als Pfarrer tätigen Bruder Michael Heidecker?[51a]) Auch an anderer Stelle nennt sich O. einen Bayern und verwahrt sich gegen die Auslegung des Wortes mit „barbarisch", d. h. ungebildet.[52]) —

[49]) F. J. Bronner, von deutsch. Sitt' u. Art, Mü. 1908; Dr. Fr. Lüers, Bayr. Bilderbuch, Bln. 1934.

[50]) Dr. Paul Braun, D. Bauernkrieg in Franken, Nürnberg 1925, S. 42, Anm. 70.

[51]) Werk: 8. [51a]) Werke: 2 und 20. [52]) Werk: 14.

Die weiteren Lobpreisungen des Vaterlandes sind wesentlich allgemeiner und beziehen sich mehr auf Gesamtdeutschland; denn sie heben Tatsachen, welche das ganze Reich betreffen, nachdrücklich hervor und widerlegen so die gelegentlich aufgestellte Behauptung, als ob die Deutschen des 16. Jahrhdts. nur die engste Heimat lieben. In Wirklichkeit rühmen, ja entdecken gerade deutsche Humanisten die Schönheiten Deutschlands.[53] Nach Humanistenbrauch preist O. z. B. die Erfindung der Buchdruckerkunst, weil durch sie Schriftsteller der Alten[54] und vor allem reformatorische Lehre weitverbreitet werden können.[55] Letztere betrachtet der überzeugte Lutheraner als besonderen Schmuck Deutschlands[56], da er übersieht, daß sie erst im Werden ist, nur Teilgebiete langsam erfaßt und zugleich — natürlich ungewollt — folgenschwere Spaltung verursacht. — Dem echten Vaterlandsfreund bereiten vorhandene Mißstände lebhafte Sorgen. Welche er meint, können wir nur vermuten; denn er drückt sich mit der auch damals nötigen Vorsicht aus, wenn er z. B. an die Brüder Fugger schreibt: „Ich glaube, daß die vielen Thersites[57] in diesem Jahrhundert verderblich sind, weil sie vor den Volksversammlungen — wie ihr homerisches Vorbild —, wenn nicht vor Fürsten und Behörden tapfer zu schreien verstehen, andererseits den vereiterten (d. h. kranken) Gemütern des Volkes das Kalte — wie sie sagen — eingießen. (Meint er mit diesem merkwürdigen Ausdruck jene Reden, in denen die Begeisterung der breiten Masse für die Reformation abgekühlt wird?) Die Sache braucht keinen Beweis: Wir sehen das Trauerspiel, das betrübliche Elend, durch das Tun dieser Thersiten herbeigeführt. (Denkt er an die grausame Niederwerfung des Bauernkrieges durch Markgraf Kasimir und seine Gesinnungsgenossen[58] oder an die Verfolgung lutherisch Gesinnter, zu denen auch sein erwähnter Bruder[58a] gehört, in verschiedenen Gebieten Deutschlands?) Möchte es doch im letzten Akte geschlossen und alle aufrührerischen Thersiten eingeschläfert sein".

[53]) Lat. Literat. — Denkmäler, herausgeg. v. Max Herrmann, Bln. 1896: Bd. 12; dazu Werminghoff (Anm. 11) S. 62ff.; Burckhardt (Anm. 6) II, 15ff.

[54]) Werk: 32. [55]) Werke: 17/18. [56]) Werk: 25.

[57]) Pauly-Wissowa (Anm. 36) II, 10, 2455f.

[58]) Braun (Anm. 50), Abschn. 7. [58a]) Werke: 2 und 20.

Sie sind u. a. die ansteckenden Schwarmgeister, Wiedertäufer und andere, z. B. Johann Oekolampadius, da O. als strenger Lutheraner vor allem mit dem Standpunkt jenes hinsichtlich des Abendmahles nicht einverstanden ist.[59]) Gegen letzteren wendet sich auch Pirkheimer.[60]) Der Wunsch in dem Fuggerbrief entbehrt nicht einer — natürlich ungewollten — persönlichen Spitze, weil insbesondere Raimund Fugger durch seine reformationsfeindliche Schroffheit in Augsburg Anstoß erregt.[61]) In dieselbe Kerbe schlägt O., wenn er in dem 2. Widmungsbrief an Markgraf Georg[62]) die Hoffnung ausdrückt, „daß in Zukunft aller Aberglaube, Gottlosigkeit und Barbarei aus unserm Vaterlande verbannt sei. Aber es besteht die Befürchtung, daß mein Wunsch bei der furchtbaren und verhängnisvollen Wildheit dieser Zeit ergebnislos ist". Mitten im Zeitgeschehen stehend, sieht er die mannigfachen Wirren und kriegerischen Verwicklungen, die schließlich zum entsetzlichen 30jährigen Krieg führen, kommen. Voll Sorge ist er in erster Linie wegen der protestantischen Sache gleich dem ihn vielleicht unterrichtenden Nürnberger Patrizier Hieronymus Paumgartner. Dieser schreibt als der eine Reichsstadtvertreter auf dem Augsburger Reichstag am 13. IX. 1530 ähnlich an Lazarus Spengler[63]); denn streng-lutherische Kreise glauben irrtümlich die evangelischen Belange von dem „nachgiebigen" Melanchthon „verraten". Deshalb schickt O. an seinen Nürnberger Gönner Dr. Joachim Camerarius einen bitteren Brief und schließt mit den warmempfundenen Worten: „Hilf mir, wenn möglich, bester Freund, die unerträgliche Last der Sorge um das Staatswohl tragen".[64])

Die vorstehenden Ausführungen sind nicht nur ein rühmliches

---

[59]) Dr. Leop. v. Ranke, Deutsche Gesch. i. Zeitalter d. Reformation, Lpzg. 1873.

[60]) Werk: 10.

[61]) Werk: 9! — Augsburg, Stadtarchiv, Ratsprotokoll 1528, 7. IX; 1529, 11. VIII., 4. u. 11. IX; Chronik d. schwäb. Städte, Lpzg. 1896: Augsbg. V, 204.

[62]) Werk: 18.

[63]) Dr. Hans v. Schubert, Lazarus Spengler u. d. Reformation i. Nbg., Lpzg. 1934; Adolf Engelhard, Die Reformation i. Nbg., Mitteilgn. d. Nbger. Geschichtsvereins 1933ff.

[64]) Camerariusbriefe: Nürnberg, Stadtbibliothek, Fen. IV, 296: II, 876/77 und 895.

Zeugnis für die aufrichtige Vaterlandsliebe des O., sondern deuten auch seine engere Heimat wenigstens an. Allerdings umfaßt der Begriff Vindelicien[65]) ein weites Gebiet südlich der Donau und deckt sich vielfach mit dem auch gebrauchten Wort Bayern. Doch nennt O. den Rechtsgelehrten Dr. Philipp Gundel, der als großer Förderer von Schriftstellern gepriesen wird, seinen Landsmann.[66]) Da dieser aus Passau stammt, mag auch O. dort oder in der Nähe geboren sein; denn die Vermutung von Dr. Simonsfeld, daß der Name Heidecker auf eine Abstammung aus dem Orte Heideck deute, ist m. E. nur ein geistvoller Einfall.

Auch die Geburtszeit ist unbekannt. Sie möchte ich zwischen 1480 und 1490 setzen; denn er behandelt verschiedene damals Geborene als Altersgenossen, z. B. Dr. Michael Marstaller.[66a]) Auch spricht er 1528 davon, daß er noch als juvenis Koch gewesen sei.[67]) Wenn auch das mit diesem Ausdruck gemeinte Lebensalter nicht genau zu bestimmen ist, so steht es doch dem adolescens, dem Heranwachsenden, gegenüber und bezeichnet im allgemeinen einen Mann in den besten Jahren um 30 herum. Ähnlich spielt O. gegenüber dem Tileman Gunderod, „dem zu den besten Hoffnungen berechtigenden Jüngling", um 1529 den wesentlich Bejahrteren.[68]) Bezieht sich auf dieselbe Tatsache auch eine etwas dunkle Stelle in dem Brief an Camerarius vom 14. Dez. 1536: „Weil ich vor 20 Jahren töricht und nicht maßvoll war, kann ich durch Hoffnung und Erwartung nicht etwas anderes werden, was ich vorher war und bis jetzt bin, nämlich ein Steuermann auf einem Narrenschiff".[69])

Der Vater des O. ist bei einem vornehmen, reichen Herrn, vielleicht dem Passauer Bischof, Koch und gehört mit seiner Frau zu einem „geachteten, reinen und schamhaften Ge-

---

[65]) Dr. Friedr. Wagner, die Römer in Bayern, Mü. 1924, S. 7; Dr. Friedr. Lübker, Real-Lex., Bln. 1914, S. 1112; Aventinus, vetustates romanae inventae in Vindelico, quae nunc est Bavaria.

[66]) Jöcher-Adelung (Anm. 38) II, 1689; dazu M. Denis, Die Merkwürdigkeiten der kaiserl. k. Garellischen Bibliothek, Wien 1780, S. 253.

[66a]) Werk: 4. Will, a. a. O. II, 585.

[67]) Werk: 11. [68]) Werk: 8.

[69]) Erlangen, Sammlg. Trew, 1821: 1536, 14. XII; dazu Erlangen, Th. V, 15: Martin Luther, Deuteronomion, Wittenberg 1525 (angebl. Namenszug v. Opsopoeus).

schlecht".[70]) Er weiht den Sohn in seine Kunst ein, weil damals wesentlich häufiger als heutzutage ein Beruf sich vererbt. Dieses Tuns gedenkt O. mehrfach in einer Weise, daß die Erinnerung an dasselbe ihn stark erfüllt und er sich keineswegs desselben schämt. Nach Humanistenbrauch übersetzt er die Tätigkeitsbezeichnung, die bei ihm wie so oft zum Eigennamen wird[71]), ins Griechische und nennt sich Opsopoeus. Dieses Wort bedeutet einen Mann, der die Speisen lecker zubereitet. Wegen dieser Ableitung wähle ich die Form Opsopoeus, wenn auch er selbst und andere Obsopoeus geschrieben zu haben scheinen, sofern die Überlieferung richtig ist und ein Eigentumsvermerk auf einem Erlanger Buch von ihm herrührt.[69]) Vertauschung der harten und weichen Laute ist — nebenbei gesagt — in unserer fränkischen Umgangssprache damals wie heute häufig, wie jeder Landsmann, der auch Urkunden und Akten zu lesen gewöhnt ist, mir bestätigen wird. Von seinen Angehörigen kennen wir nur den erwähnten Bruder Michael. Er ist wahrscheinlich in der Nähe von Altötting lutherischer Geistlicher und wird natürlich verfolgt. Wie zur Stärkung widmet ihm O. im Bauernkriegsjahr 1525 eine Auslese aus Luthers Briefen.[72])

Ob und wie andere Personen des gleichen Namens in dieselbe Sippe gehören, wissen wir nicht; denn die griechische Übersetzung des deutschen Namens Koch ist nach dem Zeitbrauch immer wieder möglich. Erwähnt werden z. B. ein gleichzeitiger Pfarrer Georg Heidecker[73]) und verschiedene Personen des Namens Opsopoeus, die etwa 20—30 Jahre jünger sind. Der Kulmbacher Kantor Johann O. aus Bayreuth widmet 1583 dem markgräflichen Rat Friedr. Götzmann ein kirchliches Gesangbuch.[74]) Die Arztbrüder Dr. Simon und Dr. Johannes O. haben mehrfache Fachbücher hinterlassen. Verschiedene Werke des zweiten, z. B. die Sybillinischen Orakel und eine Hippokrates-Ausgabe, werden gelegentlich fälschlich dem Vinzenz zugeschrieben.[75]) Zu

[70]) Werk: 11.

[71]) Heintze-Cascorbi, Die deutsch. Familiennamen, Halle 1933, S. 71 ff.

[72]) Werke: 2 und 20.

[73]) Karl Ritter von Lang, Gesch. d. Fürstentums Ansbach-Bayreuth, neubearb. v. Dr. Adolf Bayer, Ansbach 1911: I, 156.

[74]) Nbg., Stadtbibl. 8° Fen. II, 383.

[75]) Jöcher III, 1086/87; Zedler 25, 292/93.

ihnen gesellt sich ein Hamburger Dichter Johann O. aus dem 17. Jahrhundert.[76])

Da verschiedene Stellen, welche von dem früheren Kochdasein reden, nicht nur für das Wesen des Vinzenz O., sondern auch kulturgeschichtlich aufschlußreich sind, füge ich sie trotz ihrer kennzeichnenden Länge ein. Der Schwerbedrängte bekennt im März 1528[77]): „Ich muß mein Los beklagen und bejammern und meine Torheit mit unwilligem Herzen verwünschen, daß ich nicht mehr die väterlichen Künste, welche ich als junger Mann lange (!) zu befolgen begonnen hatte, ausübe und nicht lieber habe die Töpfe, den Herd und die rauchige Küche, die volle, die an überreichem Verdienst Überfluß hatte, die fette, die mit allen Leckereien gefüllte und mit Näschereien ausgestattete, als jene bedürftigen, elenden, mageren, unfruchtbaren Hungerkünste". Mit letzteren meint er in vorübergehender Verzweiflung seine humanistischen Studien. In demselben Begleitbrief bemerkt er in witziger Selbstverspottung: „Obwohl ich Dir das Hermotinusgespräch schon früher widmete, füge ich es wie etwas Neues bei, damit Du erkennst: Ich gehöre zu der Zahl von Köchen, deren Art — wie Du weißt — ist, übriggebliebene Fleischstücke des Vortages, von neuem durch eine Tunke oder Brühe übergossen und verbessert, den Gästen als neubereitet vorzusetzen. Ich spreche von den schmutzigen (!) Köchen, wie sie allenthalten in Städten zum Gelderwerb schaffen, nicht über diejenigen, welche in den Küchen von Fürsten oder anderen Vornehmen weilen, weil sie solche Schmutzereien (!) nicht begehen dürfen. Aber wie um dieses Tuns willen jene Köche nicht aus der Stadt vertrieben werden, weil ihre Gerichte dem Hunger des Volkes dienen — ein hungriger Magen aber verschmäht nicht leichtfertig Gewöhnliches —, so nimm auch dieses Gespräch an, obwohl Du wie über aufgewärmten Kohl die Nase rümpfen kannst". In fast stolzer Erinnerung an die eigene Tätigkeit in einer vornehmen Küche stellt er ihr die einfachen, welche auch in Nürnberg durch die sog. Garküchen[78]) vertreten sind, gegenüber.

[76]) Jöcher III, 1086; dazu Katalog d. Britischen Museums, London 1893: 58. Bd.; Katalog d. Nat.-Bibl. Paris, Bd. 127, S. 520f.

[77]) Werk: 11.

[78]) Vgl. m. Arbeit üb. d. Lebensmittelkontrolle i. alten Nbg., (Mitteilgn. d. Nbger. Gesch.-Vereins 1940).

Es zeugt zweifellos für die geistige Regsamkeit des O., daß er trotz eindringlicher väterlicher Warnungen wohl um 1520 den einträglichen Beruf verläßt und auch unter starken Entbehrungen aus eigener Kraft sich ausschließlich den klassischen Sprachen widmet.

Wer den Wißbegierigen in dieselben eingeführt hat, erfahren wir auch nicht. Vielleicht haben wir zwei örtlich und zeitlich getrennte Stufen zu unterscheiden, eine allgemein sprachliche und eine besondere wissenschaftliche Ausbildung. Erstere dürfte zu Hause erfolgt sein, weil es am natürlichsten ist, daß O. wenigstens den Nahrungsrückhalt ans Elternhaus möglichst spät aufgibt. Letztere genießt er wohl zuerst vorübergehend in Nürnberg, da er die zwei erwähnten Nürnberger Humanisten Camerarius[78a]) und Pirkheimer[78b]) seine Förderer nennt. Aus der Handschriftensammlung des letzteren veröffentlicht er gleich anderen Humanisten manches.[79]) Ihnen macht er mit seiner rastlosen Hingabe an die Wissenschaft alle Ehre. Bekennt er doch von sich: „Viele suchen in ihren Mußestunden vielseitige und mannigfache Vergnügen. Ich bin der Ansicht, daß die Beschäftigung mit den Wissenschaften das ehrenvollste Vergnügen sei. Sie erfrischt außerdem durch sehr schöne Erholungen und Erquickungen den müden Geist in angenehmster Weise und bringt auch nicht wenigen Nutzen und Frucht. So groß auch das Lustgefühl aus den übrigen Unterhaltungen ist, es verschwindet und hört auf zugleich mit dem Gebrauch. Da also kein Augenblick ohne Beschäftigung sein darf und wissenschaftliche Tätigkeit und Betrachtung nicht sowohl angenehm und erfreulich als fruchtbringend und nützlich sind, so beschloß ich, mich nur mit den Musen und der Wissenschaft zu befassen". Für den Humanisten sind die Musen die Schutzgottheiten der verschiedenen Wissenschaftszweige, während Pallas Athene diese Rolle erst beim Neuhumanismus übernommen zu haben scheint. An anderer Stelle sagt O.: „Ich sehe nicht, welcher Sache ich mehr Mühe widmen soll, weil ich wahrhaftig immer — wie mich die Musen lieben — mehr Vergnügen aus der Wissenschaft erlange als durch jene gewöhnlichen und ungebildeten Unterhal-

[78a]) S. S. 30, Anm. 18. [78b]) S. S. 31, Anm. 33. [79]) Werk: 19.

tungen. Da ich also erkannte, daß niemand jeweils ohne Arbeit zu einem Namen seines Geistes gelangt ist, so glaubte ich, daß die Wissenschaftsliebhaber — immer mit großer Mühe, beständigem Eifer, mannigfachen Übungen, vielseitigen Versuchen, unter Wachen, Tag und Nacht gierig trachtend, über Büchern erbleichend —, Mühe und Schweiß auf das Erlernen und die Plage mit den Wissenschaften verwenden müssen, damit sie zu einem gebührenden, ihnen selbst und anderen nützlichen Ende gelangen. Obwohl ich niemals durch Bildung Ruhm erstrebte, da ich wohl weiß, daß ich in der Wissenschaft nur obenhin und leicht eingetaucht bin — wie er in zeitbedingter Selbstverkleinerung und vielleicht mit spöttischer Wiederholung von Gegnerurteilen hervorhebt —, so habe ich doch mit höchster Mühe stets darnach getrachtet, daß ich von den Musen und der Wissenschaft nicht ganz ferne bin und auch bei den anderen eine gewisse Vorstellung und Nutzen meiner Forschungen vorhanden sind".[80]) Wegen dieses Zieles, das ihm vielleicht anfangs nur im allgemeinen und weit entfernt vorschwebt, verläßt er die Heimat. Wann es geschieht, wissen wir auch nicht. Vor Beginn des Sommersemesters 1524 unterrichtet er die Kapellknaben des Salzburger Erzbischofs und studiert dann ein Semester in Leipzig[81]) und ist dort u. a. mit der Übersetzung des Lutherbriefes, welcher die Ratsherren zur Errichtung von höheren Schulen aufmuntert, beschäftigt. Weil er diese wichtige, weithinwirkende Übertragung machen darf, kann er damals kein Anfänger mehr gewesen sein. Bei seinen Studien mag er auch die Beziehungen zu dem ziemlich gleichalterigen Nürnberger Patrizier Hieronymus Paumgartner, den er möglicherweise von seinem ersten Besuch in Nürnberg her kennt, gepflegt haben, da er ihn seinen Schulgefährten nennt[82]); denn Wittenberg, wo sich dieser zeitweise aufhält, ist unfern und außerdem ist es natürlich, daß O. die von ihm hochverehrten Reformatoren dort aufsucht und vielleicht auch ihr „Schüler" wird, ohne formell in die Liste der Hörer eingeschrieben zu sein[83]); denn jene be-

[80]) Werke 19 und 11/12.
[81]) Geo. Erler, Matrikel d. Univ. Lpzg. 1901: I, 589.
[82]) Werk: 26.
[83]) Jordan (Anm. 39) S. 117; dazu Beyschlag (Anm. 37) I, 275ff.

trachten die klassischen Studien als nötig für Theologen und fördern deshalb strebsame Vertreter derselben.

Daß O. noch andere Städte in diesen Jahren besucht, ist auch nur wahrscheinlich; denn die mannigfachen Beziehungen zu hochstehenden Persönlichkeiten und Gelehrten in Süddeutschland kann er auch brieflich gewonnen haben, wiewohl der Ton seiner Widmungen eine gewisse Vertrautheit erschließen läßt. Es ist damals allgemeiner Brauch, den ich auch bei Agrippa[83a]) feststelle, daß Bekannte an andere Bekannte empfohlen werden. Deshalb können wir von einer Art Gelehrtenfreistaat, der sich weithin erstreckt und regen Meinungsaustausch gewährleistet, auch in Deutschland sprechen. Von ihm zeugen erhaltene Briefsammlungen.[84]) Auch die Widmungen des O. erklären sich jedenfalls aus solchen Zusammenhängen, obschon natürlich in den meisten Fällen das Bestreben, ertragreiche Verbindungen anzuknüpfen, bzw. zu pflegen, die Feder in die Hand drückt. Mag der Beweggrund im einzelnen sein, welcher er wolle; sicherlich sind die Äußerungen unsere Hauptquelle, um die Einstellung jener Männer zu den verschiedensten Fragen und insbesondere zur Umwelt kennenzulernen. Selbstverständlich dürfen wir die überreich eingestreuten Lobpreisungen des Angeredeten nicht ganz für bare Münze nehmen, da sie mit der damaligen Freude am Üppigen zusammenklingen. Sie beobachten wir auch auf anderen Gebieten, z. B. in der Kunst, den sog. Tafelfreuden[85]) und den durch sie leider bewirkten feisten Körpern, als Statuen und auf Gemälden uns Gegenwartsmenschen geläufig. Das Schwelgen in Superlativen erklärt sich auch rein äußerlich aus dem Gebrauch der lateinischen Sprache, weil ihr die südländisch bedingte Vorliebe für höchste Steigerungen eigen ist. Aber auch wenn wir diese selbstverständlichen Abzüge machen, bleiben genug Einblicke in das Wesen des Schreibenden und Angeredeten übrig.

Selbst über den äußeren Lebensablauf erfahren wir manches, obwohl O. in einer angeborenen und vielleicht auch anerzogenen

[83a]) S. S. 34, Anm. 47.

[84]) Gottl. Bretschneider, Corpus reformatorum, Halle 1854/60; Veröffentl. d. Kommission z. Gesch. d. Reformation u. Gegenreformation: Humanistenbriefe, München 1923 ff.; Deutsche Literatur, Reihe 8: Humanismus u. Renaissance 1935, Bd. 1—6.

[85]) C. S. Gutkind, Das Buch der Tafelfreuden, Lpzg. 1929.

Bescheidenheit, die er selbst als erfolgreicher Wissenschaftler erfreulicherweise nicht mit der Protzerei des Emporkömmlings vertauscht, sehr zurückhaltend ist.

Am häufigsten spricht er von seiner bedrängten Lage, da sie ihn lange bedrückt, nachdem er das Vaterhaus verlassen hat. Ist die starke Beschäftigung mit dem eigenen Ich eine besondere Art von Eitelkeit oder will O. nur Mitleid, aus welchem Hilfe erwachsen soll, erwecken? An sich denkt er z. B., wenn er italienische mit deutschen Verhältnissen vergleicht[86]): „Welche Unbequemlichkeit erleiden die Wissenschaften, welche bei unseren Zeitgenossen vernachlässigt und verachtet, von anderen aber, bei denen sie entstanden, in ihrer Würde, Gunst, Wertschätzung, Pflege und Ansehen erhalten werden. Außerdem dürsten nicht diejenigen, die von Barbaren auf jede Art mißachtet werden, noch hungern, frieren oder schwitzen sie, noch sind sie verbannt, verlacht oder leiden völligen Mangel. Ganz anders ist nämlich die Lage jener Lernbegierigen, welche sich bei uns vornehmen, den schönen Musen in diesen Zeiten besonders zu dienen. Ihnen sind sie — ohne Anstrengungen, Nachtwachen, Hunger, Durst, Kälte und Hitze zu achten — unter unzähligem Elend in der Hoffnung gefolgt, damit sie einen Lohn, der ihren großen Anstrengungen entspricht, ernten. Sie tragen aber nichts anderes davon als Mangel und Elend. Infolgedessen scheinen sie durch ihre frühere Not, welche sie beim Erlernen der Wissenschaften durchkosteten, nur Bedrängnis gesucht zu haben". Schon wegen dieser Klagen glaube ich nicht an eine Lehrertätigkeit in Nürnberg, zumal keine Rechnung des hl. Geistspitals, wo er als Nachfolger von Leonhard Culmann gewirkt haben soll[87]), noch ein Ratsverlaß, durch den er nach reichsstädtischem Brauche berufen oder verabschiedet worden ist, ihn nennt. Als Spitallehrer hätte er 52 fl. bei freier Wohnung und Verpflegung genossen.[88]) Wegen der damaligen Kaufkraft des Geldes ist diese Summe, welche auch die Hälfte des Staatsgehaltes eines Nürnberger Stadtarztes ist[89]), nicht unbedeutend.

[86]) Werk: 11.
[87]) Schiller (Anm. 41) S. 13, Anm.
[88]) Nürnberg, Stadtarchiv, Spitalrechn.
[89]) S. m. Aufsatz i. Med. Welt 1935, Nr. 10.

Auch in der Widmung an den Rat, geschrieben 1531[89a]), fehlt jeder Fingerzeig, daß er dessen Beamter gewesen ist, vielmehr dürfte der Wortlaut einer solchen Bindung widersprechen. „Als ich bis jetzt eine allgemeine Gelegenheit suchte und sorgfältig aufspürte, um meine Gesinnung gegen Euch darzulegen, konnte mir in der so großen Bedrängnis hinsichtlich meiner Vermögensverhältnisse und meines Geistes nichts begegnen, was ich Eurer Macht und Euerem Ansehen für würdig erachtet hätte. Da ich nämlich dem Staate, in dem ich einst sehr angenehm (!?) lebte, ungemein lieblichen (!) Müßiggang genoß (d. h. kein festes Amt hatte) und gerne (!) den Rest meines Lebens zugebracht hätte, wenn es das Schicksal gewollt, durch Erinnerung an denselben ich jetzt abwesend außerordentlich erquickt werde (!), möglichst dankbar sein wollte, hielt ich mein Leben ebendeshalb um so leidvoller, als mir jede Gelegenheit zur Dankesabstattung fehlte". Weil dieses Satzungetüm für die echt humanistische Schreibweise des O. ungemein kennzeichnend ist, habe ich es ohne durchgreifende Änderung wiedergegeben. Die scheinbaren Widersprüche, die sich in ihm finden, erklären sich sehr leicht: Da O. ein lebensbejahender Sanguiniker ist, verschwindet ihm die erlittene Not bald aus dem Gedächtnis, wie ich bereits oben bei der Vaterlandsschilderung andeute. Andererseits ist für den Wissenschaftler die Möglichkeit, frei ohne Amt zu schaffen, ausschlaggebend für sein Wohlbefinden. Der leise durchklingende Stoßseufzer über die Ansbacher Bindung an den Rektorberuf ertönt in anderen Briefen noch deutlicher.[89b]) Zugleich kann O. nach seiner Art mit einer liebenswürdigen Verbeugung auch eine kleine, versteckte Bosheit gegen den Rat anbringen, weil dieser ihn nicht mehr gewürdigt hat. Diese Stimmung kommt in einem anderen Satz noch mehr zum Ausdruck. O. widmet dem Rat sein Werk, „damit die Ratsherrn, wenn jemals (!) etwas Angenehmes in Euerer sehr blühenden Stadt, sei es von öffentlicher oder privater Seite, durch die Güte des hochansehnlichen Rates und durch das Tun Euerer Mitbürger, besonders durch die Freigebigkeit des Johann Seyfried, des hochgebildeten Mannes, meines Schutzherrn, mir begegnet ist, erkennen, daß ich nicht

[89a]) Werk: 22.

[89b]) Beiträge zur Bayr. Kirchengeschichte VII, 144ff.

für undankbar und nutzlos, sondern für hochsinnig gehalten werden wolle". Leider kann ich nicht feststellen, welcher von den verschiedenen Männern des Namens Seyfried gemeint ist. Auf jeden Fall versteht der Rat den Wink mit dem Zaunpfahl und holt das Versäumte insofern nach, als er nach seinem Brauche, den ich oft in Ratsverlässen finde, die Widmung mit einem Geldgeschenk von 16 Gulden beantwortet.[90]) O. dürfte mit ihm zufriedener gewesen sein als der eitle Konrad Celtis mit dem seinigen.[91]) — Aber nicht nur dieser persönliche Erwerbsgrund veranlaßt die vielen Klassikerausgaben des O., sondern er will mit ihnen in erster Linie der Ausbildung und Erziehung der Jugend dienen und zugleich Erwachsenen nützen.[92]) „Vieles kann das Leben der Sterblichen verbessern und erziehen. Polybius nennt zwei Dinge, das Erleiden eines eigenen und das Beispiel eines fremden Unglücks. Niemand wird leugnen, daß ersteres viel wirksamer als das zweite zur Belehrung sei. Dieses entbehrt persönlichen Schaden. Wer wird aber nicht lieber aus fremdem als eigenem Schmerze lernen, was anderen als Beispiel zum Weisewerden dient?" Deshalb empfiehlt O. u. a. das Studium des genannten Geschichtsschreibers, „da die Kenntnis der alten Geschichte die nützlichste und hervorragendste von allen sei. Sie unterrichtet Menschen jeden Standes und Alters, die höchsten und niedrigsten, weil das menschliche Leben voll Blindheit, Irrtümern, Torheit, Unwissenheit und unbesonnener Tollkühnheit ist". Mit der ihm eigenen derben Offenheit schließt O. an diese Gedanken, die in der zweiten Widmung an Markgraf Georg stehen[93]), noch eine andere kräftige Mahnung, die nach höfischem Brauche als taktlos gilt: „Die Kenntnis der Geschichte ist besonders den höchsten Behörden und Fürsten nötig. Sie können nämlich nicht ohne Schaden und Verderben vieler straucheln. Welcher Nutzen kann einem Staate unter einem gewandten und beherzten Fürsten zuteil werden und wieviel Betrübliches unter einem tollkühnen und törichten!" Letzteres erlebt leider gerade Franken unter dem Neffen Georgs,

[90]) Nbg., Staatsarchiv, Ratsverlaß 1532, 26. II. und 24 V.
[91]) Werminghoff (Anm. 11) S. 36; dazu Mitteilgn. d. Nbg. Gesch.-Vereins 35, 89ff.
[92]) Werke: 16, 18/19, 22 u. 24. [93]) Werk: 18.

dem Albrecht Alcibiades. Ebenso offenherzig fährt O., der diesmal die übliche Schmeichelei beiseite läßt, nicht mißverständlich fort: „Weil die Natur keinem Menschen die Weisheit eingepflanzt hat, indem Plinius erklärt, daß kein Mensch etwas ohne Gelehrsamkeit wissen kann, — wie O. wieder aus dem sokratischen Tugendbegriff heraus sagt —, sondern nur dank einer während vieler Jahre erworbenen Weisheit, so muß es das erste und vorzüglichste Streben von Fürsten sein, Geschichte kennenzulernen". An dieses mutige Bekenntnis schließt sich eine deutliche Selbstempfehlung: „Die zweite Aufgabe des Fürsten ist, mit größter Sorgfalt zu erreichen, daß die Arbeiten und Denkmäler der Geschichtsschreiber erhalten werden. Wir sehen nämlich, daß es um die Schule der Weisheit und Lebenslehrerin, die Geschichte als Mutter der Tugend, geschehen ist, wenn nicht derartige Schriftsteller, welche Vergangenes der Nachwelt überlieferten, mit höchstem Fleiße gesammelt werden. Zu ihnen gehört unser Polybius, der wohl den ersten Platz unter den griechischen und lateinischen Geschichtsschreibern inne hätte, wenn alle seine Werke auf uns gekommen wären". Selbst die eindringende Geschichtsschreibung unserer Tage bestätigt das Urteil des O.[94])

Bei der tiefen Einsicht in die Bedeutung seiner Veröffentlichungen ist es menschlich begreiflich, wenn O. voller Bitterkeit sich gegen diejenigen wendet[95]), „welche an Hochschulen die Wissenschaften ununterbrochen lehren und die Jugend unterrichten dürfen, nachdem sie die besseren, (d. h. humanistischen), Gelehrten durch Verleumdung und Unverschämtheit vertrieben haben". Denkt er allgemein an den damaligen Kampf der sog. Scholastiker gegen die Humanisten, den auch Dr. Agrippa[95a]) ausfechten muß, oder hat auch er den stolzen Traum, den er in Ansbach[95b]) fast verwirklichen darf, gehabt, gleich Nürnberger Bekannten, Celtis und Hesse, an einer Hochschule wirken zu dürfen? Oder haben seine Widersacher ihm lediglich in Nürnberg Schwierigkeiten bereitet? In der Reichsstadt weilt er wohl seit 1525; denn ein vermuteter erster Besuch im Sommer 1520 ist nicht sicher nachweisbar. In diesem Jahr dichtet er angeblich

[94]) Dr. Rob. v. Pöhlmann, Grundriß d. griech. Gesch., Mü. 1909, § 175.
[95]) Werk 5. [95a]) S. S. 34 Anm. 47. [95b]) S. S. 33 Anm. 42.

auf die am 15. Juli 1520 erfolgte Wahl des letzten, lutherisch gesinnten Abtes vom Egidienkloster Friedrich Pistor 10 Hexameter.[96])

Von Nürnberger Humanisten beeinflußt und gefördert, kann O. eine lebhafte Tätigkeit als Herausgeber und Übersetzer besonders von griechischen Schriftstellern und lutherischen Werken entfalten, muß aber immer wieder über unfreundliche Würdigung seiner Arbeiten klagen.[97]) „Seine Gegner verleumden ihn, als ob er ruhmsüchtig sei, indem er Unreifes überstürzt veröffentliche und sich nicht scheue, seinen guten Ruf durch derartige knabenhafte Spielereien, welche nach Einbuße der Neuheit die Leute ekeln und von allen verschmäht werden, zu vernichten".[98]) Diesen Angreifern antwortet er: „Mein Tun nützt auch großen Schriftstellern, vor allem den für die Schule tätigen unserer Zeit, welche — soviel ihrer sind — die Bücher wenig mit emsigen Händen reiben (= vernachlässigen). Welches Menschliche verliert nicht den Reiz der Neuheit?" Die spöttische Zurückweisung wird noch deutlicher in dem folgenden Satz, da er abermals ein witziges Gemisch aus echter oder gespielter Bescheidenheit und Verulkung der Gegner ist: „Was mich betrifft, so glaube ich, daß es Leuten mit feiner Nase genügt, wenn wir gestehen, daß unsere Schriften Spielereien seien. Durch sie wird von uns keine Unsterblichkeit erstrebt, sondern sie überlassen wir neidlos den homerischen Göttern — wie er seine Widersacher wieder nennt —. Was verbietet solche Spielereien ernst zu nehmen? Laßt uns inzwischen nach der Gewohnheit (!) dieses Jahrhunderts die Freiheit gebrauchen, mit der es auch Handwerkern, Frauchen und anderen Leuten erlaubt ist, Bücher zu schreiben". O. denkt wohl an Charitas Pirkheimer[99]), die gelehrte Nürnberger Nonne und Schwester seines Gönners Willibald Pirkheimer, und an Nürnberger Meistersinger[100]),

[96]) Kaspar Brusch, Chronologia monasterior. Germaniae, Nbg. 1682, S. 171; dazu Reicke (Anm. 14) S. 794, 815, 826.

[97]) Werke: 14, 20, 26.

[98]) Werke 20 und 28.

[99]) A. D. B. 26, 817; Reicke (Anm. 7) 48ff.

[100]) Adam Puschmann, Gründl. Bericht d. deutsch. Meistergesangs, Görlitz 1571, neu herausgeg. v. Rich. Jonas, Halle 1880. Vgl. Anm. 101!

voran Hans Sachs[101]), indem er wieder ohne Feingefühl um eines Witzes willen schreibt. In übermütiger Laune schließt er seine Abfertigung: „Laßt uns wie Knaben mit Nüssen spielen, bis es uns nach gefestigtem Alter (!) vergönnt ist, auch durch ein größeres und wichtigeres Werk bei Männern im richtigen Licht zu stehen". Dieser höchst auffällige Satz will auf den ersten Blick nicht recht zu den sonstigen Bemerkungen über seine Jahre passen, kann aber vielleicht als Wiedergabe eines Gegnerangriffes erklärt werden und so seine Beweiskraft einbüßen. —

Soweit wir Nachgeborene die Sachlage beurteilen können, dürften die Vorwürfe mindestens übertrieben, wenn nicht falsch sein; denn O. muß mit den damals gebotenen Hilfsmitteln arbeiten und scheut nicht vor kritischer Würdigung der Überlieferung zurück.[102]) Seine Zweifel kleidet er gelegentlich in einen kurzen, markigen und doch höflichen Satz: „Über die geschichtliche Zuverlässigkeit rede ich nicht. Sie steht beim Schriftsteller".[103]) Einmal ist er sogar mit dem damals bedeutendsten deutschen Humanisten Dr. Erasmus von Rotterdam verschiedener Meinung, so sehr er ihn auch schätzt: „Ich halte es für überflüssig, mehr über Sprichwörter einzufügen, da Erasmus, der Wiederhersteller und Vorkämpfer jeder Bildung, des edlen Schrifttums und der Menschlichkeit, über den Gebrauch der Sprichwörter[104]) sich übergenug (höfliche Kritik?) verbreitet hat. Jener behauptet auch, daß nicht Zenobius, sondern Zenodotus Verfasser und Sammler dieser Zusammenstellung gewesen sei. Mich aber bestimmt — was ich im Frieden mit dem hochbedeutenden Mann gesagt haben will — nicht wenig das Ansehen des berühmten Suidas".[105]) Die höfliche Form, in der er seine Ansicht vertritt, ist ungemein kennzeichnend für den liebenswürdig-bescheidenen O. und unterscheidet sich angenehm von dem sonst üblichen Ton. Ihn schlägt er nur gelegentlich besonders hitzigen Widersachern gegenüber an. — Von ähnlicher

[101]) A. L. Stiefel, Hans-Sachsforschungen, Nbg. 1894; Ernst Mummenhoff, Hans Sachs, Nbg. 1894; Paul Landau, Hans Sachs, Bln. 1924.

[102]) Werke: 16, 18, 19, 21, 22, 26, 32. [103]) Werk: 22.

[104]) Erasmus von Rotterdam, Adagiorum opus, Basel 1528; vgl. die Literaturzusammenstellg. bei Borchardt-Wustmann, Die sprichwörtl. Redensarten im deutschen Volksmund, Lpzg. 1925, S. 515ff.

[105]) Werk: 28.

Selbsteinschätzung erfüllt, schließt er den Brief an die Brüder Fugger[105a]), indem er „seine Muse, wenn sie auch thebanisch sei", d. h. unbedeutend, anredet: „Nicht wirst du, neue Göttin der Dichtung, den großen Homer erreichen; aber folge wenigstens von ferne seinen Spuren. Manchen Leuten mag meine Kühnheit und Übertragung mißfallen. Diesen guten Männern — wie er sich wieder spöttisch ausdrückt — will ich, wenn es Gott beliebt, antworten: Mache du bessere Lieder, wenn dir die meinigen mißfallen". Diese Sätze mögen sich auf die Auseinandersetzung mit Eob. Hesse beziehen.[105b]) — Auch über „Kleinlichkeitskrämereien" macht sich O. gelegentlich lustig und kennzeichnet[106]) jene Leute, die noch jetzt nicht ausgestorben sind, glänzend: „Heutzutage gibt es nicht wenige, welche fortgesetzt sich rühmen und auftrumpfen, sobald sie bei einem Schriftsteller ein Wörtchen, ja eine überflüssig gesetzte Verbindung gefunden haben. Wie unverschämt gefallen sie sich, als ob sie allein ganz scharfsinnig durchschaut hätten, was anderen Menschen entgangen sei. Wegen der einen oder anderen kleinen Verschiedenheit ist nach ihrer Ansicht eine ganze Handschrift sofort vollkommener zu halten und man muß von ihr glauben, daß sie auf das älteste Stück zurückgehe. Welche Fehler und Irrtümer aber bringen uns heutzutage die Drucker bei diesen Täuschungen in den täglich veröffentlichten Schriftstellern vors Auge! Allzusehr wurde es allgemeiner Brauch, dem Titel jedes Buches beizufügen: Durch die älteste Handschrift wieder hergestellt und von unendlichen Fehlern befreit. Wenn jemand das eine oder andere Wörtchen richtiger und verbessert gefunden hat, so ruft er: Ich habe gefunden, wie Knaben schreien: Ich habe eine Bohne entdeckt. Das ist mir aber bei meinem Demosthenes, einem sehr bedeutenden und einzigartigen Schriftsteller, nicht erlaubt. Obwohl wir etwas gefunden haben, gebrauchen wir kein rühmendes Wort, sondern die Sache wird für sich selbst sprechen". — Bei allem berechtigten Stolz auf seine Erfolge kennt er, dem damals Markgraf Georg auch höhere Aufgaben zuweisen möchte[106a]), genau die Grenzen seiner Begabung, wenn er an den Abt Johann

[105a]) S. S. 38, Anm. 61 [105b]) Werke: 7, 20, 23, 36.
[106]) Werk: 26.
[106a]) Nbg., Staatsarchiv, Ansbacher Religionsakten, XI, 49/50.

Hartung von Heilsbronn schreibt[107]): „Weil ich fühle, daß ich zum Darstellen von großen Begebenheiten weniger bestimmt bin und niemand in ihrer Überlieferung meine Tätigkeit bisher vermißte, so begebe ich mich zu einer Sache, die nach dem Titel wenigstens auf der ersten Blick lächerlich erscheint, „die Kunst des Trinkens". Gerne messe ich mich nach meinem Maßstab, da ich die Enge meines Hausrates genau erkannt habe. Deshalb gehorche ich gerne der Vorschrift des Horaz und übernehme einen meinen Kräften entsprechenden Stoff zu beschreiben".

Nicht nur die liebenswürdige Bescheidenheit, die sich mit seinem berechtigten Selbstbewußtsein sehr wohl verträgt, sondern auch seine unbedingte Lebensbejahung macht den O. jedem Vorurteilslosen lieb. Aus Lucian „lernt er, daß man nicht darnach streben solle, allen zu gefallen, da nicht einmal Juppiter, der mächtigste aller Götter, von Neid verschont blieb. Vielmehr ist es das höchste Lob den angesehensten Männern entsprochen zu haben".[108]) Wie er an Dr. Christof Gugel im März 1528 einen fast verzweifelten Brief richtet, bricht er die Klage ab: „Soll ich nicht vielmehr die begonnenen wissenschaftlichen Forschungen weiter verfolgen und pflegen und mich durch die Hoffnung auf ein besseres Geschick aufrichten und trösten, daß ich zur Pflege der Musen mit vieler Ruhe und Behaglichkeit des Lebens einmal gelangen könne. Ich wenigstens tue das fleißig und tröste mich überdies durch das Lesen der gelehrtesten Schriftsteller, durch gewisse mir vorgehaltenen Beweisgründe, um meine Seele von den Klagen wegzurufen, indem ich nach Möglichkeit dem Schmerze des trauernden Geistes Widerstand leiste. Aber die Sorgen, welche die Brust quälen, kehren zurück und stürzen mir alle Trosterleichterung durch ihr Unglück vollkommen um. Häufig singe ich mir diese Verschen: Was beklagst du, unglückseliger O., dich mit herben Schlägen abquälend, über die harte Zeit des armen Lebens? Das schlechte Los wird durch keine Klage erleichtert, sondern nur der Schmerz durch die Tränen erneuert. Auch blutige Wunden werden durch heftige Berührung wieder aufgerissen. Was hilft es also durch unruhige Trauer die Sinne der stummen Brust zu beschweren? Ertrage mutig das

[107]) Werk: 29. [108]) Werk: 4.

Geschick, sammle deinen Geist, nachdem du die Tränen abgewischt hast, und erkenne, wieviel die Armut erträgt, wenn das Herz von lästigen Sorgen frei ist! Nicht große Schätze schenkte sie, sondern einen gesunden (!) Körper mit starken Kräften, auch beachtenswerte (!) Geistesgaben. Sie verlieh dir zwar nicht die Abstammung aus einem alten Geschlecht, sondern nur aus einer reinen und schamhaften Familie und zweifellos fromme Eltern aus ehrenwertem Sproß. Nicht gewährte sie dir zum Wohnen ein stolzes Haus, sondern lediglich eine kleine Hütte, welche der aus Rasen errichtete Giebel allenthalben deckt. Gerechte Armut lebt unter ruhigem Dach einfacher Hausgötter. Sie weiß nichts vom Luxus der Städte und zugleich vom üblen Betrug. Nicht verletzt sie der Streit vor Gericht oder Schrecken kriegerischer Kämpfe. Sie weiß nichts von den Stürmen des Meeres und fürchtet nicht böse Räuber. Sie folgt keineswegs der veränderlichen Gunst des flüchtigen Glückes, sondern betet in guter Hoffnung mit reiner Seele die gütige Gottheit an. So große Seelenruhe ist den zusammengerafften Schätzen versagt; denn Sorgen begleiten den Reichtum, da er häufigen Wechsel des Geschickes fürchtet". Wer fühlt sich bei diesem Lob der Armut und einfacher Verhältnisse nicht an die Schilderung des goldenen Zeitalters bei Ovid oder die Römeroden des Horaz erinnert?

Allerdings dürfte die Geldknappheit nicht so groß gewesen sein, als O. tut, da er sich eine bedeutende Bibliothek, deren Beschaffung damals wohl noch kostspieliger als heutzutage ist, nach seinen eigenen Berichten erwirbt und im Juli 1528 zu seinem Verleger nach Hagenau reist.[109]) So weite Reisen sind damals wesentlich teurer und beschwerlicher als heutzutage. Nachdem O. seine Klagen mannigfach abgewandelt hat, schließt er einmal mit dem echten Humanistenbekenntnis: „Dieses gaben dir die Bücher der Alten, welche du lateinisch und griechisch häufig liesest, immer wieder an die Hand. Wirst du töricht die versagten Schätze beklagen? Reich ist nur, wen die gesättigte und zufriedene Art beruhigt. Durch solche Überlegungen erquicke ich mich täglich und übe mich, um mich nicht der Krank-

[109]) Schreibmüller (Anm. 42) S. 12.

heit auszuliefern, sondern ein wenig vorwärtszuschreiten. (O. kennt also aus eigener Erfahrung den Zusammenhang von körperlicher Gesundheitsstörung und geistig-seelischen Bedrängnissen.) Aber die Sorgen kehren gehäuft zurück. Doch die Wissenschaft ist mir lieber und angenehmer als der Zwang des Fastens. Infolgedessen kann ich sie nicht verlassen". Ist das anschließende Bekenntnis ernst zu nehmen, daß er nach Art des lucianischen Schmarotzers die Wissenschaft benützen will, um von reichen Freunden Unterstützung zu erlangen? Ich halte diese Darlegungen lediglich für einen Humanistenscherz, um eine Überleitung zu der geplanten Veröffentlichung zu finden. Meine Ansicht stützt auch ein anderer Ausspruch: „Wären wir Musenfreunde, die wir auch in glücklichen Zeiten elend und bedürftig sind, in diesen schwierigen und mühseligen Tagen nicht die allerbedauernswertesten? Das schreibe ich nicht, weil mein Geschick mich reut, da ich schon lange gelernt habe, tapfer zu entbehren, noch deshalb weil ich soweit Stoiker geworden bin, daß ich glaube, der Besitz von Gold und Schätzen sei unter die gleichgültigen Dinge (welche damals auch auf religiösem Gebiet eine große Rolle spielen,[110]) zu rechnen, sondern nur weil es mich schmerzt, daß ich den um mich hochverdienten Menschen keinen Dank abstatten kann".[111]) Die letztere Wendung kehrt mehrfach in Widmungsbriefen wieder.

Auch sein Gesundheitszustand, den er im März 1528 gegenüber Dr. Gugel lobt, wird bald darauf wenig erfreulich. Vielleicht im inneren Zusammenhang mit seiner Notlage und übermäßigen geistigen Anstrengungen vermag er die damals auch in Nürnberg ausbrechende Pest[112]), mit der er möglicherweise „die englische Schweißkrankheit" meint, nur mit Mühe zu überstehen. Dem ihn behandelnden Arzt Dr. Magenbuch[112a]) widmet er eine erhaltene Schrift und ein Lobgedicht, „weil er ihn fast von der Unterwelt zurückrief und wie ein Gott ins Licht zurückbrachte".

Die lebhafte wissenschaftliche Tätigkeit hat andererseits die gute Folge, daß einflußreiche Ratgeber des Ansbacher Mark-

[110]) Dr. Alb. Hauck, Prot. Realenzyklop., Lpzg. 1897: I, 168ff.
[111]) Werk: 28.
[112]) Vgl. m. Aufs. i. Archiv f. Gesch. d. Medizin 26, 1ff.
[112a]) Werk: 23.

grafen auf ihn hingewiesen werden und seine Berufung in die Hauptstadt veranlassen. Deshalb kann O. sein letztes Jahrzehnt in angenehmeren Einkommensverhältnissen als erster Leiter des neugegründeten Ansbacher Gymnasiums verbringen; denn er hat 80 Gulden Grundgehalt, der allerdings nicht immer regelmäßig ausgezahlt wird, freie Wohnung und teilt das Schulgeld mit dem zweiten Lehrer, den er wohl aus Nürnberg mitbringt.[113]) Über seine Berufung, wegen der monatelang verhandelt wird, urteilt er in der wieder zeitbedingten Selbstverkleinerung[114]): „Der Markgraf habe ihn zur Ausbildung der Jugend gleichsam durch einen Irrtum ausgewählt. Weil er (O.) sich wohlbewußt sei, daß er nur verstümmelten Hausrat habe, so könne er lediglich Treue und Sorgfalt versprechen. Doch wolle er eifrig sorgen, daß er des Vaterlandes seines Fürsten nicht unwert sei, damit dieser nicht erklären müsse, er ernähre durch den Unterhalt des O. einen unnützen Ballast der Erde. Zu Georg stehe ihm seit Jahren immer der Zugang ganz leicht offen; denn der Fürst erkenne, daß O. durch seine Klassikerausgaben und Übersetzungen sehr vielen lernbegierigen Jünglingen nütze". Die Regierungsgrundsätze des Hohenzollern preist er mit der üblichen höfischen Schmeichelei: „Es schien Deiner Hoheit nicht genug, die Dir unterworfenen Völker durch Billigkeit, Gerechtigkeit, Menschenfreundlichkeit und Milde zu leiten, sondern Du hast Dir auch — was die Hauptsache ist — die größte Mühe gegeben, daß sie in der erkannten Frömmigkeit gegenüber Christus heranwachsen; außerdem daß die Jugend in jenen Wissenschaften, durch welche sie zur höheren Bildung erzogen werde, richtige Unterweisung empfange, so daß für einen guten Fürsten keine Tat, mit welcher Du Deinem Volke nicht vollkommen Genüge tatest, — wie man unbedingt anerkennen muß — übrig blieb. Deshalb würde ich Deines Geistes Größe nicht ungern billig preisen, wenn ich nicht das Gefühl hätte, als Herold Deines Ruhmes wenig hinreichend zu sein. Ich sehe, daß dieses allein uns allen, die wir die Heiligtümer der Musen verehren, als Aufgabe gesetzt ist, daß wir die ungemeine Freigiebigkeit Deiner Hoheit, mit der Du bis jetzt immer die Wissenschaften und ihre

---

[113]) Schreibmüller S. 12ff. [114]) Werk: 16.

Freunde empfangen hast und auch weiterhin es tun wirst, durch ein Dankeszeugnis auch der Nachwelt bekanntmachen". Auf das unmittelbare Eingreifen Georgs, der selbst als humanistisch gerichteter Fürstenerzieher am ungarischen Hofe gewirkt hat[115]), führt also O. die humanistische Schulung der Ansbacher Jugend zurück, wenn auch die Ratgeber des Fürsten, voran der damalige Kanzler Dr. Sebastian Heller und der Vizekanzler Georg Vogler, die diesbezüglichen Pläne ihres Herrn stark fördern. — Fast etwas kindlich-naiv begründet O. die Widmung des einen Luciangespräches mit der Tatsache, daß der Fürst durch dasselbe erheitert werden könne. Weitschauend dagegen ist das über die Gymnasien Gesagte, weil aus ihm ersichtlich ist, „durch welche Übungen einst bei den Athenern die Jugend geschult und mit welcher Sorgfalt sie erzogen wurde; außerdem welche zutreffende Richtschnur für die Jugenderziehung bei den Heiden vorhanden war, während sie zur Zeit von den Christen ganz vernachlässigt (!) wird[116]), als ob jedem Staat in gleicher Weise nichts daran liege, wie die Jugend am besten und heilsamsten erzogen werde". In diesen Worten liegt die Forderung der körperlichen Ertüchtigung, die heutzutage in den Vordergrund gerückt wird, enthalten. Dasselbe verlangt 1526 am Ende seiner Schrift „über die Ehrbarkeit und Schmuck der Jugend" der wiederholt genannte Dr. Joachim Camerarius, der treue Förderer des O.[117]) Bestehen auch in dieser Hinsicht Zusammenhänge? Seinen Lobpreis der antiken Erziehung stützt O. sehr geschickt mit Worten Platos, „daß man sich zuerst um die Jugendbildung kümmern müsse.[118]) Es sind nämlich die Jünglinge Pflanzen und Saatgut des künftigen Staates", wie O. sich ganz im nationalsozialistischen Gegenwartsgeist ausdrückt. „Wenn die richtige Art des Erziehens und Bildens vernachlässigt wird, wird die Jugend ungebildet ins reife Alter heranwachsen. Aber dieses ist von anderen (z. B. Dr. Camerarius) sehr oft mit den gewichtigsten Gründen und ganz einleuchtend dargelegt

---

[115]) L. Neustadt, Markgraf Georg als Erzieher am ungar. Hof, Breslau 1883.

[116]) Steiger (Anm. 12) S. 34. [117]) Steiger S. 35ff.

[118]) S. m. Aufs. i. Archiv f. Gesch. d. Phil. Bd. 26: Platos Stellung zu Erziehungsfragen.

worden und auch Deiner Hoheit nicht weniger bekannt, welchen großen Schaden in menschlichen Dingen die der Nachlässigkeit überantwortete Jugend verursacht. Deshalb ist es der fürstlichen Fürsorge ganz würdig, sich darum zu kümmern, daß die untergebene Jugend in den besten, d. h. humanistischen Studien unterrichtet werde. Wenn sie nicht von kleinauf mit ihnen erfüllt wird und das Beste erlernt hat, wird sie, einst Leiter des Staates geworden, nicht derart sich bewähren, als es ihre Pflichten erfordern. Wer wird hoffen, daß diejenigen, welche die Pflichten des guten Staatsbürgers nicht kennen, friedliche und tüchtige Untertanen sind?" Aus diesen Darlegungen ergibt sich, nach welchen Gesichtspunkten O. seine Schule leitet. Ihr guter Ruf veranlaßt sogar viele auswärtigen Eltern selbst aus Nürnberg ihre Kinder dorthin zu schicken.[119]) So eifrig auch O. in seiner Aufgabe gewesen sein mag, er fühlt sich in seiner Stellung nicht immer wohl; denn aus verschiedenen Vorreden und Briefen erklingt ein bald leiseres bald lauteres Bedauern, daß er nicht mehr ungebunden seinen wissenschaftlichen Neigungen leben kann. Deshalb schreibt er an den Prinzen Albrecht Alcibiades[120]): „Von meiner Berufstätigkeit, in welche ich durch die Ausbildung der Jugend festgehalten (!) bin, habe ich mir soviel Zeit und Muße gestohlen (!), als zum Übersetzen des Büchleins nötig ist". Noch in seinem Schwanengesang[121]) verspricht er größere Arbeiten, „sobald er Muße erlangt habe". Liegt in dieser Tatsache nicht ein eigenartiges Trauerspiel des Gelehrtendaseins? Nachdem O. sich emporgearbeitet und ein ziemlich sorgenfreies Leben führen darf, läuft er fast Gefahr für das, was ihm die Hauptsache geworden ist, weniger Zeit zu haben als in den Nürnberger Jahren. Während derselben muß er zwar oft darben, darf aber nach eigenem Gutdünken schaffen. Jeder echte Forscher wird ihm diese Stimmung nachfühlen können. — Ob O. schon anfangs zu den unmittelbaren Erziehern des charakterlich unerfreulichen Albrecht Alcibiades, geboren 28. März 1522, gehört hat, geht aus der Vorrede des ins Lateinische übersetzten Katechismus Dr. Martin Luthers, mit dem er den Auszug des

[119]) Dr. Julius Meyer, Die Einführung d. Reformation i. Franken, Ansbach 1893: S. 12/13.
[120]) Werk: 17. [121]) Werk: 33.

Johannes Brenz[122]) verbindet, nicht hervor. Vielmehr spricht O. in dieser Widmung an den 7jährigen Prinzen nur davon, daß er „von dem Oheim desselben gerufen sei, die Geister der Knaben des Fürstentums in den schönen Wissenschaften auszubilden. Deshalb obliege ihm die große Sorge, die Beweise einer außerordentlichen Freigebigkeit und Wohltat nicht in Undank gegen die erlauchte Familie zu genießen, sondern darnach zu streben, auf jede Art aller Mitglieder derselben eingedenk zu sein. Deshalb hat er auch die genannten religiösen Schriften übersetzt, damit sie Führer, Beförderer, Segenspender und Mahner im ganzen Leben des Albrecht seien".[122a]) Auch erwähnt O. einen Lehrer des Prinzen, den Wülzburger Abt Christof Pistor, ohne davon zu reden, daß er mit ihm die gleiche Aufgabe habe. Allerdings wissen wir auch über den Einfluß dieser Persönlichkeit auf den unbändigen Casimirsohn, der ganz seinem Vater nachgerät, nichts. Da den Albrecht Alcibiades unselige Erbanlagen, eigene Schuld und Zeitumstände ins Verderben stürzen[123]), besteht ein ergreifender Gegensatz zu dem Wunsche einer reinen Seele, die trotz alles Stehens in der Zeit manchmal weltfremd ist, und der Wirklichkeit. Erst seit 1532 soll O. den Prinzen unterrichtet haben.[124]) — In Ansbach schließt O. auch rasch hintereinander zwei Ehen. Am 9. 1. 1530 führt er Ursula, Witwe des Wenzel Henninger, heim. Sie ist lange leidend, so daß ihre Krankheit „das Eingebrachte" sehr in Mitleidenschaft zieht. Den Rest verliert der Witwer „durch die Hinterlist von Angehörigen der Gattin, Diebstahl und Betrug".[125]) Nach dem frühen Tode des ersten „Frauchens" wird am 28. April 1532 Margarete, Tochter des Hans Herzog aus Nürnberg, ihre Nachfolgerin. Aus einer dieser zwei Ehen scheint er ein Söhnchen Sebastian, wohl Patenkind des Kanzlers Dr. Sebastian Heller, gewonnen zu haben.[126]) Das berufliche und wissenschaftliche Leben in Ansbach schildern Dr. Jordan und Dr. Schreibmüller so eingehend, daß ich nichts Wesentliches hinzufügen kann. Nur möchte ich hervorheben: Zum Glück für O. würdigen der Fürst und seine zwei

[122]) Hauck, a. a. O. (Anm. 110) III, 376ff. [122a]) Werk: 17.
[123]) Joh. Voigt, Markgraf Albrecht Alcibiades, Bln. 1852.
[124]) Schreibmüller S. 14.
[125]) Werk: 28. [126]) Schreibmüller S. 20.

erwähnten obersten Beamten[127]) das wissenschaftliche Streben des O. so uneingeschränkt, daß sie ihm möglichst viel Freiheit gewähren. Schon am 5. Juli 1529 schreibt der Markgraf an seinen Kanzler[128]): „Nachdem Uns angelangt ist, daß die Knaben in der Schule hier nicht fleißig gelernt, ihnen aber auch zuviel Müssiggang zugelassen wird, welches daraus folgt, daß der wohlgelehrte, unser lieber getreuer Vinzenz O. mit trefflichen, nötigen und besseren (!) Sachen umgeht und dem Kantor es allein zu viel sei, wie Uns auch durch Brenz[128a]) und andere gelehrte Männer geraten ist, dem O. das tägliche Lehren in der Knabenschule zu erlassen, damit er anderen großen Sachen, z. B. Transferieren (= Übersetzen) und Historien (= Geschichte) zu schreiben, desto stattlicher obliege; doch daß er Supperattendens (= Leiter) sei und des Tages 1 oder — wo es angehen mag — 2 Stunden etwas Tapferes (= Gutes) lese für die Priester und andere, die zuvor ein ziemliches Fundament (= Wissensgrundlage) haben". Trotzdem gibt es immer wieder mannigfache Schwierigkeiten, insbesondere die üblichen religiösen Streitigkeiten oder Berufsunannehmlichkeiten, z. B. Nichtbezahlen des Gehaltes, ungeeignete Schulräume und ungenügende Beheizung derselben.[129]) Wegen dieser unangenehmen Erlebnisse klagt O. seinem alten Freund Dr. Camerarius: „Mich ekelt des Hofes und dieser Stadt, so daß man sterben möchte, wenn ich nicht bald dieselbe verlassen darf, wo ich ganz unfreundlich behandelt werde. Außer dem Kanzler, dessen Ansehen nicht viel geachtet wird, ist uns niemand mehr gewogen. Nach dem Tode des Seckendorff[130]) sind alle alten Ratgeber am Hof die reinsten Kentauern", d. h. ungebildete Naturmenschen, Nichthumanisten. Auf den Heimgang jenes Hans von Seckendorff, der einem noch heute blühenden Geschlechte angehört, dichtet O. auch eines der üblichen Klagelieder. Doch auch diese Stimmung, in der er heute verschollene Spottgedichte schreibt[131]), verliert sich

---

[127]) Dr. Karl Schornbaum, Markgraf Georg, Mü. 1906: S. 182 ff.

[128]) S. S. 51, Anm. 106a. [128a]) S. S. 58, Anm. 122.

[129]) S. S. 46, Anm. 89b.

[130]) Journal von u. für Franken, Ansbach 1790/92: III, 655/56.

[131]) Schreibmüller S. 19, Anm. 2.

wieder, so daß er die vorübergehend gehegte Absicht Ansbach zu verlassen wieder aufgibt.[132])

Mehr als über den äußeren Lebenslauf des O. wissen wir über den Freundeskreis, dem er zuerst in Nürnberg angehört, da die erwähnten Männer ausnahmslos zu der geistigen Oberschicht der Reichsstadt zählen. Auch in anderen Städten kennt er gleichgerichtete Persönlichkeiten. Ihnen gegenüber ist er allerdings meist wesentlich zurückhaltender als bei den Nürnbergern, wohl zum guten Teil, weil die betreffenden hohe Stellungen einnehmen. Der Reformator Dr. Martin Luther schätzt gleich seinem engsten Mitarbeiter Dr. Philipp Melanchthon den entschiedenen Anhänger hoch, besonders da er auch reformatorische Schriften übersetzt.[132a]) In Ansbach steht er außer den zwei erwähnten Fürsten, welchen er Werke widmet[132b]), den beiden genannten Kanzlern so nahe, daß er auch unter ihrem Namen Klassiker in die Welt gehen läßt.[132c]) Der verstorbenen Gattin des Georg Vogler gedenkt er gleichfalls in einem dichterischen Nachruf.[133]) Auch in anderen Städten desselben Fürstentums hat er lutherisch gesinnte Geistliche als Freunde wie in Ansbach, die Äbte Balthasar von Heidenheim[134]) und Johann Wenk von Heilsbronn.[135]) Ebenso zeichnet er den obersten Richter und Schultheiß Johann Hartung in Heilsbronn durch eine gedruckte Gabe aus und empfängt von ihm Empfehlungsgedichte für sein Buch „Die Kunst des Trinkens".[136]) Noch herzlicher ist sein Verhältnis zu Johannes Brenz, dem Reformator von Schwäbisch-Hall.[136a]) In Augsburg kennt er den Bischof Christof von Stadion[137]), die Pa-

[132]) Erlangen, Samml. Trew, 1821: 1536, 14. XI.

[132a]) Mag. Gg. Veesenmeyer, Literärgeschichte d. Briefsamml. u. einiger Schriften v. Dr. Mart. Luther, Bln. 1821: S. 54ff.; Theophil. Sincerus (= Schwindel), Bibl. hist. crit. libr. rar., Nbg. 1756: S. 219ff.

[132b]) Werk: 17. [132c]) S. S. 50, Anm. 102.

[133]) Dr. Karl Schornbaum, Die Stellung d. Markgrafen Georg z. reformatorischen Bewegung, Nbg. 1900; Zur Politik d. Markgr. Georg, München 1906. Über die Theologen, Andreas Althamer: A. D. B. I, 365; Joh. Rurer Hauck, a. a. O. 17, 245/46; Ziegler: Jordan (Anm. 39).

[134]) Dr. Karl Schornbaum, Die Säkularisation d. Klosters Heidenheim. Neuendettelsau 1906.

[135]) Georg Muck, Gesch. v. Kloster Heilsbronn. Nördlingen 1879: I, 238ff.

[136]) Muck, a. a. O.: I, 268ff. [136a]) S. S. 58, Anm. 122.

[137]) Placidus Braun, Gesch. d. Bischöfe v. Augsburg, Augsbg. 1814: III, 178ff. — zu seiner Kritik: Fr. Roth, Augsbger. Reformationsgeschichte,

trizier Fugger[137a]), den Ratsschreiber Dr. Konrad Peutinger[138]), die Geistlichen Dr. Urban Regius[139]) und Dr. Othmar Luscinius.[139]) Ferner widmet er dem dortigen wohlhabenden Bürger Martin Weiß eine Schrift.[140]) Nur bei letztgenanntem hebt er hervor, daß er ihn nicht persönlich gesehen habe, so daß wir wohl bei den anderen das Gegenteil annehmen dürfen. Landsmannschaftlich mag er dem herzoglich-bayerischen Rat Pücher von Walckersaich nahestehen, wie auch den Geistlichen Dr. Leonhard Adelmatzheimer, wahrscheinlich in Viechtach, und Dr. Wolfgang Winimar, Dekan in Altötting, sowie dem Stefan Agricola. Sie alle läßt er durch den Bruder Michael grüßen.[141]) Aus entfernteren Städten erwähnt er die Juristen Jakob Otto Aezelius, dem er den Polybius verdankt, Dr. Johann Hesse, der ihm ein Werk des Gregor Naziazenus[142]) zur Veröffentlichung schickt, und schließlich Dr. Christof von der Straßen.[143]) So groß auch zu einzelnen der genannten Männer der gesellschaftliche Abstand gewesen sein mag, O. ist ihnen gegenüber ganz offenherzig, mitunter fast übertrieben vertrauensselig, wie er selbst gelegentlich bei gemachten Enttäuschungen zugibt. Die Widmungsbriefe an dieselben gewähren — vielleicht oft ungewollt — einen tiefen Einblick in ein reiches Innenleben und verraten auch, daß die Rücksicht auf kleine Schwächen von Bekannten bisweilen mangelt. Ist diese Tatsache eine Folge der schweren Kampfjahre oder nur Ausfluß des damaligen Umgangstones?

Auf jeden Fall kann ich dank der Ehrlichkeit, die auch vor Selbstanprangerung nicht zurückschreckt, vor allem das Welt-

---

Mü. 1901; Dr. Karl Wohlfahrt, Die Augsburger Reformation: Studien z. Gesch. d. Theol. u. Kirche VII, 2.

[137a]) S. S. 12, Anm. 61.

[138]) A. D. B. 25, 561ff.; Dr. Erich König, Peutingerstudien, Freiburg 1914, S. 85.

[139]) A. D. B. 28, 374.; Jöcher III, 1965 (Regius); dazu Blätter aus d. Augsburger Reform.-Gesch. Hft. 1, Augsbg. 1888; A. D. B. 19, 675ff.; Jöcher III, 2610/11; dazu Augsburg, Stadtarchiv, Ratsprotok. 1528, 7. IX. (Luscinius).

[140]) Dr. Jacob Strieder, Zur Genesis d. mod. Kapitalismus, Lpzg. 1904, S. 152/53; Chronik schwäb. Städte: Augsbg. V, 117/18.

[141]) Werk: 2. Über den Pfarrer Stephan Agricola: A. D. B. I, 156/57.

[142]) Jöcher II, 1164. [143]) Jöcher IV, 867.

anschauliche und das wissenschaftliche Forschen wenigstens an einigen Beispielen kennzeichnen, soweit es in vorstehenden Zeilen noch nicht geschehen und im Rahmen eines kurzen Aufsatzes möglich ist.

O. verwirft wiederholt die lediglich kämpferischen, engstirnigen Vertreter und Gegner einer mittelalterlich umgrenzten Bindung an frühere Menschensatzungen und kehrt sich ebenso freimütig gegen eifernde protestantische Geistliche, indem er zugleich stets seine innige Verknüpfung mit dem Luthertum im Gegensatz zu dem erwähnten Dr. Agrippa[144]) hervorhebt. Dieser kann sich trotz mancher Anläufe nicht zu einer ganz klaren Erkenntnis durchringen und stirbt — wenigstens äußerlich — als Katholik gleich anderen großen Geistern jener Zeit, welche stark reformatorische Anwandlungen zeigen, z. B. Dr. Erasmus von Rotterdam[145]) und Dr. Paracalsus[146]), dem genannten Nürnberger Humanisten Willibald Pirkheimer.[146a]) Ihn greift deshalb Eobanus Hesse an[147]), obwohl Pirkheimer in einer Streitschrift gegen Oekolampadius sich auf Luthers Seite stellt.[148]) In Augsburg sind geistesverwandt der Bischof Christof von Stadion[148a]), der Ratsschreiber Dr. Konrad Peutinger[148b]), ferner auf fränkischen Bischofsstühlen Lorenz von Würzburg, Georg III. von Bamberg und Gabriel von Eichstätt.[149]) Die einen der genannten Männer verkörpern entweder den ausschließlich geistig eingestellten Wissenschaftler oder haben nach Herzensreligion weniger Sehnsucht. Andere können sich als hohe Kirchenfürsten begreiflicherweise nicht von überkommenen Bindungen loslösen oder fühlen sich durch das Umstürzlerische, das in der Reformation oft übereifrige, selbstsüchtige Anhänger an den Tag legen, nicht grundlos abgestoßen, weil sie an Äußerlichkeiten hängenbleiben und nicht erkennen,

[144]) Vgl. Anm. 47, Kap. 6 Ende.

[145]) A. D. B. VI, 160ff.; dazu Otto Schottenloher, Erasmus im Ringen um humanistische Bildungsformen, Münsterer Doktorarbeit 1933 (Reformationsgesch. Studien u. Texte, Hft. 61).

[146]) Vgl. Anm. 185; dazu m. Aufsätze i. Jungarzt 3. 8 und i. d. Psychotherap.-neurol. Wochenschrift 39, 32 mit Schrifttumangaben; Krause (Anm. 20) II, 44ff.

[146a]) S. S. 28, Anm. 7. [147]) Vgl. Anm. 91!

[148]) Erlangen Th. V, 211a: De vera carne 1527.

[148a]) S. S. 59, Anm. 137. [148b]) S. S. 61, Anm. 138.

[149]) Fr. Stein, Gesch. Frankens, Schweinfurt 1886: II, 18.

daß jedes Neue nur im Kampf gegen das Alte werden kann. O. dagegen ist ganz vom tieferfaßten Luthertum erfüllt. Deshalb bewegt sich auch seine schriftstellerische Tätigkeit zwischen zwei Eckpunkten: Eintreten für die Reformation und Herausgabe von Klassikern.

Bezeichnenderweise gehört die älteste erhaltene Veröffentlichung der ersten Gruppe an. Sie ist eine lateinische Übersetzung der Abhandlung Luthers vom Abendmahl.[150]). Auch die Wahl des Verlegers ist nicht zufällig; denn Johann Secerius (Setzer) aus Hagenau[151]) betätigt sich mannigfach in dieser Richtung und wandert deshalb auch auf die schwarze Liste der katholischen Kirche. Ihm weiht O. dankbar auch eine Schrift[152]) und rühmt besonders dessen Hingabe bei der Veröffentlichung des Polybius, bzw. der lateinischen Übersetzung desselben von Nikolaus Perottus.[153]) Seinen Verlegerdrucker, „mit dem er seit vielen Jahren die freundschaftlichsten Beziehungen hat", vergleicht er beinahe mit dem größten venezianischen Vertreter „der schwarzen Gilde", Aldus Manutius.[154]) „Sein hochberühmter Name stürzt nur mit den besten Schriftstellern, was nach meiner Hoffnung niemals eintreten wird. Kein Gelehrter und Wissenschaftsfreund wird ein aus seiner Druckerei stammendes Buch einsehen, ohne ihm ungeheuren Dank abzustatten, seine Asche zu segnen, Gutes von ihm zu sprechen, ihm zu wünschen und zu danken". Deshalb besitzt O. sehr viele Bücher aus der genannten Druckerei. Vielleicht ist es möglich, bei genauer Durchsicht besonders der Erlanger Bestände einen großen Teil derselben festzustellen, da sie dorthin auf Umwegen gekommen sein sollen.[155]) Auch Luther schätzt den Secerius wegen seiner besonderen Sorgfalt und Treue und berichtigt einen verbreiteten Irrtum, als ob der Hagenauer Drucker der gleichnamige unge-

---

[150]) S. S. 60, Anm. 132a.

[151]) A. D. B. 34, 49; Alfr. Götze, D. hochdeutschen Drucker d. Reformationszt.; Straßburg 1905: S. 27; Mich. Maittaire, Annales typographici, Haag 1722: II, S. 739 und 749.

[152]) Werk: 24. [153]) Werk: 18.

[154]) Encyclopedia Italiana, Rom 1934: 22, 182ff.

[155]) Schreibmüller (Anm. 42) S. 18ff.; dazu Panzer, Annales typographici: Teil 6 u. 7.

treue Setzer aus Wittenberg sei.[156]) Neben dem Johann Braubach — Hagenau hat O. auch Dauerbeziehungen zu Nürnberger Druckern, besonders Johann Petrejus und Michael Peipus.[157]) Nur gelegentlich veröffentlicht er in Basel bei Hervagius und in Frankfurt am Main bei Egenolph. Leider haben diese Drucker bis jetzt keine ebenso ausführliche Darstellung wie die Nürnberger Koberger[158]) gefunden, obwohl in jenen Jahrzehnten der Drucker als Verleger die geistige Bildung sehr stark beeinflußt und oft mit großer persönlicher Anteilnahme, ja Opfern umfangreiche Werke herausbringt. Solche selbstlose Förderer des geistigen Arbeiters wirken auch heutzutage oft im Stillen. — Das genannte Büchlein antwortet „den Verleumdern des Sakramentes", bei denen besonders an den oft erwähnten Oekolampadius gedacht wird. O. gibt den Grundton trefflich wieder, wenn er den Leser anspricht: „Ihr seht, daß die ganze Welt voll Streitsüchtiger ist. Das Reich Gottes liegt aber nicht im Gespräch, sondern in der Tugend", wie O. wieder im Anschluß an den sokratisch-platonischen Begriff von Lehrbarkeit der Wohlanständigkeit humanistisch sich ausdrückt. Scharf wendet er sich gegen alle, „welche mit unreinen Händen kämpfen. Bemerkt ihr nicht, daß es sich bei diesen Streitigkeiten um nichts anderes dreht, als daß ihre Verfasser fast alle Winkel der Welt durch Gruppen und Uneinigkeit erfüllen und alles Heilige bei der unerfahrenen Menge in Verachtung bringen? Was wird im Christentum fest und sicher sein können, wenn das Sakrament verletzt wird und ins Wanken gerät?" Mit seinen Sätzen kennzeichnet O. Feinde des Christentums, wie sie dasselbe immer wieder begeifern, und kehrt sich gegen streitsüchtige Theologen auch innerhalb des Luthertums und die schlimmen Folgen ihres Tuns. „Deshalb gleiten wir so sehr in erbitterte und schmähsüchtige Hartnäckigkeit hinab, daß wir niemand hören können, auch wenn er noch so gut und richtig spricht". O. bäumt sich

[156]) Brief Luthers 1526, 25. IV.

[157]) Alfr. Götze (Anm. 151) S. 48ff.; dazu I. Braun, Die Einführung der Buchdruckerkunst in Nbg., Nbg. 1884; Gg. Wolfg. Panzer, Älteste Buchdruckergeschichte Nürnbergs, Nbg. 1789; vgl. auch I. A. E. Ernesti, Die wohleingerichtete Buchdruckerei, Nbg. 1721 (Stadtbibl., Solg. 1643. 4°); Reicke (Anm. 14) S. 697ff.

[158]) Oscar Hase, Die Koberger, Lpzg. 1885.

also entschieden auf gegen die Anschauung von der ausschließlichen Gültigkeit einer Ansicht, wie sie mittelalterliche Päpste und diejenigen, die ihren Fußstapfen folgen, vertreten. „Während jene Leute an anderen die Redefreiheit sehr heftig tadeln, gebrauchen sie selbst dieselbe am reichlichsten und zügellosesten, so daß sie, die Ursache der Auseinandersetzung oft vergessend, in erbittertem Streite gegeneinander toben, als ob den Menschen keine andere Aufgabe bleibe als ihre Schriften, angefüllt mit Unverschämtheit und possenreißerischen Schmähungen, zu lesen". Derselbe derbe Ton kehrt auch bei Dr. Agrippa[158a]) wieder, so daß wir eine unverkennbar übereinstimmende Ablehnung von Lehrstreitigkeiten bei edlen Zeitgenossen beobachten, aber zugleich leider feststellen müssen, daß auch sie nach dem damaligen Brauche bei der Abwehr des ihnen falsch Dünkenden ebenso grob werden. Ist es zu anderen Zeiten nicht ebenso? „Täglich werden so viele Verteidigungsschriften und Antworten verfaßt, wie Mücken in der fetten Küche während des Sommers ihr Schmarotzerdasein führen. (Wieder fügt O. eine Erinnerung an seine frühere Tätigkeit ein.) Ich glaube, daß Theologen ihr Ansehen und ihren Ruhm, durch Verleumdung und Schmähung fälschlich angegriffen zu werden, am leichtesten verteidigen (d. h. die verfolgte Unschuld spielen) können. Sie lehren zwar, daß der Ruhm verachtet und die Schmach leicht ertragen werden müssen, da Christus erklärt habe, daß derjenige, gegen den Vorwürfe geschleudert werden, glücklich sei. Aber du siehst, daß sie von dieser Lehre weit entfernt sind". Indem O. an dem Beispiel eines nur kämpferischen Geistlichen seiner Zeit den Widerspruch zwischen Reden und Tun trefflich hervorhebt, zeigt er sich als tief eindringenden Seelenkünder und hält den Vertretern dieser Richtung, die in allen möglichen Zeiten und bei verschiedenen Völkern wiederkehren, wie wir jetzt wieder erleben, ihr wahres Bild vor. Bezeichnenderweise haben zwei der erwähnten Augsburger Bekannten, der Bischof noch vor dem Auftreten Luthers und Konrad Peutinger später, sich ähnlich geäußert.[159]) Da die Ansicht in verschiedenen Gegenden und sogar von Altgläubigen ausgesprochen wird, bestätigt ihr

[158a]) S. S. 34, Anm. 47.

[159]) Bauer (Anm. 137): II, 188ff.; König (Anm. 138): S. 84ff.

Zusammenklang die Richtigkeit der gemachten Ausstellungen. Um nicht seinerseits im Ablehnen desjenigen, das ihm verkehrt dünkt, steckenzubleiben, schließt O. mit dem ergreifenden Bekenntnis einer reinen Seele: „Gott sandte uns sein Wort, damit wir mit frommem Gefühl ihm glauben, nicht damit wir mit seiner Zerspaltung und Beurteilung Neugierige und Streitsüchtige täuschen". Diese Äußerungen, welche in anderen Vorreden auch stehen[160]), kehren in einigen griechischen Versen und in der breit angelegten „Glaubensklage" wieder. Das Schrifttum jener Zeit, besonders soweit es mit der Reformation zusammenhängt, birgt genug Seitenstücke zu diesem Gefühlsausbruch.[161]) Wie hoch Luther selbst die Tätigkeit seines Gefolgsmannes schätzt, beweist u. a. der Brief vom 25. April 1526, vorausgeschickt der von O. gefertigten lateinischen Übersetzung des Kommentares zum Propheten Jonas.[162])

Während diese Schriften zeigen, wie ein lutherischer Humanist die religiösen Kämpfe seiner Zeit beurteilt, gedenken andere wieder der persönlichen Mißhelligkeiten des O. „Bisher antworteten wir dem Neide, von dem die Geister so vieler brennen, dadurch, daß wir durch ein gewisses Gegenmittel (wohl seinen religiösen Glauben) gefeit, die kühnen Bisse der Gegner geduldig ertrugen. Aber in Zukunft wollen wir Gewalt mit Gewalt vertreiben". Nach dieser entschiedenen Drohung fährt er stolz und spöttisch fort: „Wir scheuen und verschonen niemanden von den Göttern (wie er seine eitlen Gegner wieder nennt). Nun soll sich meine Rede von den Unreinen, Tadelsüchtigen zu einwandfreien und Ernsthaften wenden". Zu ihnen gehört der angeredete Dr. Michael Marstaller. Ihn preist O. mit begeisterten Worten: „Ich umarme Deine ganz reine, einzigartige Seele und weiß nicht, ob eine andere Tugend außer dieser den Menschen wahrhaft liebenswert macht und den wohlgebildeten Mann ziert, wegen derer wir den Namen eines echten Menschen verdienen. Was anders kann nämlich Menschenbildung genannt werden als der Glanz und die Ehrenhaftigkeit der Seele, mit

[160]) Werke: 17/18.

[161]) Dr. Karl Schottenloher. Bibliographie z. deutschen Gesch., Lpzg. 1933ff.

[162]) Werk: 3; dazu Luthers Werke, Weimar 1897: I, 9, 169ff.

der wir unsere Anstrengungen auf einen Anteil am Ruhm richten. Wer mit Herzensreinheit nicht begabt ist, den reißt seine bissige Bosheit unbedingt zu Verbrechen. Er verdammt und tadelt alles. Nur das von ihm Getane gilt ihm als richtig". In diesen paar Sätzen liegt die rühmenswerte Überzeugung des O., wie ein edler Mensch, den sich jeder als Freund wünscht, beschaffen sein müsse. Wegen seines Bekenntnisses gehört er in die Reihen der liebenswerten Renaissancemenschen und macht seine menschlich begreiflichen Ecken und Spitzen vergessen; denn mit seinen Vorwürfen will er Zeitgenossen nicht beleidigen, sondern bessern. Deshalb schließt er seinen Vorstoß mit den Worten: „Wozu dieses? Damit Du, erlauchter Doktor, siehst, wie sehr wir die Unreinheit der Menschen verabscheuen".

Aus seiner Einstellung und Erfahrung heraus übersetzt er, vielleicht auch von Pirkheimer, der in demselben griechischen Denker gleichfalls einen Gesinnungsgenossen erblickt, beeinflußt[163]), im Winter 1527/28 Werke des Lucian ins Lateinische, weil dessen scharfe Geißelhiebe gegen menschliche Unvollkommenheit mit der eigenen Überzeugung zusammenklingen, so daß abermals eine enge Verbindung zwischen sittlicher Überzeugung und wissenschaftlicher Tätigkeit besteht. Da die Getroffenen sofort begreifen, daß sie im geschichtlichen Gewande gemeint sind, antworten sie mit um so herberen Angriffen, indem sie ihre persönlichen Gründe durch sachliche verdecken wollen. Doch O. reißt ihnen die Maske herunter und schiebt in der Mitte seiner Lucianausgabe eine Abfertigung jener ein: „Um gewissen Schwätzereien entgegenzutreten, weil vielleicht einige Leser das Buch nicht in dem Geiste, in dem ich es geschrieben habe, lesen oder mich des Ehrgeizes und der Unwissenheit beschuldigen, da ich in diesem hochgebildeten Jahrhundert, in welchem so große, gediegene und äußerst erfolgreiche Geister vorhanden sind, als Ungebildeter und Halblaie mich nicht scheue, meine Kleinigkeit dem Kreise von Hochgebildeten zum Betrachten und Lesen aufzudrängen, indem ich nicht vorziehe, in Vergessenheit herabzusinken und ehrenvoll zu schweigen statt durch rohe Schreibart dem allgemeinen Gelächter mich auszusetzen". Seine Antwort

[163]) Reicke (Anm. 7) S. 56.

an die unfreundlichen Beurteiler schließt er mit der wuchtigen Anklage: „Dieses Jahrhundert ist zwar gebildet, aber im Urteil so verdreht, im Verdammen anderer so unverschämt, daß alles von unterst zu oberst gekehrt wird. Da also alles der Verleumdung und Verkleinerung offensteht und nichts auf Erden den Bissen und ungünstigen Urteilen dieser Verräter entgehen kann, welcher Vernünftige wird ein Schicksal, das er mit Hochgelehrten und äußerst Tüchtigen gemeinsam hat, ablehnen wollen?" Diese Kennzeichnung von übelwollenden Beckmessern ist zeitlos und übervölkisch. — Solche scharfen Vorstöße lösen natürlich auf der Gegenseite immer wieder entsprechende Antworten aus, besonders als O. in eine Frage, welche damals weite Kreise beschäftigt, mehrfach eingreift: Welchen Wert haben die sog. guten Werke?[164]). Mit dem gesunden Gefühl eines tiefreligiös Empfindenden ruft er aus: „Es ist genug, daß man weiß: Durch gute Werke wird niemand gerechtfertigt. Deshalb sind aber die Werke nicht zu verdammen, sondern zu lehren, welche als wahrhaft gut anzusehen sind und daß ein Vertrauen auf dieselben in keiner Weise den Vorzug verdiene. Mit meinen Gedanken werden mich Theologen und jene strengen Rufer im Streite verspotten". Halb geringschätzig, halb ergeben in das unabwendbar Scheinende fügt er an: „Mögen sie lachen, wenn sie wollen". — Doch bei denjenigen, die ihn und seine reinen Absichten kennen, findet er selbst mit diesen Angriffen freundliche Aufnahme, wie z. B. die fast gleichzeitige zweite Widmung an den Sebalder Geistlichen Schleupner, „den sehr treuen Diener des göttlichen Wortes", zeigt.[165])

Mit anderen Früchten seiner Feder beglückt er wohl kurz darauf nochmals den Nürnberger Juristen Dr. Christof Gugel.[165a]) Seinen feingeschliffenen und mutigen Gutachten begegne ich oft bei meinen Vorstudien zur Geschichte des Nürnberger Reichsforstes, welche ich im Auftrag des Ahnenerbe z. Zt. mache. Leider können wir den Einfluß dieser Persönlichkeit auf O. nur ahnend aus den warmen Widmungen erschließen, besonders wenn wir erwägen, welche große Rolle dieser Rechtskenner

[164]) Werk: 20.
[165]) Pauly-Wissowa, Realencyclopädie, Stuttg. 1927: 13, 1725.
[165a]) S. S. 31, Anm. 24.

damals in Nürnberg spielt. In der ihm dargebotenen Schrift wendet sich Lucian gegen die Streitereien unter den Denkern seiner Zeit. Dessen Ablehnung übernimmt O., und zwar wieder — gleich dem Willibald Pirkheimer — aus einem erzieherischen Grund. „Da also durch solche Spielereien der bessere Teil der Jugend, welche mit den herrlichsten Gaben versehen ist, verdorben und zur Übernahme bürgerlicher Ämter ganz unbrauchbar wird, so glaube ich, daß Lucian, der unversöhnliche Feind der Philosophie, in der Absicht das Gespräch über die Philosophengruppen schrieb, um nach seiner witzigen Art die ausgezeichnete Torheit jener zu verspotten oder ganz offenbar zu machen, daß man wegen der mannigfachen und ganz verschiedenen Wege durch keine Mittel eine genaue Kenntnis in der Philosophie gewinnen könne". Den völligen Zweifel an einer rein geistigen Erkenntnis macht sich O. durch seine Übersetzung zu eigen, wiewohl das vernichtende Urteil des Lucian nur für die wenig zweckvollen Grübeleien und die leeren Wortgezänke einer Niedergangzeit zutrifft. Den tiefsten Grund für die Haltung des O. drückt wohl der anschließende Satz aus: „So oft ich in meinem Gedächtnis und Geist die widerstreitenden Philosophenlehren wiederholte, kam mir stets unsere Religion zur Hilfe". Die Ablehnung der nur streitsüchtigen Denker, als deren christlichen Vertreter er an anderer Stelle[165b]) gewisse Scholastiker brandmarkt, und den angerufenen Schutz der wahren Religion hat O. wieder mit dem oft erwähnten Dr. Agrippa[165c]) gemeinsam und ebenso die derbe Verspottung Andersdenkender, indem er gleich jenem die Scholastiker „ganz unreine Frösche und ungemein geschwätzige Ameisen" nennt. Sie sind ihm „die Verderber, die gegenwärtige Pest der richtigen, d. h. humanistischen Studien, die ganz dummen Lehrer der Gruppen der Modernisten, Realisten und Thomistiker".[166]) Ähnlich sagt er in der Widmung an Markgraf Georg[166a]): „Einst hüllten Sophisten mit ihrem Thomas (von Aquino) durch ganz geschwätzige Fragen die Heilige Schrift in völliges Dunkel ein. Da durch die Haarspaltereien die Geister

[165b]) S. S. 37, Anm. 56. [165c]) S. S. 34, Anm. 47.

[166]) Dr. Fr. Überweg-Heinze, Grundriß d. Gesch. d. Philos., Bln. 1907: Bd. II, § 33/34; Bd. III, 1. A.

[166a]) Werk: 18.

aller beschäftigt waren, ging niemand zu den Quellen selbst zurück, indem alle an Thomas und anderen derartigen Schriftstellern die Zeit vertrödelten. (Mit diesem Bekenntnis rechtfertigt der Humanist seine Quellenveröffentlichungen.) Nicht andere Werke schaffen heutzutage die Schreiberlein solcher Büchlein. Aus ihnen unterrichtet sich das Volk und beziehen sogar Verkündiger des göttlichen Wortes ihre Weisheit. Ich spreche nicht von allen, sondern nur von denjenigen, welche aus Ehrgeiz das Maul aufreißen, mit ihren ungeschickten Eintagsfliegen alle Winkel erfüllen und alle Drucker beschäftigen. Möchten doch letztere nur solche Schriftsteller, von welchen sie nicht nur Gewinn zusammenscharren, sondern auch den Namen der Unsterblichkeit erlangen, veröffentlichen!" Ist diese Klage, die auch in der Widmung an Pirkheimer[166b]) wiederkehrt, nicht zeitlos richtig?

Ebenso empfängt der oben genannte Pfarrer Dominikus Schleupner[166c]) ein lucianisches[166d]) Gespräch über den Tanz, „obwohl er kein Tänzer sei", wie O. wieder mit seiner fast verletzenden Offenheit um eines Wortspieles willen sagt. Aus seiner Kenntnis des Altertums heraus versichert er: „Die früheren Jahrhunderte zeichneten sich durch Tänzer, Schauspieler und Geschichtsschreiber aus, welchen jetzt wenige (!) Gelehrte an Bildung und Geist ebenso hervorragend gleichkommen". Dieser Satz enthält wohl am kürzesten die eingangs erwähnte Vorstellung von der schöngefärbten und kämpferisch benützten Alten Welt.

Aber nicht nur die Ansichten über weltanschauliche und religiöse Fragen besonders seiner Zeit und über das edle Menschentum stehen in den Vorreden, sondern auch Angaben über seine wissenschaftliche Arbeitsweise.

Zunächst arbeitet er selbst in drückender Sommerhitze mitunter sehr rasch.[167]) — Am umfassendsten drückt er seine Gesamtgesinnung in der Widmung an die Augsburger Patrizier Raimund und Friedrich Fugger[167a]) aus. Von ihnen ist der letztere im Stammbaum der Familie nicht nachweisbar, so daß eine

---

[166b]) Werk: 10. [166c]) S. S. 30, Anm. 28. [166d]) S. S. 68, Anm. 165.
[167]) S. S. 51, Anm. 105b. [167a]) S. S. 38, Anm. 61.

Namensverwechslung vorliegen dürfte.[168]) Sie nennt er „die freigiebigen Förderer der richtigen Studien". „Vielleicht werde ich scheinen ein großes Wagnis unternommen zu haben, daß ich vor allem das Werk jenes hervorragenden Sehers Homer unter die Hand nahm, während ich neulich beschlossen hatte — um meinen Geist zu üben — die Freizeit mit Fertigen von Verschen hinzubringen, nachdem ich zu jenen unfruchtbaren und nicht ertragreichen, aber doch süßen und angenehmen Musen zurückgekehrt bin. Wenn mir auch nicht die Schriftsteller fehlen, durch welche ich mein Unternehmen schützen kann, von denen ich sehr genau weiß, daß sie mit derselben Kühnheit das nämliche wagten, so hatte ich doch immer diese Gesinnung. Nachher gewann ich ein gewisses Urteil, daß diejenigen, welche die allerbedeutendsten sind, zum Lernen und Nachahmen bekannt gemacht werden müssen". Damals steht O. besonders stark unter dem Einfluß des wiederholt erwähnten Pirkheimer, „des in jeder Hinsicht hochansehnlichen Mannes, den ich zum Lehrer und Beurteiler meiner Nichtigkeiten gemacht habe. Durch sein Urteil erweckte er mir ein nicht ungewöhnliches Verlangen, mich an Größeres zu wagen. Ich erkannte nämlich, daß der Richterspruch dieses einen der Abstimmung vieler vorzuziehen sei. Abgesehen von einer ganz genauen Kenntnis aller (!) Wissenschaften ist er nämlich bekannt durch die Unverdorbenheit des Herzens und den Glanz, weißer als Schnee, so daß er sogar durch ein gebührendes Lob nicht getäuscht werden kann. (Auch in diesem Fall übersieht O. die Flecken im Privatleben des Gepriesenen.)[168a]) Ich weiß nicht, ob die ungemein blühende Stadt Nürnberg einen bedeutenderen Mann als ihn besitzt, sei es, daß ich ihn betrachte als Zierde der Hauptsprachen, d. h. griechisch und lateinisch, in denen er hocherfahren ist, oder daß ich seine Kenntnisse auf mannigfachen Wissensgebieten, in welchen er auch ganz vollkommen (!) ist, berücksichtige. Ich verschweige, wie groß seine Klugheit in bürgerlichen Dingen, wie außerordentlich seine Übung und Erfahrung ist. Kurz inbetreff seiner kann man die homerischen Verse anwenden: Er wußte Altes und vieles aus

[168]) Contrafeye d. Herren Fugger, 1619; Augsbg. Fuggerarchiv: Dr. Dobel, Fuggerbiographien. 167a; Krause (Anm. 20): II, 19, 20, 57, 95/96.
[168a]) S. S. 28, Anm. 7.

dem Grunde. Da also jener, dessen Urteil das allergenaueste ist, meine Verschen als des Lesens würdig nicht verschmäht hatte, sorgte ich, daß sie unter Eurem Namen an die Öffentlichkeit treten". Über diese Homerarbeit macht sich Eobanus Hesse lustig, um sich an O. zu rächen, weil dieser ihn einst wegen eines „überfüßigen" Hexameters verspottet hat.[168b]) Der andere Beweggrund zur Herausgabe ist, „der Umstand, daß in diesem Jahrhundert die Wissenschaften fast von allen (!) verachtet werden". Diese Klage, welche bei O. und anderen[168c]) oft wiederkehrt, ist ungemein auffällig und zeigt, daß die humanistischen Studien in Deutschland damals sich noch in den Anfängen befinden. Zu ihren Förderern gehören auch die Angeredeten, da sie unter anderen den Dr. Othmar Luscinius[168d]), „einen Mann von höchster Bildung und Unbescholtenheit", sehr liebten, ferner den Dr. Konrad Peutinger[168e]) „den hochbedeutenden und sehr klugen, der — beim Herkules (!) — durch alle Vorzüge und Geistesgaben zur Richtschnur geschaffen ist. Gegenüber dem ungemein glücklichen Augsburg könnte ich ohne Schmeichelei sagen, daß es nicht zwei diesem Manne ganz ähnliche Ratgeber besitzt". Nach diesem Lobpreis des Herausgebers der nach ihm genannten Peutingerischen Tafeln beginnt die Verbeugung vor den Briefempfängern: „Dieses Lob kann ich von Euch noch mehr rühmen, weil Ihr die Wissenschaften und ihre Vertreter so hoch schätzt, daß Ihr Euer Söhnchen in ihnen unterrichten laßt. (Wen von den 3 damals vorhandenen Knaben, Jakob, geboren 1516, 23. Dezember, Georg, geb. 1517, 31. Dezember, Christof, geb. 1520, 5. Februar, O. meint, wissen wir natürlich nicht.) Als einst ein glücklicheres Jahrhundert die Musen begünstigte, war es das vorzüglichste und einzigartige Lob der Fürsten Wissenschaftler zugleich mit den Studien zu begünstigen und zu ernähren. (O. denkt wohl an die oben erwähnten Akademien[168f]) an italienischen Höfen und die freundliche Aufnahme der Humanisten durch einzelne deutsche Fürsten, z. B. Kaiser Maximilian I. und die damaligen fränkischen Bischöfe.) Aber wir sehen, daß die Musen, jetzt von den Höfen fast (?) vertrieben, bei Euch allein (!?) sich

168b) S. S. 70, Anm. 167.
168c) S. S. 30, Anm. 20.
168d) S. S. 61, Anm. 139.
168e) S. S. 61, Anm. 138.
168f) S. S. 30, Anm. 16.

niedergelassen haben". Bald darauf wird O. etwas anderer Ansicht, als er auch den Nürnberger Rat[168g]) und Markgraf Georg[168h]) von Ansbach als Förderer der humanistischen Bestrebungen feiert, um sich auch jenen Staatsoberhäuptern zu empfehlen und von ihnen unterstützt zu werden. Die fuggerische Hochherzigkeit vergleicht er mit der Einfachheit des homerischen Helden Achilles. Offenbar wieder aus bitteren Erfahrungen heraus fügt er ein: „Nichts ist hinterhältlicher und verderblicher als das Menschengeschlecht; nichts in diesem Jahrhundert häufiger als Unrecht. Wie wenige (!) sprechen mit anderen die Wahrheit! Tut nicht jeder fast alles (!) heuchlerisch und trügerisch? Wer trägt nicht nach Plautus, dem römischen Lustspieldichter, in der einen Hand einen Stein, in der anderen ein Brot? Achilles selbst sagt, daß jeder in seinem Herzen anders gesinnt sei, als er in seinem äußeren Wesen sich zeige". Mag auch die Schilderung des Myrmidonen-Fürsten als des „reinen Toren", um die Parsifalbezeichnung zu gebrauchen, zu den oben berührten übertriebenen Schönfärbungen des Altertums gehören, so erlebt doch derselbe die Unehrlichkeit der Umwelt zur Genüge. Auch O. muß von sich gestehen, „daß sich mehr als einmal auf seine übermäßig gutgläubige Offenheit (von der auch die Vorreden viele Proben bringen) die Hinterlist der anderen legte". Der aus schlicht bürgerlichen Verhältnissen Emporgestiegene findet sich in der glatten Höflichkeit der „Gesellschaft" nicht zurecht. Peinliche Erlebnisse veranlassen noch ein anderes Geständnis: „Ich glaube, daß Vulkan von Momus, der verkörperten Tadelsucht[169]), nicht töricht gerügt wurde, weil er beim Bilden des Menschen nicht auch in die Brust Fenster tat, damit durch sie offenbar werde, wenn jemand lügt oder etwas aus seiner wahren Gesinnung sagt". Dieser Wunsch kehrt in der Weltliteratur mannigfach abgeändert gelegentlich wieder, z. B. in einer reizenden Erzählung von Otto Ernst oder in den physikalischen Utopien von den fortgebildeten X-Strahlen, welche alles durchdringen und aufdecken. — Wieder aus erzieherischen Gründen, vielleicht auch Erlebnissen heraus fährt O. fort: „Ich glaube, daß die Tugend des Achilles, der einfach im Handeln, unkundig der Heuchelei und des Scheines,

[168g]) Werk: 22. [168h]) Werk: 18.
[169]) Pauly-Wissowa (Anm. 165): 31, 42.

ein erbitterter Feind alles Versteckten gewesen ist, von den Knaben nachgeahmt werden müsse, damit sie — wie man sagt — von kleinauf lernen offen zu sprechen, nichts heuchelnd und verhehlend. So werden sie — wie die Hoffnung besteht — einst zu tüchtigen Männern heranwachsen". Ist dieses Erziehungsziel nicht auch das unserer nationalsozialistischen Gegenwart? Dieselben Gedanken erfüllen auch andere Widmungen des O.[170])

Während schon dieser Brief Beziehungen zu dem berühmten Dr. Konrad Peutinger, dessen Bekenntnisstandpunkt dem O. unbekannt geblieben sein mag, vermuten läßt, so werden sie ganz gewiß durch die Widmung vom Februar 1528, vorausgeschickt einem Luciangespräch über zwei gegensätzliche Philosophen, Peregrinus und Demonax.[171]) Auch diese Arbeit enthält durch ihre Wahl ein Selbstbekenntnis; denn Demonax wird als Vertreter einer stolzen Genügsamkeit von Lucian hochgeschätzt, während Peregrinus begierig nach Volksbewunderung erscheint. Wieder sind die griechischen Denker dem O. Vorläufer von Zeitgenossen: „Verworfene und schmutzige Geister werden von Niedrigem ergriffen; aber erhabene und hochstrebende ringen um jene innere Wertschätzung, welche im Geiste anderer ruht. Um sie zu erlangen, tun sie alles, indem sie bisweilen (!) zu wenig erwägen, wie sie mit klugem Rat den verhaßten Ruhm ergreifen. (Denkt O. im Unterbewußtsein an sich selbst?) In unserem Jahrhundert sehen wir unzählige Fremde, welche wie Protetus, der ewig sich wandelnde Meergreis, bald in diesem, bald in jenem zu Hause sind und eher zulassen, daß der Wahrheit Unrecht zugefügt wird, als daß ihre Meinung in Gefahr gerät. Im übrigen kann man an Peregrinus sehen, daß die menschliche Vernunft in göttlichen Dingen keine Weisheit besitzt". Mit diesem Schluß lenkt O. in seine religiöse Grundeinstellung zurück und berührt sich abermals mit Dr. Agrippa, weil auch dieser alle Weltweisheit gegenüber der Bibel verachtet.[171a]) Bei aller Bewunderung für Lucian entrüstet sich O. selbstverständlich über dessen Christusablehnung. Auch die zweite Widmung an den Nürnberger Ju-

[170]) Werke: 11, 15—19.

[171]) Pauly-Wissowa: 5, 143/44 u. 37, 656ff.; dazu Dr. Jacob Bernays, Lucian u. d. Cyniker, Bln. 1879.

[171a]) S. S. 34, Anm. 47.

risten Dr. Christof Gugel[172]) ist voll von Selbstbekenntnissen und zeitgeschichtlichen Anspielungen: „Viele beklagen in unserer Gegenwart den bevorstehenden Zusammenbruch der Wissenschaft, weil sie fürchten, es möchte eine ungebildete und ungeschulte Barbarei bei den Deutschen zum zweiten(!) mal die frühere Weltherrschaft erlangen, da sie sehen, daß diejenigen Wissenschaften, durch welche die Knaben zur wahren Bildung geführt werden, bei allen Menschen sehr verachtet werden". O. hat also gleich anderen Humanisten und manchen Gegenwartsmenschen eine falsche Vorstellung vom sog. „finsteren Mittelalter".[173]) Sie erklärt sich aus den damaligen Kämpfen der neuen Geistesrichtung gegen die alte, so daß abermals allgemein gültige Erfahrungen aufklingen. Mit seiner ersten Feststellung, welche nur die Sache betrifft, verbindet O. eine zweite höchst persönlich empfundene: „Aber mit weit größerem Rechte scheinen mir diejenigen den Untergang der Wissenschaften zu beklagen, wenn sie das Los der Lernbegierigen, welche in diesem elenden und verhängnisvollen Jahrhundert der verachteten Wissenschaft gefolgt sind, beweinen". Doch im Hinblick auf einzelne erfolgreiche und wohlhabende Humanisten, zu denen gerade Nürnberger Freunde zählen, fährt er fort: „Ich spreche nicht über alle. Manche gelangen nämlich zu einem gewissen Ruhm, wenn ihnen die Förderer nicht fehlten", wie ihm selbst. „Ich meine auch nicht diejenigen, welche gewinnbringenden Künsten nachjagten, z. B. der Heilkunst und der Rechtsgelehrsamkeit". Abermals ist O. in seiner damaligen Verbitterung wenig rücksichtsvoll; denn dieses Wort richtet er an einen der bedeutendsten Stadtjuristen und dem Nürnberger Arzt Dr. Magenbuch dankt er seine Rettung aus schwerer Krankheit. Er kann sich leider von diesem engen Standpunkt, bei welchem das eigene Ich die Hauptsache ist, nicht losreißen. Deshalb versichert er: „Ich denke nur an meinesgleichen. Man muß sich nämlich nicht wundern, daß bei den Menschen die Wissenschaftler schlecht behandelt werden, wo sie Fremdlinge sind, sondern die Lage der Lernbegierigen beklagen, da ihnen keine Hilfe zu Hause blieb, obwohl sie den größeren Teil ihres Lebens in den Wissenschaften ver-

[172]) Werk: 11.
[173]) Dr. Aug. Riekel, D. Philosophie d. Renaissance, Mü. 1925, Kap. 1.

brauchten, während sie ihn weit besser auf das Erlernen eines Handwerks verwendet hätten". Nach dieser abermaligen verbitterten Selbstverspottung folgt die eingangs wiedergegebene Äußerung über seinen ersten Beruf. Fast zermürbt durch die Alltagsbedrängnis, die in erster Linie gegen eine Tätigkeit als besoldeter Lehrer in Nürnberg spricht und wenige Jahre später in der Widmung an den Rat ganz vergessen ist, fragt er den Dr. Gugel: „Was soll ich tun? Ich bin rat- und tatlos. Soll ich nach Verlassen der Wissenschaft zurückkehren zu den einst unklug verlassenen Kochkünsten? Aber ich fürchte, von meinen Lehrmeistern nur zum Auswaschen von Gefäßen und Töpfen, zum Abreiben der Teller gezwungen zu werden. Auch unser Fach erfordert nämlich eine gewisse Vorbereitungszeit und hat seine Ehrenstufen. Zu ihnen wird nicht jeder, auch wenn er älter ist, zugelassen, sofern er nicht in den niederen Küchendiensten eine Zeitlang verweilt und geschult ist, sowie beim Kochen einfacher Speisen sich den Gaumen zum Kosten durch vielen Gebrauch vorbereitet und die Art des Würzens gelernt hat. Im übrigen sind mir die ersten Vorkenntnisse der Kochkunst zum großen Teil entfallen, so daß ich von neuem die Anfangsgründe erlernen müßte." Die Geringschätzung der Studierten hat nach O. damals noch eine üble Folge: „Schon wird das Volk durch unsere Armut abgeschreckt und vor den Kopf gestoßen, so daß es seine Kinder weniger in den Wissenschaften unterrichten läßt, da ihm größerer Gewinn aus dem Handel und anderen Erwerbsarten als aus der Pflege der Wissenschaften zu fließen scheint". Solche Klagen über rein geldlichen Gesichtspunkt, von welchem sich Eltern bei der Ausbildung von Kindern leiten lassen, sind auch uns Älteren leider nicht fremd. Deshalb begrüßt jeder Freund einer vielseitigen Geistesschulung die Begabtenförderung unserer nationalsozialistischen Gegenwart und hofft, daß nie mehr die sich anschließende Klage des O. berechtigt ist: „Dieses Unglück der Wissenschaft verdanken wir einigen ungestümen Volksrednern. Da sie nicht genügend rasch den Reihen der Religiösen folgen konnten, haßten sie die Gegenwart. Die gemeinen Geister waren durch Schmähungen gegen die Religiösen verbittert, so daß sie alles, was zu diesen zu gehören oder durch Ähnlichkeit ihnen zu entsprechen schien, mit ihrer Abneigung verfolgten,

z. B. die Wissenschaftler und sogar diese selbst. (Leider verbietet der Raum diese wuchtige Anklage gegen Bildungsfeinde in jenen Jahrzehnten zu erläutern. Auf manche Tatsache habe ich auch in meiner Agrippaarbeit[173a]) hingewiesen.) Infolgedessen begannen Schulen zu sinken und Gymnasien durch schlechten Besuch einzufrieren, bis auch die Wissenschaft zusammenbrach". Denkt er auch an die Schwierigkeiten des 1526 neuerrichteten Nürnberger Gymnasiums?[174])

Auch die Einleitung des Widmungsbriefes an den Rat des bayerischen Herzogs Ludwig, dessen Wirken der verstorbene Münchner Universitätsprofessor Dr. Sigmund Riezler, mein unvergeßlicher Lehrer, eingehend beleuchtet[175]), Georg Puecher von Walckersaich, spricht abermals „von der Enge der eigenen Lage und der Armut des Geistes! Doch sendet er dem wohlgestalteten Bewunderer edler Scharen der schönsten Frauen ein Bild, nach welchen Regeln die Musterform einer schönen und schamhaften Frau zu wünschen ist. Christus, der wahre Bräutigam, möge nämlich bewirken, daß Dir, der Du durch Ahnenbilder hochberühmt bist, möglichst bald eine ganz anmutige Frau in einer Dauerehe zuteil werden, wie sie Lucian mit allen geistigen und körperlichen Gaben gezeichnet hat. Sie möge Dein Haus mit vielen lebendigen Bildern erfüllen und beleuchten, damit es nicht nur von stummen Ahnenbildern voll sei". Spricht die Schilderung höfischen Lebens und der Ahnengalerie des Briefempfängers für eine persönliche Bekanntschaft mit dem wohlhabenden Adeligen? Stützt sie meine Vermutung über die Heimat des O.? Dank seines Reichtums kann jener Sproß einer weitverbreiteten Familie seinem Herrn die beträchtliche Summe von 150 Gulden rh. leihen und dafür das Amt Teisbach an der Isar als Pfand annehmen.[175]) Die Beschreibung einer edlen Frau und künftigen Mutter lieber Kinder berührt sich eng mit derjenigen, welche Dr. Agrippa[175a]) von seinen zwei ersten Gattinnen entwirft, und läßt in ein Familienglück, wie es auch O. ersehnt,

---

[173a]) S. S. 34, Anm. 47. [174]) Steiger (Anm. 48) S. 34.

[175]) Dr. Sigm. Riezler, Gesch. Bayerns, Gotha 1899: IV, 9ff.; München, Hauptstaatsarchiv, Personenselekt C 39: 1544.

[175a]) S. S. 34, Anm. 47.

hereinblicken. Deutsche Renaissancemenschen tragen also noch mittelalterliche Minneerinnerung in sich.

Aber nicht nur das schwere Geschütz im Bereich der Reformation, Philosophie und Philologie fährt O. auf, sondern hat auch manches Scherzhafte hinterlassen; denn immer wieder bricht selbst in schwerster äußerer Bedrängnis sein im Grunde heiteres, lebensbejahendes Wesen durch.

In diese Gruppe gehören zunächst einige „Gedichtchen". Sie sind Vertreter jener Schöpfung von Humanisten, welche gerne den Pegasus besteigen.[176]) Mit zweifelloser Beherrschung der äußeren Form werden griechische und lateinische Verse voll gelehrter Anspielungen aneinander gereiht. Sie geben uns Nachfahren manche Rätsel auf und sind schwer in gebundener Rede wiederzugeben. Deshalb wähle ich die freie Übertragung. Neckisch-grob werden z. B. „die Weisen, welche zu spät gesund", d. h. klug werden, verspottet: „O du barttragendes ehrwürdiges Geschlecht weiser Männer. Was brüstest du dich mit deiner unweisen Weisheit, welche aufreibt diejenigen, die sich um Wortgezänk bemühen. Denkt an den Gemeinnutzen, indem ihr wegwerft jene Werke der eitlen Angelegenheiten. In Taten, nicht in Redensarten steckt der wahre Wert; denn Gott gibt uns kein langes Leben. Verwendet deshalb nicht die kurze Frist zu leerem Geschwätz!"[177]) Passen diese Zeilen nicht ausgezeichnet auf unsere stürmische Zeit, da auch sie nicht Reden erfordert? — Noch witziger und persönlicher ist ein anderes Gedichtchen.[178]) In ihm spricht er einen Besucher an: „Wenn Du hieher als Gast nüchtern und mit übermäßigem Hunger gekommen bist, während Dein Magen knurrt, so wirst Du ungesättigt bleiben, durstig weggehen und wie ein maulaufreißender Wolf enttäuscht sein. Damit Du es nicht wirst, mögest Du kommen, wenn Dein Magen voll ist, dann wirst Du dieses mit gereinigtem Ohr lesen. Nicht dasselbe befriedigt den Bauch, das Herz und die Ohren. Die letzteren begehren Worte, der erstere eine Mahlzeit". — Auf denselben Ton ist die Vorrede an den ofterwähnten Pfarrer Brenz[178a]) abgestimmt: „Nimm von mir eine Speise an, zwar

---

[176]) G. Ellinger, Gesch. d. neulat. Lyrik Deutschlands i. 16. Jahrh., 1929.
[177]) Werk: 5. [178]) Werk: 23. [178a]) S. S. 58, Anm. 122.

nicht aus meiner Küche, da es keine kältere und dürftigere als sie gibt, sondern etwas weit Üppigeres und Fetteres, nämlich den ganz zuckersüßen Xenophon! Empfange also sein Gastmahl! Für dasselbe trete nicht ich, sondern ein anderer als Kneipwart auf. Ich lud Dich an eines anderen Tisch, was nicht wenige zu tun pflegen. Da sie infolge ihres geringen Besitzes keinen Vorrat für Fastende gehamstert haben, borgen sie von Nachbarn, um ihren Freunden etwas Üppiges vorzusetzen. Obwohl unser Gastmahl zum äußersten Gaumenreiz als Leckerbissen und Näscherei dient, wirst Du in ihm wenig Prächtiges und Zugerichtetes empfangen, aber dennoch durch die gutgekochte und gewürzte Rede — wenn ich mich nicht täusche — sehr erfreut werden. Du wirst nicht wie ein gewisser Tellerlecker zum Überdruß erfreut, sondern als ein Gast mehr mit feinabgestimmten und wohlgereinigten, d. h. aufnahmefähigen Ohren erquickt als bei seekrankem Magen, welcher mehr mit lieblichen Geschichten als üppigen Tafelfreuden angefüllt und ernährt zu werden wünscht". — Diese Schilderung eines edel ausgerichteten Lebensgenusses, der den geistigen Menschen nicht herabzieht, klingt zusammen mit einem anderen Werk des O. Es hat als einziges aus seiner Feder ein gewisses Nachleben und sogar eine Gegenwartsübersetzung erfahren: „Die Kunst des Trinkens."[179]) O. hat kurz hintereinander zwei Ausgaben veranstaltet. Die erste erscheint 1536 in Nürnberg bei Petrejus[180]), die zweite ebenda im nächsten Jahr, indem mehr als 600 Verse hinzugefügt werden.[181]) Ein liebenswürdiges Widmungsgedicht an den genannten Drucker, „seinen sehr teueren Freund", läßt zu ihm enge Beziehungen wie zu Secerius[181a]) vermuten. Unter den zahlreichen Nachdrucken, welche in verschiedenen Bibliotheken, z. B. Berlin, London, München[182]), vorhanden sind, ist besonders derjenige von 1648, in Leiden erschienen[183]), bemerkenswert, weil ihm verschiedene gleichgerichtete Arbeiten beigefügt sind. Das langatmige Gedicht des O., in welchem er sich vor allem gegen

[179]) Werk: 30. [180]) Erlangen, Univ.-Bibl., Phil. IX, 310.
[181]) Ebenda: IX, 17. [181a]) S. S. 63, Anm. 152.
[182]) Verzeichn. d. gen. Bibl.
[183]) Erlangen, a. a. O., Phil. IX, 246; dazu Nbg., Stadtbibl., Fen. V, 1, 610, 8°. Vgl. Aufs. v. Dr. Thom. Stettner-Ansbach in den Ansb. Heimatbl. 1939!

den unberechtigten Vorwurf ein Säufer zu sein lebhaft verteidigt, ist als ganzes schwer genießbar, da es auch mit wissenschaftlicher Wuchtigkeit abgefaßt ist und von Anspielungen, zu deren Verständnis ein sehr gründliches Wissen und mitunter Sonderforschungen nötig sind, nach Zeitgeschmack wimmelt. Es schreitet gewissermaßen auf hohen Theaterschuhen Altgriechenlands einher, enthält aber auch liebenswürdig-schalkhafte Teile. Auch hier verleugnet O. nicht seine erzieherische Ader, indem er einwandfreie Geselligkeit, wie er sie im platonischen oder xenophontischen Gastmahl verkörpert sieht, wieder erwecken will. Damit wendet er sich deutlich gegen Saufunsitten seiner Zeit gleich zahlreichen Reichs- und Landesordnungen.[184]) Bei den Zusammenkünften, welche O. seinen Freunden bietet und auch für andere ersehnt, spielt nicht die Bewirtung, sondern das anregende Gespräch die Hauptrolle. Abermals berührt er sich in dieser Hinsicht mit Gegenwartsbestrebungen, die wir Verfechter einer natur- und artgemäßen Lebensweise nüchtern und verantwortungsbewußt vertreten. Auch deshalb verdient O. gerade in unseren Tagen eine erhöhte Aufmerksamkeit. Die Aufforderung zur Mäßigkeit, „als Erhalterin der Gesundheit, Urheberin und Verlängerin eines langes Greisenalters", kehrt auch in der Widmung an den Abt Johann von Heilsbronn 1537 wieder. Diese Gedanken berühren sich mit denjenigen einsichtiger Ärzte auch z. Zt. des O., voran des Dr. Paracelsus[185]), und erklingen selbst in Schriften des Eobanus Hesse.[186]) Die Titel und Inhalte derartiger Bücher sind jahrhundertelang immer wieder selbstverständliche Antworten auf das übertriebene Schwelgen, wie ich eingangs hervorhebe. Dieselben Gedanken bilden auch die Grundlage eines vor über 100 Jahren erschienenen, umfangreichen Werkes des Berliner Professors Dr. Hufeland[186a]) und sind Richtlinien der neuen deutschen Gesundheitsführung.[187])

---

[184]) Bibl. d. Lit. Vereins, Stuttg. Bd. 230, Vorwort XXXIII; dazu Dr. Leonh. Hermann, D. Bier i. Volksmund, Bln. o. J.

[185]) Dr. Karl Sudhoff, Werke d. Paracelsus, Biogr. Einl.

[186]) Praezepta bonae valetudinis conservandae, Erfurt 1516; De generibus maiorum et ebrietate vitanda, Erfurt 1516.

[186a]) S. m. Gedächtn.-Aufs. z. 100. Todestag: Bayr. Ärztezeitg. 1936, Jungarzt VII, 20.

[187]) S. m. Aufs. i. Hippokrates 1935, 15. VI; Med. Welt 1936: Febr.,

Mit den weitblickenden Erziehungsbestrebungen, welche bei aller Zeitbedingtheit zugleich allgemeine Gültigkeit haben, krönt O. gewissermaßen sein Lebenswerk. Sein nimmermüder Geist ist noch mit manchen anderen Plänen beschäftigt; denn immer wieder sprechen seine Widmungen von der Absicht etwas ganz Großes zu schaffen.[188]) Aber das Schicksal hat die Durchführung nicht gewollt. Mitten aus seiner Arbeit ruft ihn der unerbittliche Tod ab. Der genaue Tag ist so wenig wie vieles aus seinem Leben bekannt, muß aber zwischen 2 Eckpunkten, die nicht weit voneinander entfernt sind, liegen. Die letzte Widmung stammt vom April 1539.[189]) In demselben Band, der zwischen Mitte September und Mitte Oktober abgeschlossen wird, stehen die Nachrufgedichte von Freunden. Da sie das Absterben als „jüngst erfolgt" angeben, dürfen wir es wohl Ende August 1539 setzen. Es soll am 11. Jahrestag seines Einzugs in Ansbach nach einer kurzen, aber schweren Krankheit erfolgt sein.[190]) Sein alter Gönner und Lehrer Dr. Joachim Camerarius klagt: „Der Tod und die gewaltige Schicksalsgöttin haben den Sieger überwunden. Weherufe erschallen über ihn, der vorher durch eine schmerzhafte Krankheit überwältigt war. Er errang nach den Siegen vielfache Tüchtigkeit und Ehrenpreise der Musen, sowie bei den Wettkämpfen unzählige Lorbeerzweige ins flatterndė Haar. Wer wird künftig, von der Musenhand geleitet, im Sonnenlicht die Schriften der Alten auslegen? Wessen süße Weisen werden die Musen erfreuen? Wer wird die heiteren Chöre des Apollo aufstellen? O Tod, du unbesiegbares Unheil aller Menschen: Die einen hast du schon in deinen Krallen, die anderen wirst du bald ergreifen. Du aber, du Sieger, lebe wohl! Nicht weilst du in der Unterwelt; denn nicht mehr führt der Weg die Guten dorthin, sondern über dem Gipfel des goldglänzenden Götterberges (!) ist die Wohnstätte der christusverehrenden Menschen". — Der Nachruf des Altersgenossen Dr. Thomas Venator steht in einem Briefe desselben an den genannten: „Wenn Du mit

---

Nat.-ärztl. Rundschau: 1936, Mai; Neuform-Bln. 1936, 3. VII; Leib u. Leben, 1936: Okt.

[188]) Werke: 18, 20. 27. [189]) Werk: 33.

[190]) Matthaeus Engelhardt, Epicedion biographicon d. Michael Schaffer, Frankfurt 1598; dazu Ztschrft. f. Bayer. Kirchengesch. 1927: S. 169.

Recht von der brüderlichen Verbundenheit, welche zuverlässige Treue verdient, Neues zu hören verlangst, so vernimm, mein lieber Joachim, von uns die ungeheuchelte Klage und empfange — wie es auch sein mag — ein wahrhaftes Trauergedicht. Dein Vincenz, der zu Deinen besten Freunden zählte, befindet sich jetzt unter den Heimgegangenen. Mit ihnen gewann er — wie ich glaube — die Gefilde der Seligen. Oft pflegte er nach meiner Erinnerung früher mit mir darüber zu reden, was über die heiligen Tatsachen überliefert ist: Vom Himmel, dem Vaterlande der Obern, über den Sitz des Donnergottes (!), von woher alles kommt, was allenthalben froh ist. Oft wollte er den bedrängten Musen seinen Gruß entbieten und konnte es in dieser bösen Zeit nicht. Doch nicht enthielt er sich, mit jeder Faser zu kämpfen, um den humanistischen Studien nützlich zu sein. Wie er nur den Musen leben wollte, so sorgte er immer um ihr Wohlergehen. Aber sie, die alles raubt, hat auch uns mit wilder Hand soviel schönen Ruhm genommen, die böse Schicksalsgöttin". Diese Gedanken der Vergänglichkeit alles Irdischen spinnt Venator breit aus und schließt mit der Totenklage: „Ganz am Boden liegt, was eben noch uns stolz zu sein schien".[121])

Mit den warm empfundenen Nachrufen sollen meine Gedächtniszeilen ausklingen. Mögen sie andere Forscher anregen, sich mit der merkwürdigen Persönlichkeit und ihrem Freundeskreis näher zu beschäftigen; denn auf diesem Wege gewinnen sie noch manchen Baustein zur Geistesgeschichte und den großen Kämpfen des beginnenden 16. Jahrhunderts, da O. gleich anderen Humanisten mitten in ihnen steht. Das damalige Ringen um religiöse Erneuerung und verschönten Lebensinhalt ähnelt dem gleichgerichteten unserer Tage, so daß immer wieder die Beschäftigung mit der Vergangenheit zur Gegenwart führt, sofern die Betrachtung ehrlich auf die Jetztzeit ausgerichtet ist. In der ernsten Gegenwart kann eine verwandte Vergangenheit Herzensstärkung sein, da auch sie alles siegreich überwand.

[121]) Tübingen, Univ.-Bibl. Cd. 3615.

QUELLEN

Die Werke des Opsopoeus, soweit ich sie benützt habe, stammen aus folgenden Bibliotheken: Berlin — B., Erlangen — E., München — M., Tübingen — T.

1. M. Luther, Sermo elegantissimus super sacramento. Hagenau, J. Secerius 1522: M., Polem. 1715.
2. M. Lutheri, Epistolarum farrago. Hagenau, J. Secerius, 1525: Erlangen: Th. V., 211a.
3. M. Lutheri, Commentarius i. Jonam. Hagenau, J. Secerius, 1526: Berlin: Luther 49.
4. Lucian, gewidm. Dr. M. Marstaller. Hagenau, J. Secerius, 1526: M., A. gr. b. 2215.
5. Lucian, gewidm. Dr. Christ Gugel. Hagenau, J. Secerius, 27, T., Cd. 8350.
6. Lucian, gewidm. Schleupner. Hagenau, J. Secerius, 1527, M., A. gr. b. 2215.
7. Homer, Ilias, gewidm. Fugger-Augsburg., Nbg., Friedr. Peypus 1527. M., A. gr. b. 1197.
8. Lucian, gewidm. Ph. Gundel. Hagenau, Secerius. M., A. gr. b. 2215.
9. Lucian, gewidm. Peutinger. Hagenau, Secerius. M., A. gr. b. 2215.
10. Basilii Magni . . . Epistolae, gewidm. Pirkheimer., Hagenau Secerius. 1528. M., A. gr. b. 2215.
11. Lucian, gewidm. Dr. Christ. Gugel. Hagenau, Secerius, 1528. M., A. gr. b. 2215.
12. Lucian, gewidm. M. Weiß-Augsburg. Hagenau, Secerius, 1528, M., A. gr. b. 2215.
13. Lucian, gewidm. G. Pücher v. Walkersaich. Hagenau, Secerius, 1528. M., A. gr. b. 2215.
14. Lucian, gewidm. d. Lesern. Hagenau, Secerius 1528, M., A. gr. b. 2215.
15. Lucian, gewidm. T. Gunderod. Hagenau, Secerius 1528, M., A. gr. b. 2215.
16. Lucian, gewidm. Markgr. Georg. Hagenau, Secerius 1528, M., A. gr. b. 2215.
17. Katech. Luthers, gewidm. Markgr. Albrecht. Nbg., Joh. Petrejus 1529. B., Cat. 457.
18. Polybius, gewidm. Markgr. Georg. Hagenau, Secerius 1530. T., Cd. 4328 od. 4289.
19. Marcus Eremita . . ., gewidm. Gg. Vogler. Hagenau, Secerius, 1531. M., P. gr. 21.
20. Glaubensgespräch, gewidm. Schleupner, auch in Mikropresbyticon, Basel 1550. M., Polem. 1715 oder Dresden, 2 Coll. Patr. 31.

21. Alex. Cortesius, de virtutibus bellicis Corvini, gewidm. Dr. Heller. Hagenau, Secerius 1531. M., Austr. 1040. 8°.
22. Heliodor, gewidm. d. Nbger. Rat. Basel, Joh. Hervagius 1531 (34). T., Cd. 5250. 4°.
23. Xenophon, Symp., gewidm. Brenz. Hagenau, Secerius 1531. M., A. gr. b. 3545.
24. Abenteuer des Ulixes, gewidm. Secerius. Hagenau, Secerius. M., A. gr. b. 3545.
25. M. Lutheri, enarrationes in Ev. Matth. 5.—7. Kap., gewidm. Abt Johannes, Hagenau, Secerius 1533. M., Dogm. 156. 4°.
26. Castigationes in Orat. Demosthenis, gewidm. Paumgartner, Nbg., Joh. Petrejus 1534. M., A. gr. b. 560. 4°.
27. Luther, in Paulum ad Eph. VI. Kap., gewidm. Abt Balthasar. Hagenau, Braubach 1535. B., Luth. 9688. 8°.
28. Zenobius, gewidm. Dr. Magenbuch. Hagenau, Braubach 1535. M., A. gr. b. 3556.
29. De arte bibendi, gewidm. Joh. Hartung, Nürnberg, Petrejus 1537. E., Phil. A. IX., 17.
30. Lucian, de senectute, gewidm. Abt Johannes, Nbg., Petrejus 1537. B., X. g. 1744.
31. Lucian, Werke. Frankfurt, Christ. Egenolph 1538. M., A. gr. b. 786. 2°.
32. Diodor, Basel, 1539, gewidm. Bischof Christoph, T., Cd. 3615. 4°.
33. Epigrammata, gewidm. Dr. Heller, Freiburg, Joh. Soter 1539 (1544). T., Cd. 12527 od. 12535.

DER EINFLUSS ENGLANDS AUF DIE POLITISCHE IDEOLOGIE DER RUSSISCHEN GESELLSCHAFT IN DER 2. HÄLFTE DES XVIII. JAHRHUNDERTS

VON GEORG SACKE

Die zahlreichen Untersuchungen zur Geschichte Osteuropas, die in den letzten Jahren in England und Amerika erschienen sind, bezeugen das gesteigerte Interesse der Historiker jener Länder für die Probleme osteuropäischer Geschichte. Zu den bedeutendsten Werken auf diesem Gebiet gehört die, freilich vorwiegend kompilative, Untersuchung des Amerikaners Simmons: English Literature and Culture in Russia (Cambridge, Mass., USA. 1934).

Ich habe schon in meiner Besprechung von Simmons' Werk darauf hingewiesen, daß sich der Verfasser zwar mit dem Einfluß Englands auf die russische Literatur ausführlich beschäftigt, die Einwirkung Englands auf die politische Ideologie der russischen Gesellschaft jedoch nur gestreift hat.[1]) Diese Lücke in der Darstellung Simmons' ist vor allem auf den Mangel an entsprechenden Vorarbeiten zurückzuführen. Es handelt sich hier in der Tat um einen Fragenkomplex, der einer eingehenden Untersuchung bisher nicht gewürdigt wurde. Sie wäre dabei nicht nur für die erschöpfende Behandlung des Themas „English Literature and Culture in Russia" von Bedeutung, sondern auch für die Geschichte der politischen Ideologie in Rußland.

In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts hat freilich nicht England, sondern Frankreich den entscheidenden Einfluß auf die Bildung der verschiedensten politischen Theorien in Rußland gehabt. So bekannte sich die Kaiserin Katharina zu den Ideen der Enzyklopädisten, Voltaires und Montesquieus. Die Grundgedanken der Franzosen eignete sie sich allerdings

[1]) Deutsche Literaturzeitung, Jg. 1937, Heft 12.

nicht sklavisch an. Katharina arbeitete sie vielmehr im Sinne ihrer eigenen Grundsätze um und schuf auf diese Weise die absolutistisch-bürokratische Theorie der „Instruktion".[2]) Auch die Vertreter des russischen Adels bekannten sich zu Montesquieu. In dessen Werk fanden sie allerdings eine theoretische Rechtfertigung ganz anderer politischer Grundsätze als Katharina. Mit dem Hinweis auf „De l'Esprit des Lois" sprachen sie sich bekanntlich gegen die Despotie aus und strebten danach, daß die Kaiserin bestimmte Grundgesetze anerkennen sollte.

Neben den französischen finden nun aber seit den 60er Jahren des XVIII. Jahrhunderts auch spezifisch englische Ideen in Rußland Eingang, und zwar zunächst durch Vermittlung von französischen und deutschen Übersetzungen englischer Werke. Bei den Vertretern des Adels begegnen wir begreiflicherweise nur jenen Ideen, die geeignet sind, adlige Privilegien zu rechtfertigen. Der Fürst M. Ščerbatov beruft sich z. B. auf D. Hume, „den berühmten Politiker und Philosophen", der einmal hervorgehoben habe, daß die Interessen des Adels, als der wahren Stütze der Monarchie, eher berücksichtigt werden müßten als die Interessen des Volkes.[3]) Im Kampf um die Erweiterung der Adelsprivilegien erinnert sich derselbe Ščerbatov an die Habeascorpusakte, deren Bestimmungen ihm zum Schutze der Person der Adligen besonders wertvoll erscheinen. Auf die Habeascorpusakte kommt auch der Graf A. Voroncov zurück in seinem Projekt des Gnadenbriefes für das russische Volk vom Jahre 1801. Gleich Ščerbatov hat Voroncov dabei nicht so sehr die Interessen des Volkes als diejenigen des Adels im Auge.[4]) Verhältnismäßig wenig eng-

[2]) Vgl. dazu meinen Aufsatz: Zur Charakteristik der Gesetzgebenden Kommission Katharinas II. von Rußland. Archiv für Kulturgeschichte. Bd. XXI, Jg. 1931 und mein vor kurzem erschienenes Werk: Die Gesetzgebende Kommission Katharinas II. Breslau 1940. Beiheft 2 der Jahrbücher für Geschichte Ostpreußens.

[3]) Ščerbatov, Neizdannye sočinenija. Moskau 1935, S. 59. Vgl. D. Hume, Works, London 1875, Bd. III, S. 162. Of civil Liberty. Ščerbatov konnte kein Englisch. Er beruft sich auf den Band VI, Seite 150 der Werke Humes. Diese Angabe paßt für die französische Ausgabe der Werke Humes vom Jahre 1764. Oeuvres philosophiques de M. D. Hume traduits de l'anlois. Tome cixième contenent Les Essais Moraux & Politiques. London 1764.

[4]) Vgl. dazu meine Schrift: Graf A. Voroncov, A. N. Radiščev und der „Gnadenbrief für das russische Volk". Emsdetten 1937.

lisches Gedankengut findet man bei dem „Anglomanen" Simon Voroncov. Wie sein Bruder Alexander trat er, wiederum im Interesse des Adels, für die Rezeption der Habeascorpusakte ein. Im übrigen steckte er tief in der Gedankenwelt des konservativen russischen Adels.[5]) Er, der als russischer Botschafter in England Jahrzehnte in London verbracht hat, England als seine Wahlheimat betrachtete und das nationalökonomische Hauptwerk Adam Smith' kannte und lobte, gehörte z. B. zu den erbitterten Gegnern der Befreiung der russischen Bauern von der Leibeigenschaft. An Adam Smith erinnerte er sich nur dann, wenn es galt, die dem russischen Adel lästige protektionistische Zollpolitik zu bekämpfen.[6])

Überblicken wir nun die angeführten Beispiele des englischen Einflusses in Rußland, so müssen wir feststellen, daß der Einfluß Englands auf die Ideologie des russischen Feudaladels relativ sehr gering war. Im Kampfe um die Erhaltung ihrer Privilegien zogen zwar die Vertreter des Adels englische Denker als Autoritäten zur Rechtfertigung ihrer Ansprüche heran. Neue Argumente und neue Ideen, die über die Lehre von Montesquieu hinausgingen, übernahmen sie jedoch mit Ausnahme der Habeascorpusakte nicht.

Wesentlich stärker ist der Einfluß Englands auf die Ideologie der verbürgerlichten großgrundbesitzenden Aristokratie, aus der Männer hervorgegangen sind, die Vigel', in Anlehnung an Molière, als „dvorjane v kupečestve", d. h. „gentilshommes-bourgeois" bezeichnete.[7]) Das Wachstum der wirtschaftlichen und politischen Macht des englischen Bürgertums, die Entwicklung seiner Kultur machte z. B. auf Musin-Puškin, den russischen Botschafter in London, einen derartigen Eindruck, daß er ungeachtet aller ständischen Vorurteile für einen neuen bürgerlichen Kurs der russischen Politik eintrat.

Der Handel, schreibt Musin-Puškin in einer seiner Denkschriften, ist die Voraussetzung für den Wohlstand einer jeden Gesellschaft, da er die Bauern und Gewerbetreibenden zur Vergrößerung ihrer Produktion antreibt. Die Folge davon sind

[5]) Ebenda S. 15ff.
[6]) Archiv knjazja Voroncova Bd. X, S. 88, 179, 360, 393.
[7]) Vigel', Zapiski. Petersburg 1891—92, Bd. I, 202.

neue Bedürfnisse, die durch Handwerker, Manufakturen und Handel befriedigt werden. „Eisen und Stahl", hebt er hervor, „sind in geschickten und fleißigen Händen wertvoller als Gold und indische Smaragde . . . So groß die Vorurteile gegen Landwirtschaft, Handwerk und Handel auch sein mögen, wird man doch aller Wahrscheinlichkeit nach in kurzer Zeit ein so gesegnetes Land wie Rußland in neuer Gestalt sehen. Seine Untertanen werden sich mit Handwerk beschäftigen und sich darin vervollkommnen, der Handel wird sich um die Bereicherung des lieben Vaterlandes bemühen . . . Vor 100 Jahren wurde der Handel nirgends einer Förderung durch die Regierung für würdig gehalten und noch weniger als eine Staatsangelegenheit betrachtet. Die wunderbaren Leistungen von Venedig, Genua, England und Holland, ihre im Krieg und Frieden unerschöpflichen Reichtümer, ihre während des Krieges vergrößerte Macht haben endlich die Welt die Ursache dieses schnellen und unerwarteten Aufstiegs erkennen lassen . . . jetzt ist aber jede Regierung über die Notwendigkeit des Handwerks und des Handels durchaus im Klaren . . . Verlangt denn nicht die Gerechtigkeit und gesunde Politik, daß in allen Staaten die der Gesellschaft nützlichen Gewerbe gefördert und unterstützt werden?" . . . Musin-Puškin weist zum Schluß darauf hin, daß der englische Handel „als wichtigste Quelle des königlichen Einkommens, als Ehre des Staates, als Schule aller Künste, als Ursache der Vergrößerung der Zahl der Seeleute, als Schutz der Insel und Quelle des Reichtums, als Ursache von Krieg und Frieden und als Schrecken für den Feind" betrachtet wird. Er meint nun, daß auch in Rußland ein derartiger Fortschritt möglich sei.[8])

Weit stärker ist der Einfluß Englands auf die Ideologie eines anderen Vertreters der russischen Aristokratie gewesen, auf den Grafen N. Mordvinov. Seine Tätigkeit fällt jedoch vor allem in die erste Hälfte des XIX. Jahrhunderts, und er gehört somit nicht in den zeitlichen Rahmen der vorliegenden Untersuchung.

Entscheidend nun ist der Einfluß Englands auf die Ideologie des russischen Bürgertums. Wie die Verhandlungen in der Gesetzgebenden Kommission vom Jahre 1767 erweisen, war das

[8]) Aleksandrenko, Russkie diplomatičeskie agenty v Londone. Warschau 1897. II, 120.

Klassen- und Standesbewußtsein des russischen Bürgertums schon in den 60er Jahren des XVIII. Jahrhunderts sehr ausgeprägt. Seine Vertreter, die mit England in Berührung kamen, mußten deshalb für die Ideen jener englischen Denker besonders empfänglich sein, die die kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung des Handels und seiner Träger, der Kaufleute, hervorhoben.

Der bedeutendste Vertreter der bürgerlichen Ideologie in Rußland, dessen geistige Entwicklung sich im wesentlichen unter englischem Einfluß vollzogen hat, ist S. E. Desnickij. Geboren in den 30er Jahren des XVIII. Jahrhunderts, stammt Desnickij aus einer bedeutenden Handelsstadt der Ukraine, aus Nežin. Er studierte zunächst an der geistlichen Akademie in Moskau. Dann wurde er aber zum Studium der Jurisprudenz nach England geschickt und im Jahre 1761 an der Universität Glasgow immatrikuliert.[9]) Dort hat er im Jahre 1765 den Grad Master of Arts (M. A.) und im Jahre 1767 den Grad Legum Doctor (LLD) erworben.[10]) Das Studium in England war für Desnickij von entscheidender Bedeutung. Für ihn gibt es nichts höheres als die englische Philosophie und die englische Wissenschaft. Über die Deutschen findet man in seinen Werken nur abfällige und ironische Bemerkungen. Die Franzosen, selbst ein Montesquieu, werden bei ihm kaum erwähnt.

Nicht darum übernimmt Desnickij die Theorien der Engländer, vor allen Dingen diejenigen von Adam Smith, weil er zufällig in England seine Studienzeit verbracht hat. Die Anglophilie Desnickijs erklärt sich vielmehr damit, daß er, ein Kleinbürger, in England eine theoretische Rechtfertigung der standesbewußten Haltung des Bürgertums gefunden hat, die ihm wohl von Hause aus nahe lag und die zahlreiche Vertreter des Bürgertums in der Gesetzgebenden Kommission vom Jahre 1767 gezeigt haben. Dank seiner Schulung in England konnte Desnickij als Professor an der Universität Moskau die Haltung des russischen Bürgertums auch theoretisch rechtfertigen, was den in der

[9]) I. Addisson, The Matriculation Albums of the University Glasgow. Glasgow 1913, S. 63.

[10]) I. Addisson, A Roll of the Graduates of the University Glasgow. Glasgow 1898, S. 149.

Kommission vertretenen Kaufleuten aus der Provinz nur in bescheidenem Maße möglich war.

In allen seinen Ausführungen läßt sich Desnickij von der Überzeugung leiten, daß der Handel und sein Träger, das Bürgertum, die ausschlaggebende Rolle in der menschlichen Gesellschaft spielen. Und zwar beruft er sich dabei in der Regel auf die Werke seiner englischen Lehrer. „Gewaltsame Unterwerfung durch ein starkes Volk", schreibt einmal Desnickij, „vermag nicht die besiegten Völker, die eine andere Regierungsform, andere Sitten und andere Lebensweise hatten, mit den Siegern in kurzer Zeit zu einem Volk zu verbinden. Auch können sie nicht längere Zeit in Botmäßigkeit erhalten werden. Um die Untertanen fest aneinander zu binden, um sie alle gleichmäßig einer Regierung unterzuordnen, braucht man vielmehr eine Jahrhunderte dauernde gute Gesetzgebung, einheitliches Glaubensbekenntnis und einen ausgedehnten gegenseitigen Handel unter den eigenen und mit angrenzenden Völkern".[11]) Im Anschluß an die Darstellung der Handelsgeschichte von Martin[12]) weist er ferner darauf hin, daß die Völker durch den Handel mehr als durch alles andere miteinander verbunden werden. Seiner Ansicht nach ist es gegenwärtig gar nicht mehr möglich, daß ein Sieger irgendein anderes Land erobert oder zerstört. „Die anderen Mächte", hebt er hervor, „die mit diesem Lande Handel treiben, werden sich noch vor der Kriegserklärung gegen den Angreifer wenden". Das Ergebnis des 7jährigen Krieges führt Desnickij ausdrücklich auf die Handelsverbindungen der europäischen Länder zurück. Alle Staatsverträge haben seiner Ansicht nach den Handel zur Voraussetzung und ohne Handel bleiben sie wirkungslos.[13])

Den Handel bezeichnet Desnickij als Voraussetzung für die größten Leistungen auch auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft. Sie gedeihen nicht in den Ländern, die militärischen Ruhm und militärische Rangordnung bevorzugen. So hat Rom nach Desnickij 700 Jahre lang fast keine Philosophen, Dichter,

[11]) Reči proiznesennyja v toržestvennych sobranijach moskovskago universiteta russkimi professorami onago. Moskau 1823, Bd. I, S. 279.
[12]) Martin, History of trade and commerce.
[13]) Reči a. a. O. I, 219f.

Geschichtsschreiber und Künstler hervorgebracht.[14]) Griechenland und England betrachtet er dagegen als Länder, welche militärische Übungen aufgegeben und es deshalb auf dem Gebiete des Handels, der Wissenschaften und der Kunst sehr weit gebracht haben.[15])

Gerade auf die Kulturleistungen Englands kommt Desnickij immer wieder zurück. Der ausgedehnte englische Handel führte seiner Ansicht nach zur Entwicklung der technischen Künste (chudožestva). Ihnen folgten dann die Wissenschaften, die durch die freiheitliche englische Verfassung gefördert wurden. Auf dem Gebiete der technischen Künste und der Wissenschaften „erglänzte (vossijala) England wie die Sonne. Es brachte Philosophen hervor, mit denen verglichen der Grieche Plato, der diese Kassiteriden als wilde Ungeheuer bezeichnete, sich mit seiner ganzen Weisheit als ein lallendes Kind erweist.[16])

Der bedeutendste englische Denker ist für Desnickij Adam Smith. Während seines Studiums an der Universität Glasgow hat Desnickij die Vorlesungen von Adam Smith gehört und eine Nachschrift derselben als kostbarste Erwerbung seiner Studentenzeit nach Moskau mitgebracht.[17]) Sehr hoch hat Desnickij auch das moralphilosophische Werk von Adam Smith „The Theory of Moral Sentiments" eingeschätzt, das er in russischer Übersetzung veröffentlichen wollte.[18]) In seinen wissenschaftlichen Arbeiten beschränkt er sich nicht darauf, daß er sich weitgehend an die Ausführungen von Adam Smith anlehnt. Ohne es besonders hervorzuheben, fügte er darüber hinaus umfangreiche Auszüge aus den Werken von Adam Smith seinen eigenen Vorlesungen ein. Auf diese Weise hat uns Desnickij einzelne Stellen aus den Vorlesungen seines Lehrers überliefert, deren Fassung viel besser ist als jene in der bekannten Ausgabe von E. Cannan.[19])

[14]) Ebenda S. 221. [15]) Ebenda S. 216.

[16]) Vgl. die Widmung zu seiner Ausgabe des Werkes von Bouden, Nastavnik zemledel'českij. Moskau 1780.

[17]) Siehe meinen Aufsatz: Die Moskauer Nachschrift der Vorlesungen von Adam Smith. Zeitschrift für Nationalökonomie. Bd. IX, Wien 1938.

[18]) Reči a. a. O. Bd. IV, S. 279.

[19]) Lectures on Justice, Police, Revenue and Arms delivered in the University of Glasgow by Adam Smith reported by a Student in 1763 and edited with an Introduction and Notes by Edwin Cannan. Oxford 1896. Vgl. dazu: Die Moskauer Nachschrift usw. S. 355.

Die Ausführungen von Adam Smith macht sich Desnickij zunächst bei der Behandlung der Entstehung der Regierung und der Vorrechte zu eigen.[20]) Er unterscheidet mit Smith eine Epoche, in der die größere physische Kraft einem Einzelnen die Vorherrschaft in der Gesellschaft gesichert hat, und spätere Entwicklungsstufen, in denen die geistigen Fähigkeiten von ausschlaggebender Bedeutung werden. Gleich Smith weist er eindringlich auf die Bedeutung des Reichtums für die Entstehung der Vorrechte hin. Ebenso wie A. Smith beruft er sich dabei auf die Ausführungen in „The Theory of Moral Sentiments". Von einer sklavischen Anlehnung Desnickijs an die Lehre Adam Smith' kann allerdings nicht die Rede sein. Wenn er sich mit der Rolle beschäftigt, die der Reichtum bei der Entstehung der Vorrechte spielt, so hebt er vor allen Dingen das Nützlichkeitsmoment hervor. Demgegenüber spricht Adam Smith von einer rein psychologischen Neigung der Menschen, dem Reichen Achtung zu erweisen. Für beide ist es jedoch charakteristisch, daß sie die Bevorrechtung des Reichtums für einen durchaus normalen Zustand halten. „Eröffne allen die Wege zur Glückseligkeit und möge jener größere Vorrechte, Ehre und Würde im Vaterland genießen, der größere Lasten trägt", spricht nach Desnickij „die Stimme der Natur".[21])

Sehr willkommen war dem klassenbewußten Bürger Desnickij die von Adam Smith vertretene Auffassung der Entwicklung der Menschheit. „The four stages of society" so führt A. Smith in seinen Vorlesungen aus, „are hunting, pasturage, farming and commerce".[22]) Auf diese Periodisierung der Geschichte kommt Desnickij immer wieder zurück.[23]) Besondere Aufmerksamkeit schenkt er natürlich der „letzten und höchsten", der „kommerziellen" Entwicklungsstufe.[24]) Seiner Ansicht nach vollziehen sich in dieser Entwicklungsstufe wesentliche Veränderungen in der Lebensweise, in den Sitten und in der Re-

[20]) Reči a. a. O. Bd. I, S. 247—59. Vgl. dazu: Lectures S. 9.
[21]) Reči a. a. O. Bd. I, S. 222.
[22]) Lectures a. a. O. S. 107.
[23]) Vgl. insbesondere „Juridičeskoe razsuždenie o raznych ponjatijach, kakie imejut narody o sobstvennosti imenija v različnych sostojanijach obščežitel'stva. Reči a. a. O. IV, 367—98. Vgl. auch Bd. IV, S. 292—324.
[24]) Ebenda S. 314, 270ff.

gierungsform. Unter anderem erlangt auch die Frau eine ganz andere Stellung in der Gesellschaft. Sie wird wirtschaftlich selbständig, erfreut sich größerer Achtung und wird auch in ihren geistigen Leistungen den Männern ebenbürtig.[25]) In der „kommerziellen" Periode der Menschheitsgeschichte wird außerdem der vollkommenste Eigentumsbegriff hervorgebracht.[26])

Der Eigentumsbegriff spielt bei Desnickij ebenso wie bei Adam Smith die ausschlaggebende Rolle. Auch bei der Behandlung des Eigentumsbegriffs wahrt er aber seine Selbständigkeit und lehnt die vorwiegend plutokratische Auffassung Adam Smith' ab. Desnickij hebt zwar ausdrücklich hervor, daß mit der Entstehung des Eigentums die Entstehung der Regierungen unmittelbar verbunden ist.[27]) Den prägnanten Satz von Adam Smith: „Till there be property there can be no governement, the very end of which is to secure wealth, and to defend the rich from the poor"[28]), findet man jedoch in seinen Werken nicht.

Ein Hochschullehrer von Beruf war Desnickij keinesfalls nur ein Theoretiker. Seine Auffassung der Geschichte der Menschheit, seine Betonung der „kommerziellen", der „höchsten und letzten" Stufe der Entwicklung, sowie seine begeisterte Schilderung Englands waren einerseits theoretische Erkenntnisse, die er während seiner Studienjahre in Glasgow gewonnen hatte. Seine diesbezüglichen Ausführungen waren andererseits ein Mittel, die russische Gesellschaftsordnung in der Regierungszeit Katharinas zu kritisieren und seinen Hörern die von ihm erstrebte Gesellschaftsform zu empfehlen. Wenn er z. B. England als einen Staat preist, in dem Kunst, Wissenschaft und Philosophie einen nie erreichten Höhepunkt erklommen haben, so ist dies die Folge der englischen Staatsverfassung, die seinem Ideal am nächsten kam. Wenn er demgegenüber Rom als einen Staat hervorhebt, in dem militärischer Ruhm und militärische Rangordnungen bevorzugt werden, und der im Laufe von 700 Jahren keine Philosophen, Dichter, Geschichtsschreiber und Künstler hervorbrachte, so meint er zweifellos seine Heimat — Rußland. Sein Ziel war offenbar, zunächst die Geister für eine neue, bürgerlich-demokratische Staatsverfassung vorzubereiten.

[25]) Ebenda S. 319ff.
[26]) Ebenda S. 395f.
[27]) Ebenda S. 396.
[28]) Lectures S. 15.

Durch konkrete Vorschläge war er außerdem bestrebt, auch die höchsten Regierungsstellen für seine Grundsätze zu interessieren. Schon Anfang 1768, bald nach seiner Rückkehr aus England, legte er in der Tat der Kaiserin Katharina die „Denkschrift über Einsetzung einer gesetzgebenden, richterlichen und strafenden Gewalt in Rußland" vor.[29]) Diese Denkschrift ist für die Geschichte des politischen Denkens in Rußland von großer Bedeutung. Sie ist der erste russische bürgerliche Verfassungsentwurf. Für unsere Fragestellung ist sie insofern von Bedeutung, als sich in ihr der Einfluß Englands auf die Ideologie eines Vertreters des russischen Bürgertums besonders deutlich ausprägt.

Die gesetzgebende Gewalt gehört nach Desnickij eigentlich nur dem Monarchen. In bestimmtem Grade und zwar nach dem Ermessen des Herrschers muß sie jedoch auch dem Senat eingeräumt werden. Darüber hinaus soll dem Senat das Recht zugesprochen werden, neue Steuern festzusetzen, Staatsverträge abzuschließen, den Haushalt sämtlicher Staatsbehörden zu kontrollieren und als höchste Appellationsinstanz zu fungieren.

Ebenso wie die Vertreter des russischen Adels setzte sich also Desnickij für die Erweiterung der Befugnisse des Senats ein. Die Zusammensetzung und damit auch die politische Haltung des Senats hat sich jedoch Desnickij ganz anders gedacht als die Vertreter des Adels. Nach dem Projekt des Fürsten M.Ščerbatov (1767) sollte der Senat zunächst aus Mitgliedern bestehen, die von der Kaiserin ernannt waren. Die übrigen Senatsmitglieder sollten jedoch nach Ščerbatov von den Adelskorporationen der einzelnen Gouvernements gewählt werden.[30]) Der Senat sollte demnach vorwiegend aus Vertretern des Adels bestehen und zu einem Werkzeug der Adelsherrschaft werden. Nichts lag nun dem Ideologen des russischen Bürgertums Desnickij ferner, als eine derartige Bevorzugung des Adels. Nicht Geburt, sondern Besitz muß seiner Ansicht nach durch Vorrechte ausgezeichnet werden. Die 500 bis 800 Senatoren sollen deshalb zunächst von

[29]) Der vollständige Text ist in Zapiski akademii nauk. VIII. Serie, Bd. VII, Nr. 4. Petersburg 1905 veröffentlicht.

[30]) Šachovskoj, Russkij deputat XVIII veka. (Novye materialy dlja biografii knjazja Ščerbatova). Minuvšie gody. Jg. 1908, November, S.272ff.

den Grundbesitzern der einzelnen Gouvernements gewählt werden. Das Wahlrecht räumt dabei Desnickij nicht nur den „pomeščiki", d. h. den adligen Grundbesitzern, sondern auch den sogenannten „Einhöfern" und „sonstigen Grundbesitzern" ein. Die einzige Voraussetzung für das aktive Wahlrecht der Grundbesitzer soll nach Desnickij ein Zensus von 50 Rubel Jahressteuer sein. Das bedeutet aber, daß eine größere Zahl von adligen Grundbesitzern vom Wahlrecht ausgeschlossen, eine Anzahl von freien Großbauern dagegen zu den Wahlen herangezogen werden. Denselben Zensus von 50 Rubel Jahressteuer sieht Desnickij auch für das aktive Wahlrecht der Kaufleute und Handwerker vor, die im Gegensatz zum Entwurf Ščerbatovs auch in dem Senat vertreten werden sollten.

Ebenso wie das aktive soll nach Desnickij auch das passive Wahlrecht nicht an einen Stand (etwa den Adel), sondern lediglich an einen Zensus gebunden sein. „Nur derjenige kann Senator werden, der einen größeren Betrag an die Staatskasse zahlt und der im Besitze eines Kapitals ist, das mindestens 2000 Rubel (Zinsen) bringt." Der Senator muß außerdem in der Lage sein, sich bei Ausübung seines Amtes selbst zu erhalten. Außer den Berufständen sollen im Senat auch Universitäten und sonstige wissenschaftliche und künstlerische Körperschaften durch je einen gewählten Abgeordneten vertreten sein. Was die Geistlichkeit anbetrifft, so soll nach Desnickij jeder Bischof die Würde des Senators erhalten. Die Beschlüsse des Senates sollen durch einfache Stimmenmehrheit gefaßt werden.

In seiner Denkschrift rechnet Desnickij von vornherein damit, daß man in den Kreisen des Adels gegen die Gleichstellung mit den Vertretern des Bürgertums protestieren wird. Er weist jedoch darauf hin, daß die Mitglieder des Senates nicht ihre Privatinteressen, sondern die Interessen des Vaterlandes im Auge haben würden. Der Adel habe deshalb keinen Grund, sich gegen die Zusammenarbeit mit dem Bürgertum zu wenden.

Was die richterliche Gewalt anbetrifft, so verlangt Desnickij Einsetzung von mindestens 8 Gerichten. Sie sollen in größeren Städten ihren Sitz haben und aus 12 Personen bestehen (1 Staatsanwalt, 4 Kriminalrichter und 7 Kriminal- und Zivilrichter). Der Staatsanwalt und die Kriminalrichter müssen zweimal im

Jahre in die Provinzstädte fahren und dort alle Kriminalsachen erledigen. In kleineren Städten empfiehlt Desnickij die Einsetzung von „Kanzleien", in denen über kleinere Zivilstreitigkeiten geurteilt werden soll. Diese Kanzleien sollen aus Vertretern der Gutsbesitzer, Einhöfer und Bürger bestehen. Im übrigen setzte sich Desnickij ein für die Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, für die Heranziehung von Schöffen[31]), für die Publizierung von Gerichtsurteilen, für die Teilnahme der Rechtsanwälte an den Gerichtsverhandlungen, für die Unabsetzbarkeit der Richter usw.

In seinen Ausführungen über die Strafgewalt lehnt sich Desnickij z. T. an die Habeascorpusakte an. Die Träger dieser Gewalt, die Voevoden, dürfen seiner Ansicht nach nichts ohne vorherige öffentliche Verurteilung durch das Gericht unternehmen. Die Richter sollen das Recht haben, die Rechtmäßigkeit der Handlungen der Voevoden zu prüfen und sie ev. beim Senat anzuzeigen.

Im letzten Abschnitt seiner Denkschrift geht Desnickij auf die „zivile Gewalt" ein, worunter er städtische Selbstverwaltung versteht. In den Hauptstädten soll die zivile Gewalt einer Körperschaft übertragen werden, die aus 73 gewählten Vertretern des in diesen Städten ansässigen Adels und vor allem des Bürgertums (18 Adlige, 55 Kaufleute und 1 Präsident) bestehen sollte. Diese städtischen Selbstverwaltungskörperschaften gliedert Desnickij in 6 Departements, von denen jedes mit einem bestimmten Verwaltungsressort betraut werden sollte. In kleineren Städten soll die Selbstverwaltungskörperschaft aus 12 Personen, 5 Adligen und 7 Kaufleuten, bestehen und zwar ohne Einteilung in Departements.

Schon aus dieser kurzen Übersicht ist deutlich zu ersehen, daß sich Desnickij bei der Ausarbeitung seiner Denkschrift eng an englische Vorbilder (englisches Parlament, englisches Gericht und englische Selbstverwaltung) gehalten hat. Genau so wie er in seinen theoretischen Schriften englische Ideen zur Begründung seiner bürgerlichen, adelsfeindlichen Einstellung verwertet, sucht er englische Institutionen nach Rußland zu

[31]) Desnickij weist dabei ausdrücklich auf das Beispiel Englands hin.

verpflanzen, um dem russischen Bürgertum einen größeren Einfluß in Gesetzgebung, Verwaltung und Gericht zu sichern.

Zu dem wichtigsten Problem seiner Zeit, dem Problem der Leibeigenschaft, hat Desnickij in seiner Denkschrift nicht Stellung genommen. Um so ausführlicher behandelt er es jedoch in einem Anhang dazu. Er vertritt hier allerdings Grundsätze, die man bei einem Schüler Adam Smith' am wenigsten erwartet. Von der Unproduktivität der Sklavenarbeit, geschweige denn von der Notwendigkeit der Befreiung der Leibeigenen ist bei Desnickij keine Rede. Er betont vielmehr ausdrücklich, daß es aus Gründen der Staatssicherheit nicht möglich sei, den Leibeigenen irgendwelche Rechte einzuräumen. Wohl meint er, daß zugunsten der Leibeigenen etwas getan werden müsse (Einführung einer Art Eigentum). Dies soll jedoch von dem freien Willen der Gutsbesitzer abhängen, ohne daß die Bauern das Recht hätten, etwas zu verlangen. Zur Beseitigung einzelner Mißstände ist es allerdings seiner Ansicht nach notwendig, den Verkauf der Leibeigenen ohne Land und ihre zwangsweise Übersiedelung in entlegene Provinzen zu verbieten. Er fordert außerdem, daß einem freigelassenen Leibeigenen verboten werden müsse, auf die erworbene Freiheit zu verzichten. Von einer Einschränkung der Willkürherrschaft der Gutsbesitzer ist jedoch bei Desnickij keine Rede. In der Leibeigenschaftsfrage gingen also die Forderungen des Schülers Adam Smith' kaum über die Forderungen der konservativen Vertreter des Adels hinaus.

Weiterhin vermißt man in Desnickijs Denkschrift Vorschläge zu einer neuen Regelung der Grundbesitzverhältnisse in Rußland. In einer Zeit, da der Grundbesitz ein Privileg des Adels war, könnte man doch von einem Schüler Adam Smith' erwarten, daß er für die Aufhebung dieses Privilegs und für die Ausdehnung der Eigentumsrechte auf Grund und Boden auf Angehörige anderer Stände eintrat. Dies um so mehr, als sich in dieser Zeit Vertreter der Aristokratie (Peter Panin) für die Aufhebung des Grundbesitzmonopols des Adels aussprachen.

Diese Lücken und Mängel der Denkschrift von Desnickij sind zweifellos auf Erwägungen taktischer Natur zurückzuführen. Desnickij hatte offenbar die Absicht, zunächst die Vergrößerung des politischen Einflusses des Bürgertums

durchzusetzen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Ausdehnung des kapitalistischen Eigentums auf Grund und Boden hat er zweifellos für die unmittelbare Folge der Verwirklichung seines bürgerlichen Verfassungsentwurfs gehalten. In seinen späteren Arbeiten tritt er jedenfalls wesentlich konsequenter als Verfechter der Grundsätze von Adam Smith auf. Hier sind vor allem die Widmung und das Vorwort zu der von ihm besorgten russischen Bearbeitung des Werkes von Bouden hervorzuheben.[32]) Mit dem Hinweis auf die englischen Agrarverhältnisse weist hier Desnickij auf die Vorteile der freien Arbeit und der uneingeschränkten Eigentumsrechte auf Grund und Boden hin. „In England", schreibt er, „gibt es für die Landwirtschaft keinerlei politische Hindernisse. Der dort bearbeitete Grund und Boden ist dem Verkauf freigegeben und zwar so, daß jeder, der es wünscht, ihn ungehindert haben kann. Ganz England ist dadurch zu einem fast lückenlosen (povsemestnyj) Ackerland geworden. Durch die Menge der eigenen Erzeugnisse versorgt es nicht nur sein eigenes Volk, . . . sondern auch viele Nachbarvölker. Die Einkünfte der Gutsbesitzer und die staatlichen Grundsteuern haben sich dadurch hundertfach vergrößert. Die letzteren werden ohne Zwang und ohne Rückstände jedes Jahr erhoben. . . . Der ganze Ackerbau wird dort freiwillig, ehrlich, mit größter Sorgfalt, mit Erfolg und Vollkommenheit betrieben". Eine ausdrückliche Forderung nach Aufhebung der Leibeigenschaft und des Grundbesitzmonopols des Adels findet man zwar auch in diesem Werk von Desnickij nicht. Man sieht jedoch deutlich, worauf er mit seinen Ausführungen hinaus will. Als einer der ersten Russen setzt er sich hier für eine intensive[33]), nach kapitalistischen Grundsätzen betriebene Landwirtschaft ein, die er in England aus eigener Anschauung und aus der englischen Fachliteratur kennengelernt hat. In seinem Vorwort betont er, daß es notwendig sei, landwirtschaftliche Maschinen aus England einzuführen. Außerdem

[32]) Bouden, T., Nastavnik zemledel'českij ili kratkoe aglinskago chlebopašestva pokazanie v priugotovlenii zemli novym sposobom pod chleb i proč. Perev. s anglinskago prof. S. Desnickij. Moskau 1780.

[33]) Vgl. auch das von Desnickij herausgegebene Werk: Opisanie praktičeskago Anglinskago zemledelija, sobrannoe iz Anglinskich pisatelej A. Samborskim. Moskau 1781.

ist es seiner Ansicht nach zweckmäßig, Farmer aus England kommen zu lassen, die den Russen englische Methoden des Ackerbaues beibringen sollten. Es ist zweifellos auf seine Anregung zurückzuführen, daß um die Jahrhundertwende eine größere Zahl von russischen Großgrundbesitzern ihre landwirtschaftlichen Betriebe mit Hilfe von englischen Farmern nach englischem Muster zu organisieren suchten.

Was nun den praktischen Erfolg der politischen Wirksamkeit von Desnickij anbetrifft, so ist er nicht besonders hoch einzuschätzen. Seinen Verfassungsentwurf hat Desnickij der Kaiserin Katharina vorgelegt. Es ist ihm jedoch nicht gelungen, die Verwirklichung seiner Vorschläge durchzusetzen. Ein höchst bescheidener Erfolg ist nur insofern festzustellen, als ein Teil seiner Ausführungen als §§ 575—600 in die Ergänzung zur Instruktion Katharinas aufgenommen wurde.[34]) Allerdings handelt es sich hier nicht um die bedeutenden politischen Forderungen von Desnickij, die den Beifall Katharinas gefunden haben, sondern um seine Ausführungen über Staatsausgaben und Staatseinnahmen, über die Arten der Besteuerung, über die Zweckmäßigkeit der prunkvollen Ausstattung des Zarenhofes usw.

Die Vermutung Grigor'evs, daß Desnickij bei der Ausarbeitung der „Gouvernementsordnung" mitgewirkt, die Kaiserin Katharina mit der Organisation der englischen „courts of equity" bekannt gemacht und insofern zur Entstehung der russischen „Gewissensgerichte" beigetragen hat[35]), entbehrt jeglicher Grundlage. Wie noch zu zeigen sein wird, hat Katharina ihre Kenntnisse über die genannten englischen Gerichte aus einer anderen Quelle geschöpft. Von einer Mitarbeit Desnickijs bei der gesetzgeberischen Arbeit Katharinas kann eigentlich nur insofern die Rede sein, als er im Auftrage der Kaiserin das berühmte Werk des englischen Juristen Blackstone in russischer Übersetzung veröffentlicht hat.[36]) Diese Übersetzung gehörte zwar im XVIII.

[34]) Čečulin, Predposlednee slovo ob istočnikach „Nakaza". Sbornik statej v čest' D. Korsakova. Kazan' 1912—13. S. 24.

[35]) Grigor' ev, Reforma mestnago upravlenija pri Ekaterine II. Petersburg 1910. S. 255f.

[36]) Istolkovarie anglinskich zakonov g. Blekstona, perevel s anglinskago jazyka po vysočajšemu poveleniju S. Desnickij. 3 časti. Moskau

Jahrhundert zu den in Rußland meist gelesenen juristischen Werken.[37]) Von einem wesentlichen Einfluß dieser Übersetzung auf die russische Gesetzgebung kann jedoch nicht die Rede sein. Die Bedeutung Desnickijs liegt deshalb vor allen Dingen darin, daß er als Professor an der Universität Moskau vor einem größeren Auditorium Grundsätze vertrat, die den in der breiten Masse des Adels vorherrschenden Grundsätzen widersprachen. Dadurch, ebenso wie durch seine enthusiastischen Schilderungen Englands trug er dazu bei, daß sich in der russischen Gesellschaft die Überzeugung von der Notwendigkeit grundlegender Reformen verbreitete. Insofern gehört er zu den bedeutendsten Vorgängern eines Mannes wie Radiščev, der mit beispielloser Kühnheit und Konsequenz die gesellschaftlichen Mißstände seiner Zeit brandmarkte und für die Erneuerung seines Vaterlandes eintrat.

Der Einfluß Englands und zum Teil Amerikas ist übrigens auch bei Radiščev stark zur Geltung gekommen. Er empfiehlt z. B. das Studium der englischen Sprache, weil in ihr ebenso wie in der lateinischen Sprache, der Geist der Freiheit verkörpert ist, der den Verstand zu festen Grundsätzen erzieht.[38]) „Wenn der Tod dich ... nicht aus dem Kreise deiner Freunde gerissen hätte", heißt es ferner in der von Radiščev verfaßten Lebensbeschreibung seines Leipziger Studienkollegen Ušakov, „so hättest du dich dem Studium der Sprache dieser stolzen Inselbewohner gewidmet, die ... es auch jetzt als Ehrensache betrachten, die Staatsgewalt zu bekämpfen und sich diese auf gesetzlichem Wege zu unterwerfen".[38a])

Dieselbe Achtung vor der freien menschlichen Persönlichkeit äußert sich auch in seiner Vorliebe für Blackstone und Cromwell. Die russischen Richter sollten seiner Ansicht nach im Besitze der „Kommentare" von Blackstone sein und sie öfter als

1780—82. Bei dieser Übersetzung wirkte auch ein Schüler von Desnickij — A. M. Brjancev mit. V. Semennikov, Knigoizdatel'skaja dejatel'nost' N. I. Novikova i tipografskoj kompanii. Petersburg 1921. S. 25.

[37]) Auf die Übersetzung von Desnickij berufen sich z. B. Radiščev (Reise von Petersburg nach Moskau, Podberez'e) und Krečetov. Literaturnoe nasledstvo, Bd. 9/10, S. 456.

[38]) Radiščev, Polnoe sobranie sočineij. Leningrad 1938, Bd. I, S. 289.

[38a]) Ebenda S. 179.

den Kalender aufschlagen.[39]) Der große Cromwell habe zwar die Veste der Freiheit zerstört. Durch die Hinrichtung Karls habe er aber gezeigt, auf welche Weise sich die Völker rächen können.[40]) Bemerkenswert ist es auch, daß Radiščev in seinem Kampf gegen den Absolutismus sich als erster Russe für die Errungenschaften der amerikanischen Revolution begeistert. Er sehnt sich nach dem „berühmten Land" (slovutaja strana), dessen freie Verfassung auch von den Russen ersehnt werde.[41]) Er weist darauf hin, daß durch die Verfassung Amerikas die Pressefreiheit gesichert sei[42]) und preist die amerikanischen Soldaten, die nicht wie Vieh zusammengetrieben werden, sondern im Bewußtsein ihrer persönlichen Freiheit mutig kämpfen. „Dein Führer ist die Freiheit", wendet er sich an den „unerschütterlichen Krieger" Washington.[43]) Als Gegner der russischen Leibeigenschaft verurteilt Radiščev gleichzeitig mit scharfen Worten die unmenschliche Behandlung und Versklavung der Neger.[44])

Bei der Behandlung der Leibeigenschaft weist Radiščev wiederholt auf die Unproduktivität der Sklavenarbeit hin. Er betont, daß die Leibeigenen kein Interesse am Produkt ihrer Arbeit haben und deshalb nachlässig arbeiten. Man hat nun in der historischen Literatur nachzuweisen versucht, daß Radiščev diese Erkenntnis Adam Smith verdankt.[45]) Radiščev war in der Tat im Besitze der französischen Ausgabe von „The Wealth of Nations" und hat das Werk auch in seinem Briefwechsel mit A. Voroncov erwähnt.[46]) Wir wissen jedoch nicht, ob er es schon bei der Abfassung der „Reise" gekannt hat. Es ist deshalb

[39]) Ebenda S. 259. Radiščev besaß die französische Ausgabe der „Kommentare" von Blackstone. In seiner Bibliothek befand sich außer zahlreichen Werken über das englische Recht und englische Verfassung auch das Werk: Recherches sur les Cours et les Procédures criminelles d'Angleterre, extraites de Blackstone, sur les lois anglaises; traduites par Verninac de Saint-Maur. Paris 1790. Vgl. dazu: Barskov, Knigi iz sobranija A. N. Radiščeva. Dela i dni. Jg. 1920, Bd. I, S. 399, und Quérard, La France littéraire. Paris 1827, I, 345.

[40]) Radiščev, Polnoe sobranie sočinenij S. 7—8.

[41]) Ebenda S. 14. [42]) Ebenda S. 346.

[43]) Ebenda S. 11. [44]) Ebenda S. 316f., 324.

[45]) Gukovskij, Očerki po istorii russkoj literatury i obščestvennoj mysli XVIII veka. Leningrad 1938. S. 132.

[46]) Archiv knjazja Voroncova Bd. V, S. 308.

durchaus denkbar, daß Radiščev seine Gedanken über die Unproduktivität der Sklavenarbeit ganz unabhängig von Adam Smith entwickelt hat. Radiščev war ein zu guter Kenner der russischen Leibeigenenwirtschaft und aller ihrer Mängel, als daß man auf den Einfluß Adam Smith' zurückführen müßte, was ebensogut Ergebnis persönlicher Beobachtung sein kann.

Ein bemerkenswertes Interesse für englische Ideen und Institutionen hat schließlich auch die Kaiserin Katharina gezeigt. So hat sie sich in den 70er Jahren intensiv mit Blackstone beschäftigt. „Sir Blackstone", schreibt sie am 4. August 1776 an Grimm, „qui ne m'a point envoyé ses commentaires, jouit seul de l'honneur d'être lu par S. M. depuis deux ans; oh, ses commentaires et moi, nous sommes inséparables; c'est un fournisseur de choses et d'idées inépuisable; je ne fais rien de ce qu'il y a dans son livre, mais c'est mon fil que je dévide à ma façon".[47]) Auf dieser Äußerung Katharinas fußend, hat man in der historischen Literatur die Auffassung vertreten, daß z. B. in der „Gouvernementsordnung" vom 7. 11. 1775, vor allem in dem Kapitel XXVI derselben, in dem die Funktionen des sogenannten „Gewissensgerichtes" (sovestnyj sud) festgelegt werden, die Ausführungen von Blackstone über den „Court of Equity" von ausschlaggebender Bedeutung waren.[48])

Das Interesse Katharinas für Blackstone ist natürlich nicht zu bestreiten. Ein Zeichen dafür ist nicht nur die oben angeführte Äußerung der Kaiserin, sondern auch die Tatsache, daß sie einen Mann wie Desnickij beauftragt hat, eine russische Übersetzung der „Kommentare" zu veröffentlichen. Der Einfluß Blackstones auf die politische Ideologie und die Reformen Katharinas darf jedoch nicht überschätzt werden. Eine endgültige Lösung dieser Frage wird zwar erst dann möglich sein, wenn die umfangreichen Auszüge Katharinas aus Blackstone und ihre Bemerkungen dazu veröffentlicht werden.[49]) Schon jetzt

[47]) Sbornik russkago istoričeskago obščestva Bd. XXIII, S. 52.

[48]) Grigor'ev a. a. O. S. 194 ff. Miljukov, Očerki po istorii russskoj kul'tury. Petersburg 1903, Bd. III, Teil II, S. 323. Barac, Očerk proischoždenija i postepennago zatem uprazdnenija v Rossii sovestnych sudov i suda po sovesti. Žurnal graždanskago i ugolovnago prava. Jg. 1893. März.

[49]) Einen durchaus unzulänglichen Bericht über die Auszüge Katharinas aus Blackstone im Russkij archiv, Jg. 1908. Heft 6.

kann jedoch eindeutig festgestellt werden, daß zum mindesten bei der Organisation des Gewissensgerichtes sich der Einfluß Englands nur indirekt, derjenige von Blackstone sich gar nicht durchgesetzt hat. Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß Katharina die englische Sprache nicht kannte und daß sie eine französische Übersetzung der „Commentaries" benutzt hat. Und zwar kommt dabei nur die Ausgabe in Frage: Commentaires sur les loix anglaises, de M. Blackstone, traduites de l'Anglois par M. D. G(omicourt). Bruxelles Bd. I—III. 1774. Bd. IV. 1775. Bd. V—VI. 1776.[50]) Als Katharina in den Jahren 1774—75 an der „Gouvernementsordnung" gearbeitet hat, kann sie also nur die ersten 3 Bände benutzt haben. Der Band V, in dem Blackstone „les cours d'Equité" behandelt, kommt als Quelle für ihre Gouvernementsordnung nicht in Betracht, da er erst nach der Veröffentlichung des Werkes Katharinas erschienen ist. Der Einfluß des englischen Court of Equity auf das Gewissensgericht Katharinas soll allerdings trotz dieser Feststellungen nicht geleugnet werden. Die Kaiserin wurde nämlich zur Schaffung der Gewissensgerichte durch den Artikel „Equité" in der Enzyklopädie von Diderot und D'Alembert engeregt[51]), in dem ausdrücklich auf die englischen Courts of Equity hingewiesen wird. Auch die russische Bezeichnung dieser Gerichte „sowestnyj sud" d. h. Gewissensgericht ist zweifellos auf diesen Artikel zurückzuführen. Der englische Court of Equity wird hier als la cour d'équité ou de la conscience bezeichnet.

Das nach Rußland verpflanzte englische Gericht konnte allerdings in der Zeit der rücksichtslosen Adelsherrschaft keine produktive Tätigkeit entfalten. „Ich lebte 4 Jahre im Hause des Gewissensrichters von Ufa", schreibt ein Zeitgenosse[52]), „und ich habe gesehen, wie sein dicker Aleška die unglücklichen Tschu-

[50]) Die Vermutung von Bartenev (Ebenda S. 170), daß Katharina eine für sie persönlich hergestellte Übersetzung benutzt habe, entbehrt jeglicher Grundlage.

[51]) Die Enzyklopädie gehörte auch in den 70er Jahren zu den unentbehrlichen Hilfsmitteln Katharinas bei ihrer gesetzgeberischen Arbeit. „Je vous avoue", schreibt sie am 21. 12. 1774 an Grimm, „que je ne puis être un seul jour sans l'Encyclopédie; malgré tous ses défauts, c'est une pièce nécessaire et excellante". Sbornik XXIII, 12.

[52]) Moe vremja. Zapiski Vinskago. Petersburg o. J., S. 43.

waschen und Mordwinen aus dem Hofe trieb, die sich an das Gewissensgericht wenden wollten. Ich hörte, wie der Richter damit prahlte, daß im Laufe seiner 12jährigen Wirksamkeit nicht mal 12 Sachen eingelaufen seien. Nach meinen Erkundigungen ist in den anderen Gouvernements dasselbe geschehen."[53]) Die starken Fäuste eines leibeigenen Dieners haben also dafür gesorgt, daß die Gewissensgerichte durch Arbeit nicht überlastet wurden.

Unser Thema — der Einfluß Englands auf die politische Ideologie der russischen Gesellschaft — ist durch die obigen Ausführungen bei weitem nicht erschöpft. Man könnte noch auf eine größere Zahl von bedeutenden Russen eingehen, bei denen Spuren des englischen Einflusses festzustellen sind (Beckij[54]), Daškova, Malinovskij[55]), Samborskij, Aničkov usw.). Die angeführten Beispiele genügen jedoch vollauf, um den Charakter des englischen Einflusses auf die einzelnen Vertreter der russischen Gesellschaft zu erkennen. Für England und für englische Denker interessieren sich die Russen vor allen Dingen insofern, als sie hier eine ihrem Wesen nach bürgerliche Ideologie vorfinden. Ihnen sagt vor allen Dingen die hohe Einschätzung des Handels, der Industrie, des Privateigentums und des in seiner wirtschaftlichen Betätigung freien Menschen zu. Damit ist es auch zu erklären, daß es vor allem die Kreise des russischen Bürgertums und der verbürgerlichten Aristokratie sind, in denen sich der englische Einfluß immer mehr durchsetzt. Den Höhepunkt dieser Entwicklung stellen zweifellos die ersten Jahrzehnte

---

[53]) Dieser Bericht wird durch die Untersuchung von Knorring über das Gewissensgericht von Tula durchaus bestätigt. Im Jahre 1778 wurden im Tulaer Gewissensgericht 149, im Jahre 1787/88 und im Jahre 1794 nur 7 Sachen behandelt. Knorring, Očerki po istorii tul'skago sowestnago suda v ekaterininskoe vremja. Charkow 1917. S. 80. Auch in Tula gab es offenbar einen Aleška, der die armen Bauern aus dem Gewissensgericht vertrieben hat.

[54]) Bei Beckij ist vor allen Dingen der Einfluß der pädagogischen Ideen von Locke festzustellen, der auch sonst zu den größten pädagogischen Autoritäten des damaligen Rußland gehörte. Vgl. Simmons S. 64, 69, 91 f., 97 124 130.

[55]) Vgl. Semevskij, Razmyšlenija V. Malinovskago o preobrazovanii gosudarstvennago ustrojstva Rossii. Golos minuvšego. Jg. 1915, Oktober, S. 239—64.

des XIX. Jahrhunderts dar, da Adam Smith und J. Bentham dieselbe Rolle in der Ideologie der russischen Gesellschaft spielen, die bis dahin Montesquieu und die Enzyklopädisten gespielt haben. Hin und wieder werden die englischen Ideen auch zur Rechtfertigung der politischen Forderungen des feudalen Adels herangezogen. Die Freiheit des Individuums, die Beseitigung des Despotismus und Zarenmord als Rache für die Unterdrückung des Volkes sind schließlich Forderungen, die A. Radiščev unter ausdrücklichem Hinweis auf das Beispiel Englands und Amerikas ausgesprochen hat.

JACOB BURCKHARDTS MITARBEIT AM KONVERSATIONSLEXIKON VON BROCKHAUS

VON WALTHER REHM

Daß Jacob Burckhardt in seinen ersten Basler Dozentenjahren, seit 1843, durch Vermittlung seines Lehrers Franz Kugler die Kunstartikel für die neunte Auflage des Konversationslexikons von Brockhaus in Leipzig verfaßt oder neu gestaltet hat, wußte man aus seinen Briefen an Kinkel und die Brüder Schauenburg. Doch hat die Forschung sich nicht weiter um diese Arbeiten des jungen Gelehrten und Kunsthistorikers gekümmert, und freilich war es auch nicht einfach, nur durch Vergleich mit der achten Auflage den Anteil Burckhardts und das Maß seiner Tätigkeit genauer zu bestimmen. Ein glücklicher Zufall hat sämtliche Briefe Burckhardts an den Verlag Brockhaus im Leipziger Verlagsarchiv erhalten; an ihrer Hand lassen sich, wenigstens vom Buchstaben E, mit dem Burckhardt einsetzte — die vorhergehenden hatte noch Kugler selbst geschrieben —, bis zum Buchstaben R die von Burckhardt neubearbeiteten, überarbeiteten, durchgesehenen oder unverändert gelassenen Kunstartikel genau bestimmen, und auch für die folgenden restlichen Buchstaben ist es durch einen Vergleich möglich, Burckhardts Anteil festzulegen. An anderer Stelle wird eingehender über die Beziehungen Burckhardts zum Verlag auf Grund seiner Briefe gesprochen.[1]) Im folgenden dagegen soll versucht werden, mit kurzen Zügen den kunstgeschichtlichen Ertrag dieser Artikel in Hinblick auf Burckhardt selbst auszuschöpfen. Man muß sich diese Tätigkeit, mag sie auch allmählich eine lästige Erwerbsarbeit geworden sein, in ihrem sachlich-quantitativen Umfang, aber auch in ihrer qualitativen Bedeutung nicht gering vorstellen. Burckhardt hat mehr als siebzig Artikel ganz neu geschrieben,

[1]) Jahrbuch der Freunde des Verlags Brockhaus, Leipzig 1938, S. 28—39.

gegen sechzig umgearbeitet, ungefähr 160 Artikel ergänzt und eine ebenso große Anzahl durchgesehen oder leicht verändert, und zwar umfaßten diese Artikel das Gesamtgebiet der bildenden Kunst, einschließlich der antiken Denkmäler. Eine genaue Überprüfung all dieser Artikel bietet eine willkommene Einsicht in den Werdegang der kunstgeschichtlichen Anschauungen des jungen Gelehrten, der bereits zehn Jahre später sein Meisterwerk, den „Cicerone" vorlegt. Gerade in den Artikeln, in denen mit wenigen Zeilen auf knappem Raum Leistung und Gestalt eines großen oder eines kleinen Künstlers zu umreißen waren, hat sich Burckhardt die schriftstellerischen Mittel erworben oder anerzogen, die ihn späterhin, scheinbar mühelos, jene über tausend Seiten sich hinziehenden, immer wieder bewunderten Stil- und Künstlercharakteristiken des südlich-italienischen Kunstganzen seit der Spätantike bis zu Canova und Mengs niederschreiben ließen.

Jeder Artikel fast, auch die nur bearbeiteten, lassen oft deutlich Burckhardts Art erkennen, und wenn es nur ein Satz ist wie dieser, im Artikel Karyatiden (VIII, 129): die plastische Behandlung derselben müsse ernst, streng und völlig ruhig sein, wenn es nicht den Anschein haben solle, als gingen die Gestalten mit dem Gebälk davon. Burckhardt war in dem Rahmen des Lexikons an sich zu einer gewissen Vollständigkeit verpflichtet; namentlich der biographische und der werkgeschichtliche Stoff mußte aufgezählt oder vervollständigt werden. Allein Burckhardt blieb dabei nicht stehen. Wenn er später einmal, schon im Rückblick auf seine eigene Leistung, gesagt hat, man müsse aus dem „Käse" der bloßen Künstlergeschichte herauskommen und zu „einer reinen Geschichte der Formen und Stile" vordringen, so hat er den Weg zu solchem Ziel schon in jungen Jahren und gerade auch in jenen Kunstartikeln beschritten. In diesen größeren oder kleineren Beiträgen kam es ihm eben darauf an, nach der unerläßlichen Darbietung des biographischen und werkgeschichtlichen Stoffs, auch die eigentlich kunstgeschichtliche Betrachtungsart walten zu lassen und eine, mitunter sehr entschiedene Wertung der behandelten Künstlerpersönlichkeiten hinzuzufügen, auch gegen die aus der achten Auflage des Lexikons übernommene Vorlage: so etwa, wenn er dem Vasari seine

„flüchtige, geistlose Bravourarbeit" bescheinigte (XIV, 582) oder Gestalten wie Jordaens (VII,689—690) und Jouvenet (VII, 705) gegenüber der Vorlage mit wenigen Sätzen deutlich und entschieden in ihrem Stil heraushob.

Bezeichnenderweise legt Burckhardt gerade in dem von ihm beträchtlich vertieften Artikel: Kunstgeschichte (VIII, 435 bis 436) Wert auf die Feststellung: erst mit Winckelmann beginne die Geschichte des Stils, nachdem vor ihm nur die biographische Behandlung mit dem Vorwalten der Künstleranekdote geherrscht habe. Er verdeutlicht diese Wendung selbst, wenn er z. B. dem Jesuitenstil (VII, 657—658), dem Rokokostil (XII, 194), der Renaissance (XII, 62—63) oder dem Romanischen Baustil XII, 256) erstmalige knappe Gesamtcharakteristiken widmet (s. Anhang). Dabei ist freilich zu beachten, daß Burckhardt mit der Bezeichnung Renaissance oder „sogenannte Renaissance" damals 1845 wie schon 1842 zu Beginn seines Führers durch die Kunstwerke der belgischen Städte, gleichsam wider besseres Wissen, doch dem damaligen Gebrauch entsprechend, auf die nordisch-französische Architektur und Ornamentik seit dem Ausgang des 15. Jahrhundert zielt[2]); daß er den Jesuitenstil rein negativ wertet und dem Rokoko, in einem kleinen, straffen Beitrag, der in einer Wendung unmittelbar an die kurze Ausführung eines kunsthistorischen Aufsatzes des jungen Burckhardt wörtlich anklingt und damit für diesen gesichert ist, auch nur sehr bedingte Anerkennung zollen kann.[3]) Aber gerade diese knappe Stilcharakteristik des Rokoko zeigt die damals bereits überraschend sichere Kunst der, wenn auch hier durch den Gegenstand bestimmten negativen, Beschreibung und Wertung. Des Weiteren kennzeichnet Burckhardts Anteilnahme gerade an der Stilentwicklung die Tatsache, daß er in einzelnen, z. T. neuen

[2]) Gesamtausgabe I, 115. Ähnlich V, 473 (Artikel „Französische Kunst"): Renaissance ist „nicht als eine strenge Wiedererweckung der antiken Baukunst zu betrachten; sie bestand vielmehr in einer Umschmelzung der noch immer gotischen Grundformen mit phantastisch umgestalteten antiken Ornamenten". Ebd. V, 474f. über die Wiedererweckung der Renaissance in der französischen Baukunst seit 1030.

[3]) Vgl. auch V, 474 . . . sogenannter Rokokostil, welcher sich durch zunehmende Unbedeutendheit der Komposition und kindische Mattigkeit der Ornamente kenntlich macht.

Artikeln die Heilige Familie (VI, 753), die Madonna (IX, 214) oder das Motiv des Ecco homo (IV, 564) kurz umreißt und so aus dem später von ihm so scharf gefaßten Blickpunkt der künstlerischen Aufgabe, des künstlerischen Gegenstandes die Entfaltung des Stils und seine Verfestigung andeutet. Auch hier mag im Anhang der Abdruck der jeweiligen Abschnitte selbst sprechen.

In jenem Artikel über die Kunstgeschichte betont Burckhardt aber auch noch einen andern Gesichtspunkt und verhilft ihm dann innerhalb seiner eigenen Lexikon-Beiträge möglichst zur Geltung: erst seit Winckelmann, mit dem die Geschichte des Stils beginne, werde die Kunstgeschichte ein Zweig der Kulturgeschichte. Und erst die allerneueste Zeit habe in Kuglers Handbuch der Kunstgeschichte, in eben jenem Werk, das Burckhardt wenige Jahre später selbst umgestalten sollte, eine allgemeine Kunstgeschichte hervorgebracht, welche das ungeheure Material in einer großen Übersichtlichkeit zusammenfasse und den weltgeschichtlichen Epochen unterordne (VII, 435). Burckhardt, der dieses Lob gleich noch einmal in dem seinem Lehrer Kugler gewidmeten Artikel (VIII, 421—422) nachdrücklich wiederholte, hat damals auch an anderer Stelle, in einer Besprechung von Rathgebers Annalen der niederländischen Malerei, im Kunstblatt 1846, Nr. 10, S. 41 geschrieben: „Dasjenige Resultat der Kunstgeschichte, durch welches sie ein integrierender Teil der historischen Wissenschaften im höchsten Sinne geworden ist und wodurch sie allein diese Würde behauptet, ist gerade die Nachweisung ihres Zusammenhanges mit der Kulturgeschichte, vermittelst möglichst allseitiger Auffassung der Künstler-Individualitäten und der Schultypen . . ." In seinen damaligen Arbeiten zur Kunstgeschichte und vorzüglich in den immer noch nicht gebührend gewürdigten Neubearbeitungen der Kuglerschen Handbücher hat Burckhardt es sich angelegen sein lassen, diese Zusammenhänge der Kunstgeschichte mit der allgemeinen Kulturgeschichte aufzuzeigen; und erst später, seit dem „Cicerone", hat er die Kunstgeschichte mehr und mehr überwiegend als Stilgeschichte verstanden wissen wollen. Der Blick auf den kulturgeschichtlichen Gesamtzusammenhang ermöglichte es dem jungen Gelehrten, z. B. der Entwicklung und dem

Werdegang der Holzschneidekunst (VII, 270—273) neue Gesichtspunkte abzugewinnen, die Kunst Watteaus (XV, 160—161) als geschichtliches Zeugnis für das galante Leben der vornehmen Stände im 18. Jahrhundert zu deuten, die Kunst Hogarths (VII, 235—236) als tiefe Charakteristik seiner Zeit, seines Landes, seiner Individuen zu nehmen: es lebe in seinen Gestalten ein ganz bedeutendes Stück Kulturgeschichte, und dieses sichere ihnen einen unvergänglichen Wert. Ähnlich vermochte Burckhardt nach einer andern Seite hin, die Kunst der Brüder van Eyck auf dem allgemeinen zeitgeschichtlichen Hintergrund zu begreifen und ihre Wendung zum Realismus in Beziehung zu setzen zu jener „Periode des zersetzenden klaren Verstandes, welche als Vorbotin der Reformation an der Stelle der Heldensagen die Tierfabel, den Schwank und Volksbücher, wie Tyll Eulenspiegel, in Aufnahme brachte" (V, 159). Gerade etwa der Eyckartikel, mit dem Aufweis der realistischen Wendung dieser Kunst, zeigt, wie nachdrücklich Burckhardt damals auch die nichtitalienisch-nordische Kunst in den Rahmen seiner geschichtlichen Betrachtung eingespannt hatte. In seinem kleinen, beweglichen Reiseführer durch die Kunstwerke der belgischen Städte von 1842 hatte er gelegentlich der Galerien von Antwerpen oder Brüssel bereits Proben seiner Auffassung und Schilderung dieser nordisch-niederländischen Malerei geboten. Burckhardt konnte also, sowie später in den neugeschriebenen Abschnitten der Kuglerschen Handbücher, schon jetzt in den einschlägigen Artikeln frei und selbständig, zudem meist auch aus eigener Denkmälerkenntnis, diesen nordischen Kunstraum behandeln. Schongauer wurde in einem eigenen Artikel (XII, 738) neu eingeführt, mit einer knappen Stilumschreibung: er habe zwar den Realismus, wie ihn zuerst die van Eycks ausgebildet, schon ganz in sich aufgenommen, gehe jedoch nicht so sehr auf das Einzelste ein und bezeichne z. B. die Stoffe nicht, deute die landschaftlichen Hintergründe nur an, falte die Gewänder einfacher und würdiger und verfahre auch im Kolorit nur mäßig und andeutend. „Dabei ist seine Gesamtauffassung edel und mild, der Ausdruck frei von individueller Härte und voll schönen Ernstes." Ebenso sichert Burckhardt seinem Landsmann Niklaus Manuel (IX, 300) einen Platz im Lexikon (sein Stil hänge noch deutlich mit der scharfen

und strengen Formbezeichnung der Kolmarer Schule zusammen), merkwürdigerweise aber nicht dem Matthias Grünewald, obwohl er diesen, gerade wegen der kolmar-oberrheinischen Nachbarschaft so gut kannte, wie etwa Hans Baldung Grien[4]), und im Kunstblatt 1844, Nr. 36 S. 151f. kurz auf ihn und sein Isenheimer Altarwerk aufmerksam gemacht hatte (im Malereihandbuch Kuglers [II, 248—251] nimmt er das Thema wieder auf). Ebenso fehlen etwa Wolf Huber, Michael Pacher oder Veit Stoß (dieser nur kurz erwähnt V, 476), wohl weil ihre Bedeutung erst vom folgenden Forschungsraum entdeckt wurde. Adam Krafft, damals ungleich bekannter, ist gewürdigt (VIII, 362); „Sein Stil ist bei aller eckigen Härte doch höchst ausgezeichnet durch eine reiche und höchst lebendige Charakteristik, und das Dekorative an seinen Arbeiten zeigt die glänzendste Entfaltung des spätgotischen Stils." Quentin Messys wird, nicht nur seiner „ergreifenden, oft mächtigen Charaktere" wegen, rühmlichst bedacht (IX, 527 bis 528), so wie schon 1842 in den „Kunstwerken der belgischen Städte" (I, 148—149). Mochte nun die ganze nordische-niederländische Kunst von Burckhardt noch so entschieden und verhältnismäßig breit und zahlreich im Rahmen der Kunstartikel behandelt werden, es ist ohne weiteres spürbar, daß trotz allem, schon rein äußerlich, der Nachdruck auf der südlich-italienischen Kunst namentlich der Renaissancezeit ruhte, und weiterhin fühlt man, wie offen oder mitunter verborgen diese südliche Kunst im Zeitalter Raffaels den stets vorausgesetzten Maßstab auch zur Beurteilung der nordisch-deutschen Erscheinungen lieferte. Sie wurden auf den südlich-klassischen Meridian visiert, z. B. die niederländische Schule im Ganzen, insofern es von ihr heißt: das höchste Ziel der Kunst, die Darstellung eines Höhern in der Menschennatur, habe sie nie völlig erreicht (X, 287). Überraschend, ja fast erschreckend deutlich wird dieses Messen, wenn anläßlich der Wirkung der Kunst der Brüder van Eyck zu lesen ist: das sei das Fatum der deutschen Malerei gewesen, daß sie sich aus eigenen Kräften nicht mehr über diesen (von den Eycks begründeten) Realismus zu erheben vermochte und daher selbst

[4]) Der Artikel Baldung (II, 2) wäre sicher reicher ausgefallen, hätte ihn Burckhardt zu schreiben gehabt.

in ihrem größten Repräsentanten, Albrecht Dürer, einer düstern, bodenlosen Phantasie verfallen erscheine (V, 160). Das ist bewußter oder unbewußter, aber deutlich vernehmbarer Anklang an Goethes Maximen und Reflexionen über Dürer: diesen „förderte ein höchst inniges realistisches Anschauen, ein liebenswürdiges menschliches Mitgefühl aller gegenwärtigen Zustände; ihm schadete eine trübe, form- und bodenlose Phantasie." Und ähnlich wie bei Goethe geht auch Burckhardts vergleichender und prüfender Blick hinüber über die Alpen, und auch in den andern einschlägigen Artikeln, etwa bei Holbein (VII, 255—256), bei Heemskerck (VI, 732—733), bei Cranach, der sehr gedämpft gewürdigt wird (VIII, 368—369), bei Lukas von Leyden (IX, 156—157) muß Burckhardt diese in ihrer Vervollkommnungsmöglichkeit schicksalhaft beschränkte nordische Kunst, die in sich verfangen ist, sich dem Phantastischen oder dem scharf Verständigen zuneigt, mehr oder weniger deutlich als eine durch sich selbst unfreie Kunst abheben gegen die südliche, in sich wesentliche freie Kunst. Dieser wertbetonende Vergleich zwischen Norden und Süden findet sich bei Burckhardt zeitlebens; gerade in jenen ersten Basler Jahren, zwischen 1844 und 1846, führt ihn der junge Dozent der Kunstgeschichte in seiner ersten Vorlesung über die Geschichte der Malerei aus, er übernimmt ihn kurz danach als gliedernden Grundsatz in die Bearbeitung der Geschichte der Malerei seines Lehrers Kugler (harmonische Entwicklung der italienischen, partielle Entwicklung der nordischen Malerei) und hält ihn noch ein Menschenalter später in den „Historischen Fragmenten" fest: denn in dieser Gegenüberstellung bewahrt sich Burckhardt eine seiner ältesten und dauerndsten Überzeugungen.[5])

Beim jüngeren Holbein wird es ausdrücklich gesagt: als Porträtmaler sei er den großen Italienern ebenbürtig, während er allen seinen deutschen Zeitgenossen voranstehe. „Durch ihre enge Befangenheit durchgegangen, bewegte er sich in hoher künstlerischer Freiheit und schöpfte seine Darstellung aus einer tiefen, geistigen Auffassung des Objekts." Und später: „Holbein zeigt sich in diesen historischen Bildern frei von der Überlieferung

[5]) Gesamtausgabe V, S. XXVIf.; VII, 309, 314. Kugler, Handbuch der Geschichte der Malerei, 2. Auflage, Berlin 1847, I, 388f.; II, 86—91.

seiner Schule; er ist vorgedrungen zu einer völlig selbständigen, naturwahren Darstellung und Färbung; er hat die Poesie auf seine Weise gesucht und gefunden, nicht in dem idealen Schwung der Italiener, sondern in der reinen, unbefangenen Auffassung des Lebens selbst" (VII, 255—256). Daß auch Dürer nicht ausführlicher in diesen Wertungszusammenhang eingefügt wurde, lag nur daran, daß der ihm gewidmete Artikel bereits von Kugler geschrieben war (IV, 535—537; in ihm war übrigens die Art der Burckhardtschen Wertung, wenn auch nur leise, vorgedeutet: Dürers Streben sei nicht auf das Ideal-Schöne gegangen, und habe auch, den Zeitverhältnissen gemäß, nicht darauf gehen können.) Der Artikel „Malerei" (IX, 267—271) zeigt neben dem oben angeführten Passus deutlich die Grundlinien mit der Bemerkung: „Auch die nordische Kunst entriß sich seit dem 14. Jahrhundert der frühern Befangenheit und betrat mit dem Aufblühen der flandrischen Schule vorherrschend die Bahn des Charakteristischen und Individuellen. Eine höhere Läuterung durch die Werke des Altertums stand ihr jedoch erst zu Gebote, als es aus andern, auch äußeren Gründen bereits zu spät war." (IX, 271.) Dieses „zu spät" erläutert Burckhardt etwa dort, wo er, wie bei Heemskerck (VI, 732—733) oder bei Mabuse, das eigentümliche, schon früher, 1843, berührte Schwanken zwischen nordischer und südlicher Stilrichtung und Auffassung erkennt: Mabuse habe, wie die meisten Niederländer, in Italien die Naivität, den derben Natursinn und die leuchtende Farbe der van Eyckschen Schule eingebüßt und sich dagegen die Freiheit der Form, die sie bei der Antike lernten, nur äußerlich angeeignet (IX, 196—197).[6]) Diesem Schwanken fehlt die Kraft der Entscheidung, die Kraft der Synthese, die Burckhardt etwa an Holbein bewundert; es fehlt ihm jene eigentümliche, z. B. im Palladianer Inigo Jones verkörperte „herbe Kraft, welche die nordischen Nachfolger der italienischen Schule bezeichnet und oft an die besten Zeiten der Renaissance erinnert" (VII, 687). Und solche Erinnerung eben möchte Burckhardt schon damals nie missen, er braucht sie, wenn er sich im Anblick europäischer Kunst wohlfühlen soll.

[6]) Vgl. auch Kunstwerke der belgischen Städte: I, 148ff.

Gerade das wird er nicht müde, in den entsprechenden Abschnitten anklingen zu lassen, daß die südliche, namentlich die florentinische Kunst jenen Realismus, den sie in Masaccio (IX, 372—373) oder in Ghirlandajo (VI, 180) verkörperte, in dem die Nordländer befangen blieben, aus eigener Kraft überwand, in Rafael oder in Tizian. Diese werden denn auch von Burckhardt in typischen Zusätzen zu den vorgefundenen Charakteristiken und über diese hinaus gepriesen. Bei Rafael — an dem diesen Künstler behandelnden Artikel fand er wenig zu ändern (XI, 660—664) — hebt er hervor die Hoheit und Freiheit der Charaktere, welchen bei der gesundesten Wahrheit und Ungezwungenheit ein Hauch der Poesie, eine ewige Jugend und Schönheit eigen seien, und er nennt ihn — die Parallele zu den späteren Cicerone-Abschnitten ist greifbar — den edelsten und gediegensten Charakter unter den Künstlern, die bekannt seien (XI, 664). Für Tizian findet der Bearbeiter den bezeichnenden und wiederum auf den Cicerone vorweisenden Zusatz: in ihm verwirkliche sich das höchste Prinzip der venetianischen Schule, die Darstellung der schönen Wirklichkeit, des freudigsten irdischen Daseins, einer harmonischen, seligen Existenz (XIV, 312—313).[7])

Burckhardt bezeugt die Wichtigkeit, die er gerade auch aus persönlichen Vorlieben und Bindungen der südlichen Kunst zumaß, schon in der Tatsache, daß er im Gegensatz zu andern Nationalübersichten, etwa zu den Abschnitten: englische (IV, 739—744), französische (V, 471—484), niederländische (X, 285 bis 290), spanische (XIII, 491—494) Kunst, den Artikel Italienische Kunst (VII, 531—545) völlig neu schrieb und ihn so nicht nur zum längsten, sondern auch zum inhaltschwersten Beitrag ausgestaltete. Im Briefwechsel mit dem Verlagshaus berührt er dies auch genauer. Architektur, Malerei und Skulptur wurden in zusammengedrängter Übersicht und mit Betonung gerade der stilgeschichtlichen Entfaltung behandelt. Hier wie auch in den entsprechenden Einzelartikeln ließ Burckhardt kräftig seine vom klassischen Standpunkt her begründeten Sympathien oder Antipathien sprechen oder ein gerecht abwägendes Urteil laut werden, etwa bei Gaudenzio Ferrari (V, 254), bei Mazzolini (IX 429), bei

[7]) Vgl. Cicerone: Ges. A. IV, S. 336f. — Ähnlich an Ernst Stückelberg (2. 4. 1855): Wonne einer idealen Existenz. Basler Jahrbuch 1904, S. 27.

Sodoma (Razzi), den er (XI 706) als Zeitgenossen Rafaels gegenüber Vasari überhaupt erst in sein Recht einsetzt, oder bei Perugino Vanucci (XIV, 576—577). (Die Charakteristik Giottos bleibt [VI, 198—199], wenn man sie gegen die spätere im Cicerone hält, noch merkwürdig blaß.)

Die Sympathien Burckhardts etwa sind zu spüren bei den Pisanos (XI, 255—256), bei Orcagna (X, 491) — sein Weltgericht sei dem berühmten Werk Michelangelos überlegen —, bei Majano (IX, 256), bei Masaccio (IX, 372—373), dessen tiefer Ernst ihn fesselte, bei Francia (Raibolini XI, 667), dessen Madonnen in ihrer etwas herben Jungfräulichkeit es ihm angetan hatten, bei Guercino (VI, 495) — „ohne daß er wie Guido Reni einem bestimmten Schönheitsideal folgte, stellte er doch überall ein mächtiges, edles Menschengeschlecht dar, dem er den ergreifendsten Ausdruck zu verleihen wußte" —, bei Garofalo (V, 729—730), als einem Nachfolger Rafaels, bei Ghiberti (VI, 179) oder bei Leonardo da Vinci (XIV, 734—735) oder bei dessen Schüler Luini (IX, 154), den Burckhardt schon auf seiner frühesten Italienfahrt ins Herz geschlossen hatte und den er auch später noch hochschätzte. Burckhardts Antipathien treten zutage vor allem, nur durch Ehrerbietung gedämpft, bei Michelangelo, den in einem Artikel zu behandeln ihm nur der Zufall erspart hatte, da dieser mächtige Künstler unter „Buonarotti" bereits im III. Band des Konversations-Lexikons (S. 31—33) aufgeführt worden war, übrigens mit sehr leisen, zurückhaltenden Ausstellungen an seiner „Laune und Willkür". Burckhardt setzt die wertenden Akzente deutlicher. In dem großen Überblick über die italienische Kunst hatte er jeweils bei der Darstellung der Architektur, der Malerei, der Skulptur willkommene Gelegenheit, den schicksalhaften, „nicht gerade günstigsten Einfluß" Michelangelos festzuhalten. Michelangelo basiere als Baumeister seine Komposition auf den malerischen Effekt und bringe bei aller Großartigkeit doch eine große Willkür in das Einzelne. „Die Sakristei von San-Lorenzo in Florenz, der Umbau des Kapitols, der Klosterhof von Santa-Maria degli Angeli und vor Allem die Vollendung der Hauptteile, vorzüglich der Kuppel der Peterskirche in Rom, seit 1546, gelten als seine bedeutendsten selbständigen Werke: die Porta Pia

aber, welche in sein Todesjahr fällt, bezeichnet bereits eine tiefe Ausartung seines Stils" (VII, 534). Ebenso bedingt und einschränkend-kühl urteilt Burckhardt über Michelangelos Stellung in der Geschichte der Malerei: „Sein Feuer der Komposition, sein gründliches Studium der Anatomie, die wilde Kühnheit seiner Wendungen und Verkürzungen bezeichneten ihm einen ganz eigenen Weg; doch für die Kunst wurde er als Vorbild verderblich, weil seine Nachahmer in Übertreibung und Verschmähung des einfach reinen Stils verfallen mußten" (VII, 538). Und auch in der Geschichte der Skulptur ist Michelangelos Einfluß verhängnisvoll: er hob sie zwar auf ihre gewaltigste Höhe, „führte sie dann auch wieder dem Verfall entgegen, da er weniger auf die Darstellung ruhiger Schönheit als auf die großartigen Lebensäußerungen ausging, worauf seine Nachahmer beim drastischen Effekte der Formen stehen blieben" (VII, 543). Die letzten Werke aber atmen einen „wildtitanischen Geist". Auch sonst fällt bei Gelegenheit im Vorübergehen ein Hieb auf diesen Großen, etwa bei Fontana (V, 353) oder in dem Abschnitt Plastik (XI, 286) in Bezug auf Michelangelos entschiedene Bevorzugung und Wertung der Plastik vor der Malerei, oder bei Palladio, der gelobt wird, weil er sich von der Willkür und Kühnheit Michelangelos freigehalten habe (VII, 534; vgl. X, 649—650).

Burckhardts scharfe, aus seiner Antipathie fließenden Wertungen treten vor allem dort auf, wo er von denen spricht, die Michelangelos Willkür in den Weg der Entartung folgten: entweder indem sie als Maler in einen flachen, leeren Idealismus verfielen wie die großen Eklektiker, Gaudenzio Ferrari (V 254), Lanfranco (VIII, 546—547) — schnell und leichtfertig wird er geheißen, es fehle ihm jede höhere Eigenschaft —, wie Maratti (IX, 308), Giordano (VI, 197—198: flüchtiger und gehaltloser Manierist), oder, indem sie einem frechen Naturalismus huldigten, wie die Neapolitaner: Mazzola (IX, 428—429) und Ribera (XII, 127). Diesem letzteren werden seine wüste, abenteuerliche Phantasie und seine grell naturalistische Darstellung vorgerückt. Harte Worte muß sich auch Giulio Romano gefallen lassen. In den von diesem Künstler handelnden Artikel fügt Burckhardt als Neubearbeiter einige sehr scharfe Wertungen gegen die Vorlage ein: in den Darstellungen etwa des Palazzo

del Tè habe Giulio Romano seiner „Phantasterei freien Spielraum gelassen und ohne alle Rücksicht auf Stil ein wildes, völlig unpoetisches Durcheinander geliefert, in welchem Frechheit und langweilige Nüchternheit Hand in Hand gehen" (VI, 209). Doch selbst noch bei diesen seinem eigenen Kunstgeschmack so zuwiderlaufenden Gestalten behält sich Burckhardt, bei allem eindeutig festgehaltenen Standpunkt, einen offenen Blick für ihre verhältnismäßig positiven Seiten: so hebt er bei Tintoretto als höchste Eigenschaft gerade seine gewaltige, keine Schwierigkeiten kennende Phantasie hervor (XIV, 299), so an Salvator Rosa, einem der „reinsten Naturalisten", welchen die Kunstgeschichte kenne, das eigenste, kühnste Feuer der Erfindung, die resoluteste Darstellung und seine „phantastischen, durch Beleuchtung und Staffage wundersam ergreifenden Landschaften" (XII, 268). Tiepolo fehlt übrigens, lediglich in dem Abschnitt: Italienische Kunst wird er unter die Naturalisten eingereiht, die nur die Natur ohne Auswahl und ohne feinern Schönheitssinn mit kühnem, oft frechem Pinsel nachahmten (VII, 540).

Frech — das war das Wort, das schon Winckelmann dieser ganzen Kunst im „Reich der Willkür" (V, 474) und namentlich der Berninis beigelegt hatte; es konnte bei Burckhardt, der die von Winckelmann begonnene Ästhetik zu Ende führte, nicht fehlen. Daß der von Burckhardt gründlich gehaßte Bernini seinem Strafgericht entging, verdankte er nur dem Umstand, daß er mit seinem Namen (II, 276) nicht unter die zu bearbeitenden Artikel fiel; dafür erhielt er ähnlich wie Michelangelo seine Hiebe im Vorübergehen, etwa bei Gelegenheit Duquesnoys (V, 279; vgl. V, 474) oder im Überblick über die italienische Kunst. Doch selbst hier kann sich Burckhardt, so sehr er den Barock im Ganzen ablehnt, nicht verschließen vor der Gesamtgewalt dieser übergreifenden Künstlererscheinung. „Seit dem 17. Jahrhundert machte sich immer mehr Willkür in Komposition und Form bemerklich, und die Rücksicht auf den Effekt verdrängte die auf die Bedeutung der Formen so völlig, daß sich hieraus die abenteuerlichsten Mißgestalten ergaben. Das Ornament, bei aller Verschwendung in Masse und Stoff innerlich armselig, und eine ins Unendliche gehende Detaillierung der Massen machte die Grundformen fast unkenntlich. Die Zahl der Kirchen und Pa-

läste aus dieser Zeit ist unendlich groß und eine großartige Konzeption in vielen nicht zu verkennen. Zu den bessern Architekten gehören Domenico Fontana . . . Carlo Maderna . . . und Lorenzo Bernini . . ." (VII, 534). In der Geschichte der Skulptur trete allerdings mit Bernini eine Periode vollständiger Entartung ein, welche durch zahllose Schüler noch gesteigert worden sei — „Bernini selbst, der auch in der Architektur eine ähnliche Stellung einnahm, imponierte bei aller Vernachlässigung der strengen Gesetze des plastischen Stils noch durch einen kräftigen Naturalismus und oft überwältigenden Ausdruck der Leidenschaft, während seine Schüler bald völliger Stillosigkeit, Unwahrheit und Affektation anheimfielen" (VII, 544). Burckhardt findet sich hier und auch sonst in der eigentümlichen Lage, daß er eine Kunst bewundern muß, die er eigentlich nicht bewundern darf, da sie sich auf Prinzipien aufbaut, die er als solche gar nicht anerkennen kann. Grundsätzliche, unbedingte ethische Abwertung und bedingte ästhetische Bewunderung gehen schon hier nebeneinander her, wie später bei Burckhardt noch oft, etwa auch im Anblick der „Gewaltmenschen und Outlaws in der Geschichte" (auch der Kunstgeschichte eben mit Michelangelo oder Rembrandt): er sei nie deren Verehrer gewesen, bekennt er noch offen als Greis, habe sie auch eher für flagella Dei gehalten und deren genaue psychologische Konstruktion gerne andern überlassen. „Ich bin mehr dem Beglückend-Schaffenden nachgegangen, und dieses glaubte ich eher an anderer Stelle zu erkennen."

Geschichtliches Gerechtigkeitsgefühl und zugleich auch Wille zur negativen Demonstration haben den jungen Burckhardt damals auch den ins Lexikon neueingeführten Artikel Jesuitenstil schreiben lassen (VII, 657—658) und ebenso den Artikel Rokokostil (XII, 194). Was jene Jesuitenkunst anbelangte, so konnte Burckhardt den Vätern, deren von dem Kanton Luzern geplante Rückberufung gerade seit 1844 der ganzen Schweiz schwere Gefahr und ihm selbst als politischem Redakteur der konservativen Basler Zeitung etliche Unannehmlichkeiten brachte[8]), auch auf dem Gebiet der bildenden Künste ein böses Wort

[8]) E. Dürr, Jacob Burckhardt als politischer Publizist, Zürich 1937.

nachrufen: sie meinten es, so führte er aus (VII, 657), mit der Architektur so wenig ernst wie mit irgend einer andern Seite des geistigen Völkerlebens — „nur imponieren wollten sie mit ihr. Zunächst bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts hielten die deutschen Jesuiten mit affektierter Ehrbarkeit fest am gotischen, ja selbst am byzantinischen Stil ... Das Innere ihrer Gebäude aus damaliger Zeit ist mit heiterer Pracht ausgestattet, voll Vergoldung und Schnitzwerk; besonders sind die Altäre ihrer Kirchen kolossale, großenteils vergoldete Zusammensetzungen von Blumen, Wolken, Engeln, Heiligen und Architektur, mit oft drei meist sehr schlechten Gemälden übereinander. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts treten sie so ziemlich an die Spitze der kirchlichen Baukunst, und der ausgeartete italienische Stil wurde nun ihr rechtes Eigentum. Damals auf der Höhe ihrer Macht, bauten sie ihre größten Kirchen, und zwar meist mit großer Solidität und Pracht ... Der große Pomp ihres Kirchenstils bei innerer Armseligkeit riß die ganze katholische Kirchenbaukunst ihrer Zeit mit sich fort, die nach dem Vorgange der Jesuiten dem rohen Effekt Alles, auch das Letzte opferte. Gegenwärtig steht der Jesuitenstil etwa auf dem Standpunkt der Klassizität vom Ende des vorigen Jahrhunderts ... Doch ihre Zeit ist vorüber; die gegenwärtige Kunst läßt sich nicht mehr von ihnen bevormunden." Das war deutlich gesprochen. Im Übrigen läßt Burckhardt damals noch die ganze süddeutsche Barockkunst, mit wenigen Ausnahmen und zum Teil auch aus dem im Geschmacksvorurteil begründeten Mangel an Kenntnissen zur Seite. Namen wie Balthasar Neumann, Hildebrand, Dominikus Zimmermann, Johann Fischer fehlen — lediglich und gleichsam stellvertretend wird den beiden in einem neuen Artikel eingeführten Fischer von Erlach, dem Vater und dem Sohn, bescheinigt, daß sie im verdorbensten Stil, bzw. in ganz verwildertem Rokokostil bauten und entwarfen (V, 306—307). Aber wiederum aufschlußreich, daß Burckhardt diesen im verwilderten Rokokostil entworfenen Palästen des Sohnes Josef Emanuel gute, malerische Anordnung zubilligen muß (oder den großen kirchlichen Fresco-Deckengemälden des 18. Jahrhunderts in Süddeutschland und in Italien, daß in ihnen oft mehr als bloße Handfertigkeit zutage trete, V, 586). Wie er ja dann überhaupt

dem Rokokostil (s. Anhang) einräumte: Werke dieser Art könnten für das Auge noch immer eine angenehme, selbst malerische Wirkung machen. Freilich — „Die Kunst geht darin zu Ende" Vergleichsweise und als Ganzes genommen kam daneben die außereuropäische, etwa die indische Kunst (VII, 423—425) noch glimpflich davon; denn hier waren von vornherein alle europäischen, antik-klassischen Maßstäbe fernzuhalten.

Innerhalb der weiteren europäischen Kunst des 17. Jahrhunderts, der erst später auch im „Cicerone" so benannten Barockkunst, mußte Burckhardt noch einige andere nichtitalienische Gebiete berühren: etwa Spanien, dessen Kunst er in einem verhältnismäßig knappen Artikel (XIII, 491—494) behandelt, mit besonderem Nachdruck die Malerei, für die Spanien als „klassischer Boden" erscheint. Es wird eine Charakteristik der großen spanischen Schulen des 17. Jahrhunderts versucht: „Ihr gemeinsamer Charakter ist ein gesunder Naturalismus, der zuweilen bis zur höchsten Schönheit vordringt, unterstützt von kühner, aber keineswegs willkürlicher Zeichnung und Komposition und einem Kolorit, welches zwar düstere, ja schwarze Schatten, aber auch die wärmsten, durchsichtigsten Lichter und Reflexe und eine große Weichheit besitzt und somit etwa zwischen dem der Venetianer und jenem der neapolitanischen Naturalisten in der Mitte steht." Greco wird noch nicht genannt; am Velasquez-Artikel weiß Burckhardt nicht viel zu ändern (Zusatz: mit Recht rühme man die wunderbar naturgetreue und dennoch im Stil gewaltige Auffassung seiner Porträts, die Schönheit und Energie seiner historischen und genrehaften Gestalten, XIV, 597). Auch der Murillo-Abschnitt (X, 68) erhält nur wenige Einschaltungen: Murillos „Werke bezeichnen die höchste Stufe, welche der Naturalismus erreichen kann, diejenige nämlich, wo die Charakteristik Schönheit geworden ist." Dies bedeutet ein beträchtliches Maß an Selbstbescheidung und Zurückhaltung, da Burckhardt erst kurze Zeit zuvor, im August 1843 während seines ersten Pariser Aufenthalts, diesem von ihm bevorzugten Künstler einen außerordentlich fesselnden, fast begeisterten Aufsatz gewidmet hatte, als handschriftlichen (erst 1937 im August-Heft der Zeitschrift „Atlantis" [S. 481—487] veröffentlichten) Beitrag zur Maikäferzeitschrift des rheinisch-kinkelschen Freundes-

kreises.[9]) Auch daß er den Rubens-Artikel (XII, 304—306) nicht völlig neu verfaßt, sondern sich mit einigen allerdings bezeichnenden, dem Ganzen Gewicht und Richtung gebenden Einschaltungen begnügt hat, muß vermerkt werden. So heißt es in den Zusätzen u. a.: „Er hat die belgische Schule . . . für einige Jahrzehnte auf eine Höhe gehoben, auf der sonst nur die damalige spanische Schule stand, indem er das Element eines gemäßigten Naturalismus und derjenigen Lebensfülle und Freudigkeit, welche er sich bei seinen großen venetianischen Vorbildern angeeignet, in die Darstellung einführte . . . er besaß vollständig das künstlerische Wissen, die humanistische und die Weltbildung seiner Zeit; alle irgend darstellbaren Gegenstände aus Geschichte, Mythologie und Natur waren ihm gleich geläufig. Dazu kamen die riesenhafte Erfindungsgabe, ein innerer Schöpfungsdrang, eine unermüdliche Lust an der Darstellung, wie vielleicht kein Maler außer ihm sie besessen. Träger und Werkzeug dieser Begeisterung waren seine kühne Zeichnung, sein prachtvolles, lebensprühendes Kolorit, seine Komposition, welche die erregtesten dramatischen Momente auf die Leinwand bannte. Allerdings aber fehlte ihm die stille, ruhige Schönheit und die höhere Auffassung der Form; sein Genius trieb ihn, den Ausdruck der Kraft und Majestät einseitig nicht durch Adel und Würde, sondern nur durch Leben und Bewegung darstellen zu wollen. Der Abweg, auf den Effekt hinzuarbeiten, lag einer solchen Individualität doppelt nahe . . .“ Später hat Burckhardt solche einschränkenden Sätze getilgt, in seiner radikalen Ablehnung Rembrandts aber ist er sich gleich geblieben, und so versteht sich die Tatsache, daß er dem vorgefundenen Artikel (XII, 58—59) einige sehr dunkle Schatten aufmalte. Das Wort von der „göttlichen Traurigkeit des Genies“, das Burckhardt in seiner Würdigung Murillos ausspricht, scheint für Rembrandt,

[9]) Ob der Artikel Goya (VI, 306—307) von Burckhardt geschrieben worden ist, kann mit letzter Sicherheit nicht gesagt werden, ist aber zu vermuten, obwohl er diesen Artikel nicht in den für den Verlag niedergeschriebenen Listen aufführt. Da ein Artikel Goya weder in der achten Auflage des Lexikons noch in dem fünfbändigen Konversationslexikon der Gegenwart zu finden ist, aus dem Burckhardt namentlich für die neueren, zeitgenössischen Künstler seine Vorlagen übernahm, muß man zunächst an ihn als Verfasser denken.

für Michelangelo nicht zu gelten, wiewohl auch sie, nicht nur Murillo oder Guido Reni, „Gewaltmenschen" waren.[10]) Vor allem der Charakter Rembrandts muß Burckhardt zeitlebens fatal gewesen sein, wie der Rafaels ihm sympathisch. Was der Erstbearbeiter des Artikels lediglich als verdächtigende Aussage dritter verzeichnet hatte, nahm Burckhardt unbedenklich als willkommene feststehende Tatsache: „Die Menge von Bestellungen, die er erhielt, bewog ihn gleich anfangs, seine Schule zu eröffnen, deren Arbeiten der habsüchtige Künstler häufig als die seinigen verkaufte; außerdem mußten die Schüler ihm ein hohes Lehrgeld bezahlen. Er war und blieb ein schmutziger Sonderling, der sich nur in gemeiner Gesellschaft gefiel." Sein eigenes gemeines Gesicht — so wird es später im „Cicerone" heißen. Allerdings ist Burckhardt dann doch ehrlich genug, ihn wohl den größten und originellsten Maler Hollands zu nennen; denn soweit trieb er seine Antipathie nicht, daß sie ihm den Blick auf die unbedingte dämonische Größe des Mannes verstellt hätte. Er hat ihn gerade in diesen Jahren sogar einmal sozusagen in Schutz genommen gegenüber der Charakteristik, die Georg Rathgeber in seinen „Annalen der niederländischen Malerei" von Rembrandt entworfen hatte: Rembrandts ganzes Dichten und Trachten sei von Rathgeber viel zu ausschließlich als Ironie und Opposition gegen die brabantische Schule aufgefaßt —" bei einem Genius dieses Ranges wird die Negation immer nur einen kleinen Platz neben dem ungeheuren positiven Wollen einnehmen" (Kunstblatt 1846, Nr. 10, S. 43). Das ungeheure positive Wollen also sah Burckhardt, aber die Richtung dieses Wollens mußte er für sich und die Kunst ablehnen. Übrigens ist es merkwürdig, daß Burckhardt 1846 im Kunstblatt jene ausschließliche Deutung der Rembrandtschen Kunst als Opposition gegen die brabantische Schule zwar zurückwies, selbst aber in einem Zusatz zu dem von ihm überarbeiteten Rembrandt-Artikel, den er mit andern zusammen Ende Februar 1846 nach Leipzig schickte, wortwörtlich schrieb: „Neben dieser beispiellosen Vollkommenheit des Helldunkels findet sich nämlich eine so absolute Gleichgültigkeit, ja Feindschaft gegen die Formen-

[10]) Atlantis 1937, S. 484; 486.

schönheit, wie bei keinem andern Maler. Rembrandt fühlte sich in beständiger Opposition gegen alle akademische, von der Antike und den großen Meistern ausgehende Kunstbildung, insbesondere aber gegen die aristokratischen, katholischen Flamänder, Rubens und van Dyck." Das ist ein Widerspruch, der sich bei der scharf umrissenen Stellung Burckhardts zu Rembrandt nicht ohne weiteres erklären läßt. Oder war ihm nur der Grad der Opposition von Rathgeber überschätzt, ging er in der Annahme der grundsätzlich vorhandenen Tatsache dieser Opposition mit dem Gelehrten zusammen? Man muß es glauben: Burckhardt hätte dann, in verstärkter und wertender Form, die Ansicht Goethes aufgenommen, die dieser 1816 in „Kunst und Altertum am Rhein und Main" geäußert hatte: daß Rembrandt das höchste Künstlertalent betätigte, wozu ihm Stoff und Anlaß der unmittelbarsten Umgebung genügte, ohne daß er je die mindeste Kenntnis genommen hätte, ob jemals Griechen und Römer in der Welt gewesen.

Es ist wie ein Sichergeben ins Unvermeidliche, wenn es im Artikel heißt: Rembrandt habe keine einzige edle oder auch nur ganz richtige Gestalt geschaffen — „Man muß sich mit der Magie des Lichtes und mit dem Ausdruck begnügen" (XII, 59). Burckhardt spürt als unheimlich Entgegenwirkendes die dämonische Kraft Rembrandts, wie bei Michelangelo, nur daß ihm dieser Große mehr Ehrerbietung abnötigte. Bei Gelegenheit des von Burckhardt neuaufgenommenen Rembrandtschülers Eeckhout (IV, 581—582) wird dann auch von der rein subjektiven und doch alle Schüler Rembrandts fast dämonisch beherrschenden Richtung des Meisters gesprochen (vgl. auch VII, 172 über die gewaltigen Kontraste bei Rembrandt).

Überblickt man die Kunstartikel Burckhardts weiterhin, so sieht man noch in anderen Richtungen seine besonderen Vorlieben durchwirken: es ist einmal die dauernde und sein ganzes Leben erfüllende Liebe zur Landschaftsmalerei, zum andern die für die Historienmalerei, die mehr auf seine Frühzeit beschränkt und offensichtlich durch sein Historikertum bedingt ist, das durchaus und immer aufs Anschauen ausging und daher zunächst beglückt war, die großen Szenen und Augenblicke der Geschichte der Völker von bedeutenden Künstlern anschaulich gestaltet zu

sehen. Im übrigen betont Burckhardt eigens die enge, ursprüngliche Verbindung der Geschichts- mit der Landschaftsmalerei, anläßlich Elsheimers (IV, 684): damals habe sich die Landschaft noch nicht völlig von der Historienmalerei emanzipiert; daher finde sich in dessen kleinen Bildchen immer ein sinniger Zusammenhang zwischen der reichen, phantastisch gehäuften Natur und der Staffage, die meistens biblischer oder mythischer Art sei. Wie sehr gerade diese Landschaftsmalerei dem jungen Gelehrten aus persönlichen Gründen am Herzen lag, erhellt der Umstand, daß er den Artikel Landschaftsmalerei völlig neu schrieb (VIII, 541—543; die 8. Auflage des Konversationslexikons brachte nur unter Malerei einen knappen Hinweis, VII, 71—72). Er ist — als einzig seitdem bekannter — neugedruckt bei W. v. d. Schulenburg, Der junge Jacob Burckhardt, Stuttgart 1926, S. 173—181. Aber auch sonst bot dem Redaktor die Anlage des Lexikons des öfteren willkommene Gelegenheit, seiner durch Claude Lorrain geleiteten Liebe und Neigung nachzugehen: er durfte Elsheimer, dem „geschätzten Landschaftsmaler", guten Gewissens einen eigenen, wenn auch kleinen Artikel gönnen (IV, 684) und Hobbema warm loben — „alles mit einer Durchbildung des einzelnen, besonders des Baumschlags, mit einer Klarheit der Komposition, mit einer Kraft und Schönheit des Kolorits und feiner Abstufung des Tons, welche ihn den größten Landschaftern an die Seite stellen" (VII, 204). Er konnte von dem untilgbaren Eindruck sprechen, den Everdingens Landschaften durch ihre hochpoetische Auffassung und phantastische Natur auf den Beschauer machten (V, 143), er durfte, wie bereits erwähnt, Salvator Rosas Ruhm auf dessen phantastische, durch Beleuchtung und Staffage wundersam ergreifende Landschaften zurückführen (XII, 268), und er konnte schließlich Ruysdael, unter sichtlichem Einfluß von Goethes auch genanntem Aufsatz, als „Landschaftsdichter" fassen.[11]) (Im Murillo-Aufsatz heißt er ihn, mit einer Wendung

[11]) Genauere Kenntnis der Goetheschen Kunstaufsätze ist auch sonst bemerkbar, so VII, 196 oder V, 188, wo anläßlich Falconets der Aufsatz Goethes genannt wird als „eine glänzende, kräftige Jugendexpektoration gegen den Pedantismus der Ästhetik des vorigen Jahrhunderts". Dazu auch Gesamtausgabe I, 14 (Goethes Lionardo-Aufsatz).

Eichendorffs, „das große, dunkle Gemüt".)[12]) Die ausgeführte Charakteristik Ruysdaels weist auf die des „Cicerone" vor. „Hier offenbart sich seine ganze erschütternde Poesie, in seinen feuchten, regentriefenden Waldtälern mit ihren modernden Eichenstämmen, oder in halbzertrümmerten einsamen Hütten, in Hohlwegen, über welchen der Sturm die Büsche zusammenschlägt, endlich in seinen Marinebildern, wo ein kalter Abendwind in der Dämmerung scharfe Wellen aufregt" (XII, 324—325). Wie aufschlußreich sodann die kleine Einschaltung zu Beginn dieses Artikels. Da hieß es in der Vorlage: Ruysdaels Ziel scheine die treue und poetische Auffassung einer melancholischen Natur zu sein (IX, 531). Burckhardt ändert: „Ruysdaels Ziel ist nicht die Darstellung der Natur in ihrer hohen Sabbatsschönheit, wie bei Claude Lorrain, sondern die möglichst treue Auffassung derselben in ihrer melancholischen Einsamkeit" (eine Charakteristik, die ähnlich wiederkehrt in einem Zusatz zum Artikel Waterloo [XV, 163]: „Seine Landschaft trägt wesentlich den Charakter der Gemütlichkeit; er schilderte die Natur meist in ihren freundlichen Beziehungen zum Menschenleben, nicht in ihrer großartigen Einsamkeit, wie Ruysdael"). An dem dem geliebten Claude Lorrain gehörigen Artikel (VI, 42—43) fand Burckhardt kaum etwas zu ändern — wiederum ist, wie bei Raffael oder Rubens, seine Zurückhaltung bemerkenswert; nur den im Text schon vorgefundenen Vergleich zwischen Claude und Dughet erläutert er näher: in der Schönheit der landschaftlichen Massen und ihrer Anordnung übertreffe dieser jenen (Claude), ohne ihm jedoch in dem unvergleichlichen Duft der Fernen und der Wärme des Kolorits gleichzukommen (VI, 43). Auffallend ist die sehr kritische Bewertung Poussins, sowohl in der kurzen, zusätzlichen Charakteristik innerhalb des Überblicks über die französische Kunst (V, 480) wie auch im Artikel (XI, 451—452), nicht so sehr als Landschafter denn als Historienmaler: er besitze allerdings die tiefste Wissenschaft der Zeichnung und der Komposition; auch in der Zeichnung sei ihm ein plastischer Ernst und eine strenge Bestimmtheit des Stils nicht abzusprechen — „allein es geht durch seine Bilder eine so eisige Verstandeskälte, eine so

[12]) Atlantis 1937, S. 484. Ebd. Betrachtungen über die Landschaften des Spaniers.

durchgreifende Berechnung und Befangenheit, daß sie auch den Beschauer kalt lassen und ihn sogar oft durch Affektation abstoßen . . . Immer aber bleibt ihm das Verdienst, der Entartung und Willkür in der französischen Kunst für einige Zeit Stillstand geboten und sie auf eine strengere, klassische Bahn geleitet zu haben."

Im Verlauf des Artikels Landschaftsmalerei war Burckhardt auch auf die Landschafter seiner eigenen Zeit zu sprechen gekommen; er hatte hier vorzüglich die Düsseldorfer und die Münchener Schule hervorgehoben und als vorherrschende Richtung der neuern Landschaft die romantisch-naturalistische genannt (VIII, 542). Auch spricht er dieser gegenüber der ältern, klassischen-heroischen des 17. Jahrhunderts in Beziehung auf das innere Wesen der Landschaft einen Fortschritt im Sinn des Prinzips zu, da das moderne Gefühl sich nicht wie Claude mit allgemeinen Beziehungen auf ein einfaches, urtümliches, heroisches Menschengeschlecht oder wie Ruysdael mit der Schilderung der Allgewalt der Natur begnüge, sondern einen geschichtlich-romantischen Gedanken in der Landschaft verlange, und Lessing sei zum Teil dadurch so groß, daß er dieser Forderung zuerst mit Bewußtsein entgegengekommen sei. „Die Landschaft will nämlich nicht, wie das historische Bild, Gedanken, sondern eine Stimmung hervorrufen, was durch die romantisch-elegische, an Menschenzustände anknüpfende Auffassungsweise offenbar weit mehr geschieht, als durch die klassisch-heroische des 17. Jahrhunderts." Schon Rottmann, zeitlebens von Burckhardt mit Verehrung bedacht, durfte in solchem Zusammenhang in einem allerdings beträchtlich gekürzten, aus dem 4. Band des Konversationslexikons der Gegenwart übernommenen Artikel (XII, 292—293) als einer der vorzüglichsten der damals lebenden Landschaftsmaler genannt werden. Vor allem Rottmanns Streben nach großartiger, ideeller und freier Auffassung der Landschaft mußte Burckhardt auch als Historiker anziehen. Das Vorzüglichste an den Arkadenbildern sei die grandiose abgeschlossene Komposition — „jedes Einzelne ist ein vollkommenes, ernstes Charakterbild der betreffenden Landschaft". Und insofern Rottmann eben in der jeweils gefaßten Landschaft auch deren geschichtlichen Sinn mitschwingen ließ, ihren

Bezug auf den „Menschenzustand" wahrnahm, erschienen schon hier die Übergänge zur eigentlichen Geschichtsmalerei fließend oder waren in der Landschaft deren „Nachklänge" mächtig hörbar.

Jener weite Raum der Geschichtsmalerei konnte dem jungen Historiker und Kunsthistoriker eben wohl auch aus außerästhetischen, gleichsam stofflichen Gründen wichtig werden, denn er mochte ihm in etwas die Stimmung vermitteln, in der er seine eigene Wissenschaft und ihren Inhalt erlebte, wennschon er selbst grundsätzlich von der Historienmalerei gerade das Hervorrufen des Gedankens und nicht der Stimmung verlangte. In einem von ihm gegenüber der Vorlage beträchtlich gekürzten Artikel: Historische Malerei (VII, 195—196) heißt es: religiöse, mythologische und sagenhafte Gegenstände an sich ergäben noch keine historischen Bilder — „die echte historische Malerei hebt die menschliche Figur dadurch auf eine höhere Stufe, daß sie dieselbe in ihrer sinnlichen Erscheinung zum Träger eines höhern Gedankens macht, ihr Dasein mit einem großartigen, menschlichwichtigen Moment verknüpft".

Vor allem aber drängte eben die Lage der Kunst jener Jahrzehnte Burckhardt so stark an die Historienmalerei; es war die Zeit, da gerade die Düsseldorfer Schule mit ihren großen Historienbildern die gesteigerte Anteilnahme der Öffentlichkeit erweckte und auch im Ausland, namentlich in Belgien, diese Art der Malerei führend vertreten war und, wie Burckhardt überzeugt war, alle deutsche vorerst überragte. In seinem langen Bericht über die Kunstausstellung zu Berlin im Herbst 1842, der im Kunstblatt 1843, Nr. 1ff. erschienen war, hatte Burckhardt diese Überlegenheit der ausländischen, belgischen und französischen Künstler betont und auch die Gründe für diesen Sachverhalt in dem noch mangelnden öffentlichen Leben Deutschlands erkannt, freilich damit sogleich die Hoffnung verbunden, daß auch in Deutschland binnen kurzem sich ein großer historischer Stil kund geben müsse (Kunstblatt 1843, Nr. 1 S. 2). Und so forderte allein schon die „Aktualität" dieser modernen Kunst und die Rücksicht auf ein Unterrichtung verlangendes Publikum, daß ein Konversationslexikon gerade auf solche Fragen der Gegenwartskunst ausführliche, befriedigende Antwort erteilte und auch sonst zeit-

genössischen Künstlern ein Maß des Artikelumfangs zubilligte, das mitunter in keinem Verhältnis stand zu ihrer wirklichen Leistung oder zu den bereits durch die Jahrhunderte hindurch gesicherten und sich bewährenden Leistungen früherer Künstler.

Von den Düsseldorfern behandelte Burckhardt als Chronist der Zeit in völlig neu geschriebenen Artikeln: Hermann (VII, 91—92), Hildebrandt (VII, 172), Schirmer (XII, 657—658) und Hübner, der der bedeutendste der damals lebenden Historienmaler genannt wird (VII, 319). Der Artikel über Lessing (VIII, 714—715) erhält einige allgemeine Zusätze, ebenso der rühmende über den Belgier Keyser (VIII, 189) und der über Horace Vernet. Burckhardt nennt ihn, wenn nicht den größten, doch vielleicht den glücklichsten Maler, den Rubens der Gegenwart (XIV, 686), in seinem Mund gewiß ein hohes Lob. Neuaufgenommen werden der Holländer Kruseman (VIII, 412—413), der italienische Historienmaler Landi (VIII, 533—534). Aus der Berliner Schule werden Hensel in einem neuen Beitrag (VII, 66) und Krüger (VIII, 409—410) gewürdigt, aus der Übergangsepoche, als einer der bedeutendsten Meister aus der Zeit des Wiederaufblühens der Künste, Schick (XII, 634—635, ebenfalls neu).

Unter den Süddeutschen stehen an erster Stelle, in überarbeiteten Abschnitten: Kaulbach (VIII, 160—161), Overbeck (X, 614—615), in einem neuzugefügten: Führich (V, 665—666), dem warmes Lob gezollt wird. Kaulbach, Veit (XIV, 595—596) und Overbeck werden, bei aller gespendeten Anerkennung, zum Teil kritisch gewertet.[13]) Vor allem fühlt sich Burckhardt anläßlich Overbecks zu grundsätzlichen Erwägungen über das Verhältnis von Kunst und Religion gedrungen, zu Erwägungen, wie sie auch bei andern Künstlern, eben im Hinblick auf die Nazarener, angesponnen werden, etwa bei Fra Angelico (V, 286 bis 287): er sei in der gegenwärtigen Künstlerwelt wieder ein Stichwort des Tages geworden, seitdem mehrere bedeutende Maler der romantischen Schule ihn mit mehr oder weniger Offenheit als Muster aufstellten, oft in ausdrücklichem Gegensatz zu Michelangelo und zu den reifsten, mächtigsten Leistungen

[13]) Dazu auch die Ausführungen über Frescomalerei V, 584—589; bes. S. 586ff. fast neu geschrieben; ebenso Genremalerei VI, 65—67 mit Zusätzen.

Rafaels. „Dem Gedanken lag die Ansicht zugrunde, daß die Kunst noch einen andern, höhern Zweck habe als die Hervorbringung des Schönen, d. h. daß sie nicht um ihrer selbst willen vorhanden sei, nicht bloß dem Leben gehöre, sondern immer und überall der Andacht dienen müsse." Burckhardt, der hier noch die Frage offen läßt, fügt hinzu: der Kultus, der mit Fiesole getrieben werde, schwinde indes mehr und mehr. Die Richtung seiner Gedanken aber ist erkennbar, wenn er Führich lobt, weil dieser keine einseitige Vorliebe für die fromm-mittelalterliche Richtung hege (V, 665). Overbecks einseitige Haltung fordert Burckhardts Kritik heraus, freilich eine sehr gedämpfte, wenn man sie gegen die scharfen Worte („blöder Fanatismus", „höchsteigene Kunstpietisterei") hält, die in dem nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Murillo-Aufsatz von 1843 zu lesen waren. Overbecks Grundprinzip, daß die Kunst nicht um ihrer selbst willen und um der Schönheit willen vorhanden sei, sondern nur zum Dienst der Religion, umfasse zugleich das Beste und das Bedenklichste, was sich über ihn sagen ließe. Tiefe Innigkeit des religiösen Gefühls, Mäßigung und Harmonie in der Komposition, Einfachheit der Formen und rührende Schönheit des Ausdrucks könne man ihm nicht absprechen, „allein daneben zeigt sich eine befremdliche Gleichgültigkeit gegen das ganze große Gebiet derjenigen Formen, welche nicht unmittelbar dem religiösen Ausdruck dienen, z. B. eine Verachtung des Nackten und zugleich der antiken Skulptur, welche sich an dem Maler selbst durch Unrichtigkeit und Leblosigkeit der Zeichnung oft gar deutlich gerächt hat. Overbeck verleugnet und bekämpft aber nicht nur das klassische Altertum, sondern alle diejenigen Maler, welche demselben gehuldigt haben, z. B. sogar den spätern Raffael, und will somit von der ganzen technischen Errungenschaft der letzten drei Jahrhunderte nichts wissen."[14]) In solchen Darle-

[14]) Deutlicher 1843 (Atlantis a. a. O. S. 485, 487): „Gern möchte ich mit Overbeck noch zwei Worte vom Abfall reden! Ich würde ihm sagen, was ich für Abfall halte, nämlich nicht die redlichen, genialen Anstrengungen der Schulen von Bologna und Antwerpen, sondern seine höchsteigene Kunstpietisterei, die uns Raphael schlecht machen möchte, die sich nicht schämt, von den sauer erworbenen, durch die Riesenarbeit eines Rubens, Vandyck, Murillo, David, für uns gewonnenen Kunstmitteln faul und feige zu abstrahieren, um ohne all den Ballast von

gungen trifft sich Burckhardt mit der Kunstanschauung Goethes oder Meyers, er hält immer noch die Linie der deutsch-klassischen Kunsttheorie, ohne darum einseitig oder engherzig zu werden.

Schließlich die Architektur. Sie war ein Gebiet, das schon von früh an die ganze geschichtliche und kunstgeschichtliche Anteilnahme Burckhardts geweckt hatte, eben weil das große Bauwerk sichtbarer als jede Skulptur, jede Malerei zugleich auch geschichtliches und kulturgeschichtliches Dokument war, nicht nur kunstgeschichtliches Zeugnis. Mit einem Aufastz über die heimischen, die Schweizerischen Kathedralen (1837, 1838) hatte sich Burckhardt die kunsthistorischen Sporen verdient, mit einer Arbeit über Konrad von Hochstaden, den Gründer des Kölner Doms, war er als Historiker und Kulturhistoriker zuerst 1843 hervorgetreten. So durfte er den großen und kleinen Baumeistern neuen oder erweiterten Raum im Rahmen des Lexikons zuerteilen. Von den bedeutenderen zeitgenössischen Baumeistern werden behandelt: Gärtner (V, 734) und Klenze (VIII, 249—250), beide gegenüber der Vorlage einschränkend, außerdem Ohlmüller (X, 442) und Weinbrenner (XV, 196—197). Zweifellos am wärmsten aber wird Schinkel (XII, 655—656) in einigen Zusätzen bedacht, die wohl im letzten auf die Würdigung zurückgehen, die Kugler in einer 1842 erschienenen Schrift von diesem Künstler geboten hatte. Vielleicht habe man Schinkel, so meint Burckhardt, als einen der vielseitigsten und mächtigsten Genien der neuern Kunstgeschichte zu betrachten. Die Überschätzung liegt klar zutage; der Grund ist wohl nicht allein im mangelnden zeitlichen Abstand zu suchen, sondern in dem romantisch-historisch-phantastischen, bühnenhaften Zug, der Schinkel, nicht nur in seinen Theaterdekorationen, sondern auch in seinen Entwürfen

---

allgemeiner Kunstbildung, fester Zeichnung, wirklichem und wahrem Colorit und dergl. mit bloßer „Einfalt und Gottseligkeit" auszukommen. Wer jetzt Fiesole nachahmt, kommt mir gerade vor wie einer, der die französische Revolution im Chronikenstyl beschreiben wollte. Wozu hat denn unser Herrgott unserer Zeit diese Universalität gegeben, die ihr in allen Poren sitzt?" Dazu aus dem Bericht über die Berliner Kunstausstellung von 1842, Kunstblatt 1843, Nr. 4, S. 13 „. . . wir möchten die französischen Maler auf den Knieen bitten, wenigstens nicht mehr im frommfiesolanischen Stil malen zu wollen; sie passen einmal nicht dafür."

eignete. Und gerade diese letzteren nennt der Artikelschreiber: erst die nicht zur Ausführung gekommenen Entwürfe, wie z. B. die herrliche Restauration der Akropolis von Athen zu einem griechischen Königspalast, der Plan des Schlosses Orianda und anderes ließen ihn in seiner ganzen mächtigen Originalität erkennen. Und auch der symbolischen Malerei Schinkels, nicht nur seinen „sinnigen, herrlichen Architekturlandschaften", zollt Burckhardt begeistertes Lob.

Von den ältern Architekten führt Burckhardt, bezeichnend genug, Vignola in einem kurzen Abschnitt (XIV, 722) neu ein — er war bereits in der Gesamtübersicht der Italienischen Kunst (VII, 534) gegen die Willkür und Kühnheit Michelangelos gerückt worden —, Palladio wertet er, gegenüber der blasseren und unentschiedeneren Vorlage, nachdrücklicher (X, 649—650). Daß er im Vorübergehen unter Raffaels Bauwerken des „herrlichen kleinen Palastes Pandolfini in Florenz" gedenkt (VII, 533), freut den Kenner Burckhardts. Schon zuvor, in seiner Reisebeschreibung von 1838, war Burckhardt entzückt von dem harmonischen Zauber dieser Lieblingsschöpfung Raffaels (Gesamtausgabe I, 50); im Cicerone tönt das Lob noch fort. Aus der spätern Zeit hebt Burckhardt noch zwei andere Baumeister heraus, einmal Knobelsdorff (VIII, 274), gerühmt als einer derjenigen ausgezeichneten Architekten des 18. Jahrhunderts, die sich am frühesten von der Willkür des sogenannten Rokokostiles emanzipierten und zu einer reinen Reproduktion des antiken Stiles einlenkten, und endlich — neu aufgenommen — Andreas Schlüter (XII, 697—698) als „größten Künstler seines Zeitalters". Da ist es dann merkwürdig, daß Burckhardt den Bildhauer Schlüter noch über den Architekten stellt, denn gerade etwa die Kriegermasken im Zeughaus hätten doch seinem Stilempfinden entgegenstehen müssen. Doch ist der junge Burckhardt auch hier zu einem gerechten Urteil entschlossen: die Schranken seiner Zeit hätten Schlüter zwar gehemmt, doch nicht so, daß er sie nicht oft siegreich durchbrochen hätte. „Die Trophäen, mit welchen er die Gesimse des Berliner Zeughauses, und die vortrefflichen Maskenköpfe, womit er den innern Hof desselben schmückte, sind noch jetzt der Gegenstand der Bewunderung; das Edelste aber, was Schlüter geschaffen, ist die eherne Reiterstatue des großen Kurfürsten

auf der langen Brücke in Berlin, welcher kaum ein anderes Werk dieser Art gleichzustellen sein dürfte. Mit vollkommen individueller Auffassung ist hier ein Adel der Gestalt und der Haltung, ein Ausdruck geistiger Macht verbunden, welcher in dem Beschauer das Gefühl des Übermenschlichen weckt."

Angesichts all dieser Beiträge Burckhardts zum Konversationslexikon darf man wohl sagen, daß sich in ihnen, als Gesamtheit, eine nicht unwesentliche Station auf dem Weg des Gelehrten zu seiner späteren epochalen Leistung, zum „Cicerone" darstellt: sie sind — cum grano salis — ein „Cicerone" im kleinen, der auf der einen Seite weniger als das spätere Werk gibt, auf der anderen Seite aber wiederum mehr, insofern Burckhardt hier, wie nachher nie wieder, auch über die moderne Kunst des 19. Jahrhunderts ziemlich eingehend und ohne Rückhalt sich äußert. Gerade diese Ausführungen zeigen, daß er damals, in seiner Jugend, die Anteilnahme am vergangenen Geschehen mit der am Geschehen seiner eigenen Zeit bruchlos und einheitlich zu verbinden wußte. Weite des Blicks, Kraft der Schilderung, Sicherheit der stilgeschichtlichen Einordnung, vor allem aber und immer wieder entschiedene Wertung verleihen diesen Beiträgen eine unverkennbare Note oder heben die nur überarbeiteten Artikel in einen neuen, deutlicheren Zusammenhang. Burckhardt hat später von dieser seiner frühen kunsthistorischen Tätigkeit geschwiegen, und einer nachträglichen Ausgrabung dieser Artikel würde er wahrscheinlich mit sehr gemischten Gefühlen zugeschaut haben. Gleichwohl muß man es wiederholen: er hätte seine nächste, größere Aufgabe, die Neugestaltung der Handbücher seines Lehrers und Freundes Franz Kugler, nicht so rasch und erfolgreich durchführen, vor allem die noch schwerere, selbstgestellte Aufgabe der Schilderung des südlichen, klassischen Kunstkörpers nicht in so erstaunlich kurzer Zeitspanne lösen können, hätte seine Hand nicht zuvor Sicherheit gewonnen auch in jener frühen, gleichsam verschwiegenen Mitarbeit am Konversationslexikon von Brockhaus.[15])

[15]) Die kulturgeschichtlichen Einleitungsabschnitte aus Burckhardts Bearbeitung von Kuglers Handbuch der Malerei (1847) werden im Jahrgang X (1941) der „Corona" im Neudruck erscheinen.

ANHANG.

IV, 564. 1844. Ecce homo, d. h. Sieh', welch ein Mensch! rief nach Joh. 19, 5 Pilatus aus, als Christus nach der Geißelung und Krönung dem Volke vorgestellt wurde, und so dienten später diese Worte überhaupt zur Bezeichnung des leidenden Christus. Schon das frühere Mittelalter legte in das Bild des Erlösers, das in der sogenannten Vera icon einen mehr oder minder festen Typus gewonnen hatte, gern einen süßschmerzlichen Zug; seit dem 15. Jahrh(undert) wurde auch die Darstellung der heil. Veronika mit dem Schweisstuche häufiger, auf welchem das dornengekrönte blutige Haupt Christi zu sehen war. Der Schmerz wurde vorzüglich durch die scharf aufwärtsgezogenen Augenbrauen bezeichnet, da zu einem vollständig durchgebildeten Ausdruck die Kunstmittel jener Zeit noch nicht ausreichten. Seit dem 16. Jahrh(undert) findet sich dann das eigentliche Ecce homo, Christus im Purpurmantel und mit der Dornenkrone, als ein beliebter Gegenstand aller Malerschulen, besonders der bolognesischen, wobei ein bedeutsamer Zusammenhang mit der Reformation nicht zu verkennen ist. Seit die Kirche wieder eine leidende war, begannen auch die Darstellungen des Erdenwallens und Leidens Christi und der Heiligen zu überwiegen, während die ältern Schulen mit Vorliebe die himmlische Glorie darzustellen pflegten. Die hohe Virtuosität in Ausdruck und Technik, die sich an dem von oben beleuchteten, durch düstern Grund gehobenen Idealkopfe entwickeln ließ, regte mehrere der größten Maler, besonders Guido Reni und Annibale Caracci, zu dieser Darstellung an, obwohl die Zeit zur Schöpfung eines wahrhaft erhabenen Christusideals nicht mehr geeignet war. Statt des schmerzlichen Aufwärtsblickens gaben die span(ischen) Maler öfters ein qualvoll gesenktes Haupt, während die Venetianer durch Nebenfiguren z. B. zwei Soldaten, einen starken Kontrast zur Figur Christi zu erzielen suchten.

VI, 753 (1844). Heilige Familie heißt in der Kunstsprache jede Darstellung des Christuskindes und seiner Angehörigen. Das frühere Mittelalter, dessen erster Kunstzweck die Erweckung der Andacht war, begnügte sich meist mit der Madonna und dem

Kinde; erst als ein episches Interesse in die Kunst eindrang, als die fromme Phantasie sich die ganze Geschichte des Erlösers von seiner Jugend an vorzustellen strebte, erweiterte sich der Kreis der heiligen Familie auch auf Joseph, Elisabeth, die heil. Anna (die Mutter der Maria) und Johannes den Täufer. Am ausgedehntesten haben manche altdeutsche Maler die heilige Familie aufgefaßt, indem sie auch die zwölf Apostel als Kinder und Jugendgespielen Christi samt den Müttern, welche ihnen die Legende zuteilt, hinzufügten. Die ital(ienische) Schule hat in ihrem großartigen Sinne für Inhalt und Komposition der Gruppe zuerst erkannt, wie viele Figuren dieselbe enthalten kann, wenn das Interesse dennoch ein ungeteiltes bleiben und auf eine Figur, sei es die Madonna, oder das Kind, sich konzentrieren soll. Zwei Maler beherrschen diesen ganzen Kreis von Darstellungen, Leonardo da Vinci und Raffael. Ersterer hat den Joseph meist weggelassen, aber die heil. Anna und den kleinen Johannes mit seinem Lamm oder auch Engelsfiguren beigegeben, und so den Gegensatz zur höchsten Anmut und Lieblichkeit nicht in eine kräftige Mannsgestalt, sondern etwa in den dunkeln landschaftlichen Grund verlegt, wie z. B. in der Vierge aux rochers und in der Vierge aux balances; völlig weltlich, aber von der allergrößten Süßigkeit ist seine heil. Anna, auf deren Schoß Maria sitzt, das schalkhaft sich umwendende Kind fassend. Raffael hat vielleicht die reichste Abstufung; auf der Grenze des bloßen Madonnenbildes stehen seine Belle jardinière und seine Madonna del Cardellino, wo außer Maria nur die beiden Kinder Christus und Johannes dargestellt sind; dann folgt die heilige Familie in der Münchner Pinakothek, welche wohl als der Haupttypus der Gattung gelten mag und in symmetrisch-dreieckiger Gruppe die beiden Kinder von ihren halb sitzenden, halb knieenden Müttern gehalten und drüber den auf einen Stab gestützten Joseph darstellt; endlich hat Raffael in der großen Madonna Franz' I. (im Louvre) in völlig freier, geistreichster Auffassung vielleicht das Höchste in diesem Darstellungskreise geleistet. Das Kind steht in der Wiege aufrecht und neigt sich gegen die ausgebreiteten Arme der Maria; Elisabeth hält den kleinen, das Kind anbetenden Johannes; über der Maria breitet ein Engel Blumen aus, während ein anderer daneben kniet; denkend steht Joseph daneben. Es

ist durchaus bezeichnend für die ganze mittelalterliche Auffassung der Maria, daß Joseph immer als betagter, oft fast grämlicher Mann neben der hohen jugendlichen Schönheit der Gottesmutter auftritt.

XII, 62—63 (1847). Renaissance. Wiedergeburt der Kunst, wird besonders in Frankreich derjenige Stil in Architektur und Ornamentik genannt, welcher seit Ende des 15. Jahrh(underts) allmählich den gotischen verdrängte. Da er die äußern Formen von der Antike entnahm, hielt man ihn geradezu für eine Wiedergeburt der antiken Kunst, obschon er es so wenig war als die damalige antikisierende Richtung in der Literatur. Am ernsthaftesten nahm man die Sache in Italien, wo seit Brunelleschi eine wirkliche Restauration des röm(ischen) Baustils versucht wurde; in Frankreich und Deutschland dagegen benutzte man mehr nur die Zierweise der röm(ischen) Zeit zu einem heitern, ornamentistischen Spiel, während die Komposition noch lange sehr mittelalterlich blieb. So ist z. B. die unter Franz I. erbaute Kirche Saint-Eustache in Paris völlig nach got(ischer) Weise komponiert und nur das Detail der Formen gehört der Renaissance an. Auch wurden die antiken Formen selbst auf das willkürlichste nach rein dekorativen Rücksichten umgebildet und eine Menge von Zierraten neu erfunden. Die Säulen wurden gewunden oder mit Facetten versehen, an Giebeln, Tür- und Fenstereinfassungen reiche Schnörkel aller Art angebracht, das Vegetabilische der Formen auf das zierlichste hervorgehoben usw. Natürlich konnte ein solcher Baustil, der so ganz von dem Ornament lebte, keine höhere Konsequenz und Verklärung erreichen; allein er hat es im einzelnen zu den schönsten, reizendsten Schöpfungen gebracht. Abgesehen von ital(ienischen) Bauwerken ist besonders die westliche Fassade des Hofes im Louvre zu Paris als die edelste Produktion dieser Kunstrichtung zu erwähnen (s. Französische Kunst); in ihr sind ferner erbaut die Kirche Saint-Etienne in Paris, der Mittelbau der Tuilerien, die ältern Teile von Chambord und Fontainebleau, die Kirche Saint-Michel in Dijon usw.; von Skulpturwerken dieses Stiles enthalten der Louvre und die École des beaux arts (hier Stücke der Fassaden von Gaillon und Anat) Ausgezeichnetes. In Deutschland sind als die schönsten Bauten im Renaissancestil zu erwähnen vor allem

das Heidelberger Schloß (der Otto-Heinrichsbau), einzelne Teile des Schlosses in Dresden, der Vorbau des Kölner Rathauses, die Martinsburg zu Mainz usw.; von Skulpturwerken: die Empore der Kapitolskirche zu Köln, das große Kamin im Justizpalast zu Brügge usw. Mit dem Ende des 16. Jahrh(underts) wird die Renaissance willkürlicher, leerer und minder sorgfältig in ihren Zierraten und erlischt während des 17. Jahrh(underts) in einem neuen sogenannten Klassizismus, der an innerm Gehalt weit hinter ihren bessern, frühern Produktionen zurücksteht. In Frankreich wird die Renaissance gerechnet von Ludwig XII. bis auf Ludwig XIII.; den höchsten Glanzpunkt bildet die Epoche Franz' I. Die Wiedererweckung der Renaissance im letzten Jahrzehend war zum Teil wohl Modesache und hat manchen Mißgriff in ihrem Gefolge gehabt; allein die damit verknüpfte Hinweisung auf das Bedürfnis eines heitern und graziösen Schmuckes in der Architektur bleibt sicher nicht ohne echte Wirkung. Für die Verzierung von Gerätschaften dürfte dieser Stil noch lange herrschend bleiben, wenn auch modifiziert und von Übertreibungen gereinigt.

Bd. XII, 194 (1847.) Rokokostil nennt man die gänzliche Ausartung des klassischen Bau- und Verzierungsstils im 18. Jahrh(undert). Ob der Name von einem Baumeister Rocco, oder vielmehr von rocaille, der damals üblichen Muschel- und Tuffsteinverzierung, abzuleiten sei, ist schwer zu bestimmen. Die richtigste Erklärung des Rokokostils wäre wohl die, daß derselbe immer entsteht, wenn die innere Bedeutung der Formen vergessen ist, diese aber dennoch um des Effektes willen und zwar mit Mißverstand angewendet werden.[16]) Werke dieser Art können für das Auge noch immer eine angenehme, selbst malerische Wirkung machen, aber die Kunst geht darin zu Ende. In diesem Sinne gäbe es auch einen römischen Rokokostil, z. B. in den

[16]) Vgl. die entsprechende Bestimmung von 1843 in dem Aufsatz: Über die vorgotischen Kirchen am Niederrhein, Gesamtausgabe I, S. 293 Anm.: „Rokoko entsteht, wenn man das Wort gelten läßt, immer da, wo die eigentliche Bedeutung der Formen vergessen worden ist, die Formen selbst aber um des Effektes willen fortwährend, und zwar mit Mißverstand benutzt werden. Es gibt sonach auch einen römischen, gotischen usw. Rokoko."

Bauten Diokletians; ja ein jeder Baustil, der einer neuen Verpuppung entgegengeht, wird eine derartige Modifikation erleiden. Für den Rokokostil des 18. Jahrh(underts), der in Italien entstand und besonders in Frankreich seine Spitze erreichte, sind bezeichnend die ausgeschweiften, in lauter Kurven bewegten Fassaden, die krummen und gebrochenen Giebel, die ganz willkürlichen Fenster- und Türeinfassungen[17]), im Innern die Überladung mit sinnlosen Zierraten, in der Ornamentik das Muschelwerk, die manierierten Blumenguirlanden, die ausgeschweiften, krummbeinigen Tische, Stühle, Sophas usw., endlich die sehr ausgesprochene Liebhaberei für chines(ische) und japan(ische) Nippsachen, welche in ihrer barbarischen Niedlichkeit ganz gut zu dem Übrigen paßten. Dem Rokokostil machten seit dem letzten Viertel des 18. Jahrh(underts) ein Ende die große Reaktion eines neuen Klassizismus in allen Künsten und die damit verbundenen Moden à la grecque in Hausgerät und Kleidung. Die Erneuerung desselben in den letzten Jahren, wobei nicht nur alle möglichen noch vorhandenen Gerätschaften dieses Stils wieder zu Ehren gebracht, sondern auch massenhaft von neuem in demselben gearbeitet wurde, hat indes wieder der edlern Renaissance (s. d.) Platz gemacht. Die aristokratische Ziererei mit vorgeblichem Ahnenbesitz war es hauptsächlich, die diese Mode hervorrief. (S. Französische Kunst.)

Überblick über die von Burckhardt ganz neu gearbeiteten Artikel

(„Artikel erster Klasse")

Eeckhout: V, 581—582.
Elephantine: IV, 662.
Elzheimer: IV, 684.

Ferrari (Gaudenzio): V 254.
Ferrari (Bartolomeo): V, 254.
Fiamingo: V, 279—280.
Fiorillo: V, 301.
Fischer von Erlach: V, 306—307.
Führich: V, 665—666.

Getriebene Arbeit: VI, 161—162.
Grassi: VI, 329.

de Heem: VI, 732.
Heilige Familie: VI, 753.
Hensel: VII, 66.
Hermann (K. H.): VII, 91—92.
Hieratischer Stil: VII, 163.
Hildebrandt: VII, 172.
Hobbema: VII, 204.
Hübner: VII, 319.

[17]) Der sächsische Setzer hat „Thiereinfassungen" gehört und so gesetzt!

Indische Kunst: VII, 423—425.
Isabey: VII, 502—503.
Italienische Kunst: VII, 531—545.

Janet (Clouet): VII, 657—658.
Jesuitenstil: VII, 617.

Kessel: VIII, 183.
Kessels: VIII, 184.
Krüger: VIII, 409—410.
Kruseman: VIII, 412—413.
Krypta: VIII, 414.

Landi: VIIII, 533—534.
Landschaftsmalerei: VIII, 541-543.
Lanfranco: VIII, 546—547.
Langer: VIII, 553.
Lemoine: VIII, 680.
Lemot: VIII, 680—681.
Loggia: IX, 57.
Luini: IX, 154.

Madonna: IX, 214.
Majano: IX, 256.
Manuel: IX, 300.
Marchesi: IX, 312.
Mazzolini: IX, 429.
Meister (Anonym): IX, 462.
Meister: IX, 463.
Nachdunkeln: X, 99—100.
Nuancen: X, 383.

Ohlmüller: X, 442.
van Oort: X, 472.
Orcagna: X, 491.

Palissy: X, 649.
Pisano (Nicolo): XI, 255.
Polychromie: XI, 360—363.

Renaissance: XII, 62—63.
Romanischer Baustil: XII, 256.
Rokokostil: XII, 194.
Ruhl: XII, 321.

Schick: XII, 634—635.
Schlüter: XII, 697—698.
Schmelzkunst: XII, 704.
Schön (Schongauer): XII, 738.

Toschi: XIV, 347—348.

Vignola: XIV, 722.

Watteau: XV, 160—161.
Wittmer:: XV, 363—364.

Überblick über die von Burckhardt bearbeiteten Artikel

(„Artikel zweiter Klasse")

Ecce homo IV, 564.
Eyck: V, 158—160.

Farnesischer Stier: V, 206.
Feston: V, 260—261.
Florentiner Arbeit: V, 335.
Floris: V, 340.
Französische Kunst: V, 471—484.
Frescomalerei: V, 584—589.

Gärtner: V, 734.
Gesso: VI, 7—8.
Geleckt: VI, 42.
Ghirlandajo: VI, 180.
Giebel: VI, 186—187.
Giulio Romano: VI, 209.
Glasmalerei: VI, 216—218.
Guercino: VI, 495.
Handzeichnungen: VI, 630—631.
Holbein (d. Ae.): VII, 255.
Holbein (d. J.): VII, 255—256.

Imola: VII, 411.

Kaulbach: VIII, 160—161.
Kobell: VIII, 280—281.
Kugler: VIII, 421—422.
Kunstgeschichte: VIII, 435—436.
Kunstvereine: VIII, 436—437.
Kuppel: VIII, 446—447.

Laves: VIII, 604.
Lessing: VIII, 714—715.

Mabuse: IX, 196—197.
Marrata: IX, 308.
Masaccio: IX, 372—373.

Mecheln: IX, 431.
Messys: IX, 527—528.
Metallguß: IX, 531—532.
Metsu: IX, 548.
Moller: IX, 661.
Münster: X, 51.

Nachtstücke: X, 101—102.
Niederländische Kunst: X, 285—290.

Overbeck: X, 614—615.

Palma: X, 654.
Peristyl: XI, 67.
Piedestal: XI, 234.
Pilaster: XI, 241.
Pisano (Giovanni): XI, 255—256.
Robert: XII, 181—182.
Säule (Gekuppelte): XII, 566.

Übersicht
über die von Burckhardt nur vermehrten Artikel
(„Artikel dritter Klasse")

Elfenbein: IV, 663—664.
Englische Kunst: IV, 739—744.
Erfurt: V, 57—59.
Erwin: V, 79—80.
Erzguß: V, 84.
Everdingen: V, 143.
Extersteine: V, 158.

Façade: V, 176.
Falconet: V, 188.
Fiesole: V, 286—287.
Flaxman: V, 322—323.
Fontana: V, 353—354.
Fries: V, 642.
Förster (E): V, 365.
Fries: V, 642.
Fruchtstück: V, 654.

Galerie: V, 693.
Garofalo: V, 729—730.
Genremalerei: VI, 65—67.
Gewand: VI, 163.
Ghiberti: VI, 179.
Girodet: VI, 203—204.
Giordano: VI, 197—198.
Giorgione: VI, 198.
Giotto: VI, 198—199.
Girardon: VI, 202.
Glyptik, Glyptothek: VI, 238.
Gobelin: VI, 247.
Goya VI, 306—307.
van Goyen: VI, 307.
Granet: VI, 326.
Gros: VI, 434—435.
Gruppe: VI, 487—488.
Guérin: VI, 496—497.

Hackert: VI, 552—553.
Hals: VI, 588—589.
Hedlinger: VI, 731.
Heemskerck: VI, 732—733.
Heideloff: VI, 747—748.
Helldunkel: VII, 48.
Helst: VII, 54.
Hess (K. A. H.): VII, 119—120.
Hippodromos: VII, 187.
Historische Malerei: VII, 195—196.
Hogarth: VII, 235—236.
Holzschneidekunst: VII, 270—273.
Hondekoeter: VII, 282.
Honthorst: VII, 286.
Hooghe: VII, 287.
Houdon: VII, 309.
Hübsch: VII, 319—320.
Hugtenburgh: VII, 337.

Ikonographie: VII, 402.
Incarnat: VII, 416.

Joánes: VII, 661.
Jones: VII, 687.
Jordaens: VII, 689—690
Jouvenet: VII, 705.

Karyatiden: VIII, 129.
Keller: VIII, 172.
de Keyser: VIII, 189.
Klenze: VIII, 249—250.
Knobelsdorf: VIII, 274.
Krafft: VIII, 362.
Kranach: VIII, 368—369.
Kupferstecherkunst: VIII, 440—446.

Laar: VIII, 463.
Lairesse: VIII, 501.
Laokoon: VIII, 560—561.
Lebrun: VIII, 619—620.
Lesueur: VIII, 716.
Lithochromie: IX, 38.
Lopez y Portana: IX, 79.
Lukas von Leyden: IX, 156—157.

Malerei: IX, 267—271.
Mantegna: IX, 297—298.
Mazzola: IX, 428—429.
Memling: IX, 480.
Mengs: IX, 492—493.
Merian: IX, 511.
Mieris: IX, 570.
Mignard: IX, 570—571.
Miniaturmalerei: IX, 606—607.
Moitte: IX, 650.
Mola: IX, 651—652.
Morales: IX, 717.
Mosaik: IX, 742—743.
Murillos: IX, 68.

Neefs: X, 197.
Neer: X, 197.
Netscher: X, 222.
Nielloarbeiten: X, 307.

Ohnmacht: X, 442—443.
Ölmalerei: X, 459—460.
Öser: X, 539—540.
Ostade: X,560.

Pagoden: X, 632.
Palladio: X, 649—650.
Pantheon: X, 669—670.
Parrhasius: X, 728.
Perspektive: XI, 88—89.
Phidias: XI, 162.
Pigalle: XI, 238—239.
Pinturicchio: XI, 247—248.
Piombo: XI, 248.
Pittoresk: XI, 266.
Plastik: XI, 286.
Poelemburg: XI, 316.
Polygnotos: XI, 364.
Polykletos: XI, 365.
Pompeji: XI, 375.
Ponte: XI, 383.
Porticus: XI, 397.
Porträt: XI, 400.
Poussin: XI, 451—452.
Praxiteles: XI, 470.
Primaticcio: XI, 523.
Propyläen: XI, 553.
Pyramiden: XI, 601—602.

Quaglio: XI, 616—617.

Rafael: XI, 660—664.
Raibolini: XI, 667.
Rauch: XI, 696—697.
Razzi: XI, 706.
Regillo: XII, 6.
Relief: XII, 49—50.
Rembrandt: XII, 58—59.
Reni: XII, 64—65.
Retsch: XII, 88.
Reynolds: XII, 101.
Ribera (Antonio): XII, 127.
Ribera (Spagnoletto): XII, 127.
Riepenhausen: XII, 149—150.
Roos: XII, 266—267.
Rosa: XII, 268.
Rottmann: XII, 292—293.
Rubens: XII, 304—306.
Ruisdael: XII, 324—325.

Salvi: XII, 506.
Sarkophag: XII, 553.
Sarto: XII, 555—556.
Säule: XII, 566.
Säulenordnungen: XII, 566—567.
Scheffer: XII, 617—618.
Schinkel: XII, 655—656.
Schinner: XII, 657—658.
Schnaase: XII, 714—715.
Schnorr v. Karolsfeld: XII, 725—726.
Schraffierung: XIII, 2.
Schreibmalerei: XIII, 5—6.
Schrödter: XIII, 14.
Schwanthaler: XIII, 63—64.
Schwedische Kunst: XIII, 103.
Segesta: XIII, 182—183.
Sigalon: XIII, 310—311.
Spanische Kunst: XIII, 491—494.
Staffage: XIII, 589.
Steindruck: XIII, 639—641.
Steinschneidekunst: XIII, 642-645.
Stiglmaier: XIII, 682—683.

Teniers: XIV, 160.
Theater: XIV, 193—197.
Thorwaldsen: XIV, 260—263.
Tintoretto: XIV, 299.
Todtentanz: XIV, 323—324.
Torso: XIV, 340—341.
Triumphbogen: XIV, 401—402.

Vanucci: XIV, 576—577.
Veit: XIV, 595—596.
Venus: XIV, 614—615.
Verzierungskunst: XIV, 706.
Vinci: XIV, 734—735.

Wachsmalerei: XV, 65—66.
Wagner (Joh. Mart.): XV, 79—80.
Weinbrenner: XV, 196—197.
Werff: XV, 227.

Zahn: XV, 477.
Zampieri: XV, 484.
Zeichenkunst: XV, 496—498.

DER BRIEFWECHSEL GUSTAV SCHMOLLERS MIT LUJO BRENTANO

HERAUSGEGEBEN VON WALTER GOETZ

(Fortsetzung)[1])

n. 73. Brentano an Schmoller. Breslau, 24. April 75.

Lieber Freund, Soeben war ich bei Dove, um ihn zu fragen, ob evt. eine Entgegnung Ihrerseits gg. Treitschke im „Neuen Reich" Aufnahme finden würde. Er glaubte ja u. meinte Sie sollten, falls Sie erwidern wollten, jedenfalls einmal bei Reichardt anfragen. Ich wollte Ihnen dies schreiben, insbes. weil ich heute mehr als gestern für eine kurze Entgegnung gestimmt bin. In Eile mit besten Grüßen. L. B.

n. 74. Brentano an Schmoller. Breslau, 12. Mai 75.

Lieber Freund, Ich war Sonntag in Berlin. Die Ausschußsitzung war sehr zahlreich besucht — 15 Mitglieder anwesend. Der Verlauf war äußerst befriedigend. Ich hatte befürchtet Jemand möchte den Antrag stellen, in diesem Jahr die Generalversammlung auszusetzen, da wenig Betheiligung vorauszusetzen sei. Doch wurde keine Silbe derart geäußert. Ich erwarte sogar eine recht gute Generalversammlung.

Knapp wird Ihnen meinen letzten Brief an ihn mitgetheilt haben. Ich sprach darüber auch mit Held u. Nasse. Held war ganz einverstanden. Nasse principiell auch. Nur meinte er, es werde vielleicht als Triumph Treitschke's ausgelegt u. jedenfalls müsse die Absicht sorgfältig geheimgehalten werden bis zum Erscheinen meines Aufsatzes im August. Das Letztere ist selbstverständlich. Das Erstere läßt sich doch vielleicht durch die Art u. Weise wie die Sache begründet wird vermeiden. Jedenfalls

[1]) Es sei von neuem darauf hingewiesen, daß die Rechtschreibung dieser Briefe, besonders bei Eigennamen, sehr willkürlich ist.

ist aber auch die Möglichkeit, daß Treitschke triumphirt, nicht ausgeschlossen, wenn die Verschmelzung der beiden Congresse erst nach einer weiteren Generalversammlung stattfindet. Nasse meinte aber — wie alle Berliner — es gäbe nächstes Jahr sicher Krieg u. über dem Kriegstumult könnten wir unsere Congresse einschlafen lassen. Dies finde ich aber viel schlimmer, denn in dem auf den Krieg folgenden Frieden wird man desto schärfer über uns herfallen u. uns auslachen. Ich finde fortgesetzt werden können unsere Congresse nicht in alle Ewigkeit, aber sie dürfen nur durch uns selbst, durch bes. feierlichen Willensact aufhören u. nicht einmal aufhören sollen sie, sondern nur mit dem volkswirth. zu einem neuen Ganzen verschmolzen werden. Ich bin nun auf Ihre u. Knapp's Erwiderung begierig. Nach Ihrem Entscheid werde ich handeln.

Anbei Treitschke's Brief zurück. Ich finde ihn schon ebenso hochmüthig wie seine Erwiderung selbst. Goltz, der in Berlin war, ist Treitschke's Lob in den Kopf gestiegen. Er glaubt nun über den Streit u. insbes. Ihre Schrift mitreden zu dürfen u. das Recht zu haben, darüber ein abfälliges Urtheil zu äußern. Es machte einen komischen Eindruck. Gneist u. Sybel, die auch da waren, waren gg mich von gletscherhafter Kälte, was mir indes nicht das Herz brach. Löwe war zum ersten Mal da, nahm eifrigen Antheil an der Beratung u. war sehr liebenswürdig. Im Ganzen habe ich aber den Eindruck, daß es sehr richtig von Ihnen, daß Sie T. nicht erwidern. Die Mehrzahl der Menschen will, daß T. Recht hat u. wird ihm daher stets Recht geben. [folgt Persönliches]. . . . Von Herzen Ihr treu ergebener L. Br.

n. 75. Brentano an Schmoller Breslau, den 26. Juni 75.

Lieber Freund, Aus meinem Brief an Knapp, der sich mit Ihrem letzten unterwegs gekreuzt hat, werden Sie ersehen haben, daß auch ich bereits vor Empfang Ihrer letzten Zeilen zweifelhaft geworden war, ob es rathsam sei, die Jahresversammlung des Vereins f. Socialpolitik mit der diesjährigen zu beenden. Meine Beweggründe waren ziemlich die Ihren. Nachdem Sie sich gegen die Idee ausgesprochen haben, muß die Ausführung derselben selbstverständlich unterbleiben.

Übrigens dachte ich nicht daran, daß wir mit Aufgeben der Jahresversammlungen auch aufhören sollten in allen socialpolitischen Fragen in unserm Sinn öffentlich zu wirken. Ich gedachte dieses Wirken nur auf literarische Thätigkeit, für welche wir mehr passen, zu beschränken. Wie wenig ich daran denke „klein bei zu geben" wird Ihnen eine gegen die vom Preuß. Handelsminister eröffnete Bewegung für Lohnherabsetzung gerichteter Artikel zeigen, an dem ich grade schreibe u. den ich im Neuen Reich zu veröffentlichen denke ... [Persönliches].

Dilthey nach dem Sie fragen, trägt sein Schicksal mit Leipzig mit Resignation u. Verachtung. Wie man Heintze nach Leipzig rufen konnte, ist allerdings unbegreiflich ... [Persönliches u. Grüße]. Ihr treu ergebener L. B.

n. 76. Brentano an Schmoller. Breslau, den 29. Juli 75.

Lieber Freund, Ich habe lange nichts von Ihnen gehört, ebensowenig von Knapp ... [Reisepläne.] Was machen u. treiben Sie? Ich war diesen Sommer mit meinen Vorlesungen sehr zufrieden. Ich las dasselbe Colleg wie Tellkampf. Dieser hatte fast garkeine Zuhörer, ich das Dreifache wie sonst. Dagegen habe ich auf's Neue die Abhängigkeit unserer Presse kennen gelernt. Treitschke hat sich bei Reichardt beklagt wegen meiner harmlosen Anzeige Ihrer Schrift im Neuen Reich. Als ich nun Reichardt einen Aufsatz einschickte „Über das Verhältnis von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleistung", in dem ich Treitschke einige Seitenhiebe gebe u. Achenbach-Camphausen angreife, wurde mir der Aufsatz zurück geschickt. Holtzendorff bringt ihn nun in seinem Jahrbuch zum Abdruck. Montag abend reisen wir ab. Mit besten Grüßen ... Wann heiratet Knapp? ...

L. B.

n. 77. Brentano an Schmoller. [Postkarte.]

Sankt Moritz, 11. August 75.

[Persönliches.] ... Wieviel schöner war es im vorigen Jahr, als wir mit Ihnen in Pontresina waren! Mit Ihren Bemerkungen über meine Kritik Stahl's bin ich nicht einverstanden. Doch davon ein andermal ... L. B.

n. 78. Schmoller an Brentano. Straßburg, 18. August 75.

Lieber Freund! Ich muß Ihnen, nachdem der Arzt jetzt Knapp für außer Gefahr erklärt hat, resp. nachdem sicher ist, daß sich das gastrische Fieber nicht in einen gefährlichen Typhus verwandelte, doch Nachricht davon geben. Immerhin ist er noch sehr schwach und es wird wohl noch Wochen dauern, ehe die Hochzeit sein kann.... [Persönliches].

Ich präpariere mich jetzt auf meine Wintervorlesung preuß. Verwaltungsgeschichte und seufze unter der wahnsinnigen Hitze hier.... Ende dieser Woche wollen wir aufs Land.... [Persönliches]. Ihr treu ergebener G. Schmoller.

Haben Sie „Herr von Treitschke, der Sozialistentödter u. die Endziele des Liberalismus, eine socialistische Replik" gelesen? Der Verfasser sandte sie mir, es ist ein Berliner Journalist Namens Franz Mehring. — Es ist nicht übel, die ersten Capitel sind in der Waage von Guido Weiß erschienen.

n. 79. Brentano an Schmoller. Sankt Moritz, 21. August 75.

Lieber Freund, Als ich gestern von Lanquard herunter kam brachte mir meine Frau Ihren Brief nach Pontresina entgegen, der die erfreuliche Nachricht von Knapp's fortschreitender Genesung enthielt. [Persönliches.] — Sind Sie vielleicht Mitte September in Rektoratsgeschäften in Straßburg? Wir würden uns dann jedenfalls da aufhalten. Vor ein paar Tagen lernte ich Ihren Collegen Schulze hier kennen, der mir jedoch keinen großen Eindruck machte. In Pontresina sitzt Gusserow, Cohnheim u. Westphal. In Sils Heidenheim; hier Lossen aus Heidelberg.

Die Schrift gg Treitschke, von der Sie mir sprechen, ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Eigentlich wollte ich Ihnen heute auf Ihre Bemerkungen über meine Recension Stahl's antworten. Doch habe ich, wie ich sehe, weder Ihren Brief noch meine Recension mitgenommen, kann also nicht auf Einzelheiten eingehen. Nur des entsinne ich mich, daß ich in der Recension freiweltl.[?][1]) Reformation Kaiser Sigmunds selbst als „angebliche" bezeichne, u. daß es für meinen Zweck, nämlich

[1]) In Goldasts Ausgabe heißt der 2. Teil „die weltliche Reformation".

den Nachweis, daß die Entartung der Zünfte nicht ins 16. Jahrh. fällt, ganz gleichgültig ist, ob diese Reformation unter Sigmund oder unter Friedrich III. abgefaßt wurde. Ebenso glaube ich Ihre übrigen Einwendungen im Einzelnen abweisen u. demgemäß noch den Tenor der ganzen Kritik aufrecht erhalten zu können, doch dies einmal mündlich. Grüße usw. L. B.

n. 80. Brentano an Schmoller. Sankt Moritz, 8. Sept. 75.

... [Persönliches u. Reise.] Was sagen Sie zu der schutzzöllnerischen Resolution des Volkswirtschaftl. Congresses zu München? Die „Volkswirthe" sollen noch einmal etwas über uns sagen, wenn Einer von uns seine Resolution in Eisenach nicht durchbringt! Schade, daß wir keine Presse zur Disposition haben, um den Fall auszunützen. Mit den herzlichsten Grüßen ... L. B.

n. 81. Brentano an Schmoller. Breslau, 10. Nov. 75.

Lieber Freund, Längst hätte ich Ihnen gerne geschrieben, allein ich wollte die Folgen meiner Schritte bei Lasker abwarten, um Ihnen darüber berichten zu können. Als ich nämlich in Berlin bei Lasker war u. ihm die Sache vortrug, ging er mit Eifer auf die Idee ein, versprach bei den Volkswirthen für dieselbe als von ihm selbst ausgehend zu agitiren, u. mir zu schreiben. Auch erbot er sich zu sonstigen Vermittlungen jeder Art bereit. Bis jetzt habe ich aber noch nichts wieder von ihm gehört. Vielleicht hat ihn noch die unvorsichtige Veröffentlichung des hierauf bezügl. Ausschußbeschlusses in den Ausschußprotokollen Schwierigkeiten bereitet. Denn daß gedruckte Mittheilungen, die unter Kreuzband zugesendet werden, nicht geheim bleiben, auch wenn man um Stillschweigen bittet, ist doch selbstverständlich.

Von Trübner erhielt ich Ihre letzte Rektoratsrede, kam aber noch nicht dazu, sie zu lesen. Einstweilen besten Dank. — Was meine kleine Schrift angeht, so hat Camphausen's Organ, die Cölnische Zeitg., darauf ja recht pöbelhaft geantwortet, u. die Schlesische Ztng hat diesen Artikel mit Wonne abgedruckt. Wäre es nicht zu ermöglichen, daß eine freundlichere Zunge darüber sich in der A.A.Z. vernehmen ließe, u. zwar bald, bevor Andere ihr zuvorkommen? Bis jetzt waren freundliche Be-

sprechungen nur in der Neuen Freien Presse, in der Germania u. im Rhein. Westfäl. Volksfreund. Da letztere ultramontan sind, schadet dies mehr, als es nützt. Die Concordia hüllt sich in Schweigen.

Ich habe bei Übersendung der Schrift an Treitschke denn doch noch einige begleitende Zeilen beigefügt. Ihrem Wunsche entsprechend schrieb ich darin: „Noch tiefer verletzt fühlt sich begreiflicherweise mein Freund Schmoller, dem Sie auch mehr Anlaß dazu gegeben. Die falschen Darstellungen seiner Anschauung u. die unrichtige Wiedergabe einzelner seiner Aussprüche, theilweise sogar unter Benützung von Anführungszeichen, die auch in Ihrem neuesten Aufsatze wieder vorkommen, zusammen mit dem Ton Ihrer Erwiderung, sind der Grund, warum die alte Freundschaft, die er für Sie hegte, heute völlig erloschen ist, warum er innerlich mit Ihnen gänzlich gebrochen hat u. warum er auf Ihren letzten Aufsatz nichts mehr erwiderte." Eine Antwort hierauf habe ich natürlich nicht erhalten.

Wie geht es Ihrer lieben Frau? Und wie geht es Knapp? Die herzlichsten Grüße an beide von meiner Frau u. mir. Uns geht es hier gut. Tellkampf hat sich emeritiren lassen, ob infolge der fehlenden Zuhörer im vorigen Semester oder weil er es angenehmer findet, den Sommer in Württemberg bei seiner Tochter, die dorthin heiratet, zuzubringen? Vielleicht wirken beide Gründe zusammen. Leider können wir ihm noch nicht einen unmittelbaren Nachfolger geben, weil der Minister nur erst auf 2 Jahre ihn von den Vorlesungen dispensirt hat. Doch denke ich daran, so bald wie möglich einen Nachfolger zu beschaffen, der mir die Finanz abnimmt; außerdem wünschen die Juristen, daß der Nachfolger sein Hauptaugenmerk auf die Verwaltung lenke, die hier gar nicht gelesen wird, u. ich kann u. mag nicht all dies lesen. Ich dachte deshalb in erster Linie an Neumann. Gierke hat mir die Berufung seines Schwager's angeregt, der hauptsächlich Verwaltungsmann sei u. auch Finanz lesen würde. Schreiben Sie mir etwas über ihn. Außerdem gedenke ich wenn die Zeit kommt, in dritter Linie Miaskowski vorzuschlagen. Mit den besten Grüßen . . . L. B.

n. 82. Brentano an Schmoller [Postkarte].

Breslau, 14. Nov. 75.

Besten Dank für Brief. Bitte schreiben Sie an Julius Schulze wegen einer Recension in der A. A. Z. Ein Recensionsexemplar wird er von Duncker & Humblot erhalten. Bestens grüßend

L. B.

n. 83. Brentano an Schmoller [Postkarte].

Breslau, den 9. Dez. 75.

Bitte schicken Sie mir doch die Statuten Ihrer Rechts- u. Staatswiss. Fakultät u. deren Bestimmungen über das Doctoriren. Ich möchte gern die hiesige jur. Fakultät dazu bewegen, zu beantragen, daß ich ihr zugetheilt würde, u. habe Aussicht durchzudringen. Ich werde Ihnen nächstens ausführlicher über die Fakultätskämpfe schreiben, die ich hatte. Es wäre vielleicht gut, wenn Sie mir über die schlechten Erfolge von Lexis als Dozent ausführlich schrieben. Röpell wollte ihn mir aufdrängen. Ich erzählte, was Sie mir früher darüber gesagt, und beseitigte ihn. Sollte er darauf zurückkommen, so wäre ein Brief von Ihnen mir vielleicht von Nutzen. — Wie geht es in Ihrem Hause u. bei Knapp? Meine Frau grüßt bestens. Ihr L. B.

n. 84. Brentano an Schmoller. Breslau, den 17. Dez. 75.

Lieber Freund. Besten Dank für Ihre Zeilen nebst Einlage. Zuvörderst über Lexis. Ihre Bemerkung, derselbe sei kein schlechter Dozent, läßt mich vermuthen, daß er sich als Lehrer später besser qualifizirte als anfänglich. Ich erinnere mich wenigstens deutlich, daß Sie mir sagten, er habe so schlecht dozirt, daß er kein Colleg zusammenbrachte u. daß Sie Ihre Seminaristen aufgefordert hätten bei ihm zu hören, damit er doch ein Colleg lesen könne. Diese aber hätten dies sehr ungern gethan, denn Lexis habe in verworrenen unverständlichen Sätzen gesprochen, kein Satz sei ganz über seine Lippen gekommen, er habe förmlich an seinen Gedanken gewürgt, er habe den Eindruck gemacht von Jemandem, der einen Knäuel Fäden zu entwirren bemüht sei, aber denselben immer mehr verwirre. Dies war das Bild, das Sie gebrauchten. — Daß Lexis kein Manchestermann,

ist mir aus seiner Schrift über die Ausfuhrprämien bekannt. Ich glaube aber auch, daß Röpell ihn blos deshalb empfiehlt, weil er ihn für einen Manchestermann hält. Doch ich muß Ihnen über die Berufungsangelegenheit ausführlicher berichten.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Tellkampf vom Vorlesen dispensirt ist, u. daß ich [mich] mit den Juristen benommen habe, da ich der etatsmäßige Nachfolger Tellkampfs bin, auf Errichtung einer neuen Professur für Staatswissenschaften anzutragen u. zwar speziell zu dem Zwecke, daß Verwaltungslehre, Statistik u. Verwandtes hier vorgetragen würde. Da erschien der Artikel in der Cöln. Ztng gegen mich. Dies war das Signal, daß die Schles. Ztgen. mit erneuter Wuth über mich herfielen. Kurz ich war für einen Moment wieder der Ggstand des allgemeinen Abscheus. Da schrieen Römer u. Röpell, die eifrige Manchestermänner sind, der Abgang Tellkampfs müsse benützt werden, um einen Nationalökonomen anderer Richtung herzubringen, u. wühlten allenthalben in diesem Sinne.

Nun war z. Z. als ich hierher berufen wurde zur Beratung der Berufung unter dem Vorsitz des Dekans der Phil. Fakultät eine Commission bestehend aus 2 Juristen u. 2 Mitgliedern d. Phil. Fak. niedergesetzt worden. Ich beantragte also gleichfalls die Niedersetzung einer Commission u. die Zuziehung von 2 Juristen. Dies that ich auch deshalb, weil die Juristen für mich sind u. so die Absicht, einen Nicht-Cathedersocialisten zu berufen, am einfachsten vereitelt worden wäre. Dies wußte auch Röpell u. eben deshalb wühlte er gg. die Zuziehung von Juristen.

In der Sitzung nun brachte ich meinen Antrag vor u. beantragte die Zuziehung von Juristen. Ich sagte, sie seien es, die vor allem das Bedürfnis nach Errichtung der neuen Professur empfänden. Der neu zu Berufende soll ferner sein Hauptaugenmerk auf Verwaltung richten. Da sei es nur anständig den Staatsrechtslehrern einen maßgebenden Einfluß auf seine Berufung zu geben.

Darauf Röpell: es sei der philos. Fakultät unwürdig, bei den Juristen um Sachverständige betteln zu gehen. Sie seien selbst sachverständig genug. Er beantrage die Niedersetzung einer Commission von 7 Mitgliedern der philos. Fak. Es entstand eine lange hitzige Debatte. Ich sah, daß alles unterwühlt sei, u. blieb

mit meinem Antrag mit 6 gg 16 Stimmen in der Minorität. Nun kam das Ergötzlichste. Man konnte keine 7 sachverständigen Commissionsmitglieder auftreiben; daher neuer Beschluß, nur 5 Mitglieder zu wählen; allein es fanden sich auch keine 5. Neuer Beschluß, die Commission solle nur aus dreien bestehen. Da rief ich zum Entsetzen der Fakultät: ich wundre mich, daß die Sachverständigkeit der Fakultät, die noch eben in so reichem Maaße vorhanden war, plötzlich so völlig verschwunden ist. Darauf Wuth. Allein ich lachte. Gewählt wurden ich, Röpell u. der Dekan Nehring, Prof. d. slawischen Sprache.

Nun hat die Sache ja keine große practische Bedeutung, denn es gibt keine Nichtkathedersocialisten, die in Frage kommen könnten. Sollte die Sache aber doch gg meinen Wunsch gehen, so geben mir die Vorgänge bei der Commissionswahl Grund zur Beschwerde beim Minister u. zu einem Separatvotum. Zugleich wird dann die jur. Fak. meine Abtrennung von der philosophischen u. Zuziehung zur juristischen Fakultät beantragen, u. ganz besonders mit jenen Fakultätsvorgängen begründen. Denn offenbar werde bei solchem Verfahren das Interesse der jur. Fakultät u. das meines Fachs nicht genügend gewahrt. Ein Artikel in der A.A.Z. zur rechten Zeit hätte übrigens all dies abwenden können.

Sollte Röpell übrigens durchdringen, so bleibe ich nicht hier. Es werden dann sofort alle hiesigen Blätter melden, auch die Universität sei den Kathedersocialismus satt, u. habe, um mich im Schach zu halten, einen Manchestermann hierher gerufen. Damit würde meine Stellung hier völlig untergraben, u. ich werde dann suchen unter allen Bedingungen von hier fort zu kommen. Wohin weiß ich noch nicht. Aber wenn sich im Inland nichts findet, gehe ich ins Ausland. Plener hat mich, als wir zusammen waren, gefragt, ob ich nicht nach Wien wolle. Ich sagte, ich ginge nicht aus dem deutschen Reiche. Wenn es mir aber in diesem unerträglich gemacht wird, werde ich auf die Anfrage zurückkommen.

In der nächsten Hälfte des Holtzendorff'schen Jahrbuchs erscheint ein zweiter Artikel von mir: Die Leistungen der Grubenarbeiter, bes. in Preußen, u. die Lohnsteigerung von 1872. Ein Nachtrag zu meinem ersten Aufsatze. Ich bin zu

demselben durch eine Zuschrift aus dem Handelsministerium genötigt . . . L. B.

n. 85. Brentano an Schmoller [Postkarte].

Breslau, den 19. Dezember 75.

Röpell hat sich meiner Aufforderung gemäß über Neumann bei Treitschke erkundigt, u. da Treitschke Neumann unbändig lobte, hat Röpell meinem Vorschlag nun zugestimmt. Damit ist die Angelegenheit wohl erledigt. Über Ihren Straßburger Collegen L. [Lexis] sprach Treitschke sich sehr ungünstig aus — wie Sie ja auch. Mit besten Grüßen L. B.

Sollte T.'s Urtheil über L. aber nicht etwa mit Meinungsverschiedenheiten über elsässische Politik zusammenhängen?

n. 86. Brentano an Schmoller [Telegramm].

Breslau, den 28. I. 76.

Höre soeben aus Berlin, Bamberger habe im gestrigen Reichstag maßlosen Angriff gg uns beide gemacht. Entgegnung vor 3. Lesung scheine unerläßlich, machen Sie nach gelesenem Stenogramm Entgegnung der ich beitrete.[1]) Brentano.

[1]) Antwort Schmollers: Gebe Ihnen Vollmacht zu entgegnen, da nicht weiß Stenogramm zu erhalten u. durch wen entgegnen.

n. 87. Brentano an Schmoller. Breslau, 28. Jan. 1876.

Lieber Freund. Heute morgen erhielt ich eine Postkarte von einem Schulgenossen der sich im Reichstag befindet, folgenden Inhalts: „In heutiger Debatte über § 130 der Strafnovelle machte Abgeordneter Dr. Bamberger einen ebenso unwürdigen wie erregten Ausfall auf die „Kathedersocialisten", insbesondere — soviel ich verstanden — auf Dich u. Schmoller. Ich habe Sorge getragen, daß Du thunlichst rasch Stenogramm erhältst. Es scheint unerläßlich, daß Du bis zur 3. Lesung mit einer Entgegnung heraus seiest. Doch wirst Du gut thun, nicht auf Zeitungen hin vorzugehen. Indignation über diese parlamentarische Redeweise auf allen Seiten gleich. Rückzug schmachvoll."

Darauf telegraphierte ich ihm. Seitdem habe ich die Zeitungsberichte über die gestrige Reichstagssitzung erhalten. Nach

diesen scheint mir aber eine Entgegnung weder nöthig noch thunlich. Allerdings muß man den Stenogr. Bericht abwarten.

Das Einzige ist, daß ich es nach solchen Gemeinheiten sehr fraglich finde, ob wir nach Bremen gehen sollen. Vielleicht wäre am Platze ostensibel mit Rücksicht auf solche Meuchelanfälle fern zu bleiben, u. dies jetzt schon in den Zeitungen zu erklären. Ich antworte Ihnen nächstens ausführlich auf Ihren Brief. Mit besten Grüßen . . . Ihr L. B.

n. 88. Schmoller an Brentano. Straßburg 28. Jan. 76.

Lieber Freund! Ich habe jetzt Ihr Buch ganz gelesen, freilich leider nicht in einem Zusammenhang, wie es sich gehörte, um einen einheitlichen Eindruck zu erhalten. Trotzdem muß ich Ihnen doch meinen Eindruck mittheilen.

Über den wesentlichen Inhalt und die wesentlichen Tendenzen brauche ich nichts zu sagen, da sie dieselben sind, wie in ihrem ersten Werke und Sie wissen wie sehr ich sie theile. Was die Anwendung und Darstellung betrifft, so ist der Fortschritt gegenüber den meisten ihrer früheren Sachen sehr groß, immerhin aber ist in den einzelnen Abschnitten nach meiner Empfindung ein großer Unterschied, der freilich theilweise durch den Stoff bedingt ist. Den ersten erzählend historischen Theil finde ich z. B. in Anordnung und Styl außerordentlich gelungen, während im zweiten manche Abschnitte: z. B. der über den Lohnfonds, mir nicht zu gleicher Höhe der Anschaulichkeit und Abrundung gelangt zu sein scheinen.

Wenn ich nun darauf übergehen soll, was ich anders gemacht hätte, so geht das natürlich zurück auf die Verschiedenheit unserer Studien und Denkweise überhaupt und ich will damit nicht behaupten, es wäre besser, Sie hätten es anders gemacht. Jeder folgt seinem eigenen Genius; und bei einigen der wesentlichsten Differenzen haben Sie sicher den größeren Erfolg als Schriftsteller für sich. Das ist zB. sicher der Fall durch die Einseitigkeit mit der Sie Ihre Lieblingsgedanken betonen. Denn einseitig muß ich es immer nennen, wenn in einem Buche das den Titel führt „das Arbeitsverhältnis nach heutigem Recht" fast nur von England und von englischen Gewerkvereinen und Einigungsämtern die Rede ist. Ihre historische Darstellung rundet

sich zu einem so einheitlichen und hübsch lesbaren Bilde ab, weil sie sehr einseitig ist; Sie lassen den Staat erst im 17. Jahrhundert entstehen, damit vorher Gilden und Zünfte um so mehr in den Vorderund treten. Sie vereinfachen den ganzen großen Prozeß der social wirthschaftlichen Geschichte viel mehr, als es nach meinen subjektiven Ansichten richtig ist. Mit dieser Vereinfachung hängt ein Weiteres zusammen: Ihre Darstellung und Auffassung der wirthschaftlichen Geschichte ist mir zu dogmatisch. Sie wollen fest formulierte Sätze haben, als deren gleichlautende Manifestationen die Geschichte sich zeigt. Ich habe am Schlusse des Buches die Lippe [?] auf der Zunge gehabt: also ist die sociale Geschichte fertig, wenn wir nur überall mal Gewerkvereine u. Einigungsämter haben? An vielen Stellen rechtfertigen Sie nach meinem Geschmack das, was Sie vertheidigen, zu sehr, sei es direkt oder indirekt durch den Nachweis oder die stillschweigende Voraussetzung, es stimme nicht mit den Dogmen des Liberalismus, der Lehre vom sog. freien Vertrag oder der wirthschaftlichen Freiheit überein.

Was meinem Geschmack mit am meisten widerstrebt, ist Ihre Erörterung der Arbeit als „Waare". Zunächst thun Sie damit der Sprache Gewalt an. Waaren und Leistungen sind das Gesammtgebiet der verkäuflichen Dinge; bei dem Wort Waare denkt der unbefangene Sprachgebrauch stets an objektive reale Gegenstände. Sie müssen ja dann auch gleich hinzufügen, es sei keine Waare, wie andere Waaren. Ja wozu dann der gemeinsame Name? Wozu die Arbeitskraft Kapital nennen, wenn ich gleich hinzufügen muß: aber eine Kapitalart, die sich in allen wesentlichen Punkten von allen anderen Kapitalarten unterscheidet. Ich kann nun nur einen Grund finden, den Ihre Vorliebe für das Wort „Waare" erklärt. Sie wollen alles, was nach dem System absoluter Freiheit auf dem Markt angekauft und verkauft wird, Waare nennen. Sie wollen die weitgehendste wirthschaftliche Freiheit für den Arbeitsvertrag mit dem Wort „Ware" retten. Aber dem widerspricht doch die Fabrikgesetzgebung und Manches Andere. Je weiter wir vollends in die Gebiete der höheren gelernten u. geistigen Arbeit kommen, desto weniger paßt das Wort: ist die Arbeit des Arztes, des Journalisten auch Ware?

Bei Marx hat das Wort „Ware" einen ganz anderen Sinn; er denkt — an einen richtigen Zug des Sprachgenius sich anschließend an die vollständige Abwesenheit sittlicher Gesichtspunkte und Motive; bei keinem Vertrag über Arbeit sollen und werden diese aber ganz fehlen, während sie bei dem Vertrag über Kaffee u. Zucker, wenn nicht ganz, so doch fast vollständig zurücktreten.

Doch genug der Einwürfe. Im Ganzen kann ich sie versichern, daß ich Ihr Buch mit großer Freude und großem Genuß gelesen, auch theilweise meiner Frau vorgelesen habe. Es ist ein Buch, das sicher in weite u. weiteste Kreise dringen wird. Es ist eine reife schöne Frucht Ihrer Gewerkvereinsstudien, auf das ich als Kathedersocialist und als Ihr Freund gleich stolz bin. Mit herzl. Grüßen von Haus zu Haus Ihr treuer u. erg. G. Schmoller.

n. 89. Brentano an Schmoller. Breslau, den 30. Januar 76.

Lieber Freund, Das Stenogramm habe ich noch nicht erhalten. Indes, einerlei was es enthält, der Bericht, der durch die Zeitungen lief u. von der ganzen Nation gelesen wurde, erfordert, daß unsrerseits etwas geschehe. Jemehr ich es überlege, desto unmöglicher scheint es mir, daß wir diese Verdächtigung vor der Nation unbeantwortet lassen, u. noch unmöglicher, daß wir, nach solcher Verdächtigung, als ob nichts geschehen wäre, nach Bremen gehen. Es handelt sich diesmal nicht um Einzelne von uns, sondern um Alle, ja eigentlich um alle Universitäten selbst. Es ist eine Schmach, daß kein liberales Mitglied des Reichstags, kein liberales Blatt im deutschen Reich gegenüber solcher parlamentarischer Redeweise ein Wort des Tadels hat.

Ich habe an Lasker geschrieben und mich beklagt. Nach dem noch kaum perfekt gewordenen Bündnis hätten wir dies nicht erwarten können. Es sei unmöglich für uns, mit Leuten zu tagen in freiwilliger Zusammenkunft, die sich nicht scheuten, uns meuchlings an Orten zu überfallen, wo wir uns nicht wehren könnten, noch auch mit Solchen ein Bündnis einzugehen, die im Verdacht stehen, ein solches Vorgehen zu billigen. Wenn Lasker Interesse daran habe, daß der Bund zwischen den Volkswirthen u. uns zustande komme, müsse er bestrebt sein, unsrer Ehre Genugthuung zu verschaffen.

Ferner schrieb ich an Nasse, er solle entweder an den volkswirthschaftlichen Ausschuß ein Schreiben richten u. ihn fragen, ob er das Vorgehen seines Hauptsprechers billige. Ohne Tadel desselben könnten wir nicht mit ihnen tagen. Oder er solle einen von allen Kathedersocialistischen Professoren zu unterzeichnenden Protest erlassen, der folgende Punkte enthalten müsse:

1. Protest gegen die Beschuldigung von Männern, deren einziges Streben dahin geht durch Bekämpfung der Mißstände, welche den Socialismus hervorrufen u. nähren, ihm die wirksamsten Waffen zu entreißen, sie lieferten dem Socialismus die Waffen.

2. Betonung, daß es unerhört sei, solche Beschuldigungen vorzubringen an einem Ort, wo die Angegriffenen sich nicht vertheidigen können.

3. Hervorhebung, daß vor Jahren Herr Bamberger schrieb, der Kathedersocialismus sei entstanden aus Neid u. Mißgunst der von Haus aus dürftigen Gelehrten gegenüber dem mit tropischer Heftigkeit aufschießenden Reichthum der Finanzmänner, u. daß vor Jahren Eras uns der Liebenswürdigkeit des Staatsanwalts empfahl. Seitdem sei ein anderer Ton gegen uns angeschlagen worden u. infolgedessen hätten wir uns den Volkswirthen genähert. Wir hätten sogar eine Art Bund mit ihnen abgeschlossen, unter der Voraussetzung, daß wir fortan mit anständigeren Waffen bekämpft werden würden. Nachdem dieser Vertrag kaum abgeschlossen, seien Bamberger's Angriffe umso auffallender.

Dann muß der Ausschuß d. Volkswirthe sich äußern. Schreiben Sie, bitte, eilig in gleichem Sinne an Nasse. Der Protest muß womöglich vor der dritten Lesung in den Zeitungen stehen. Will Nasse nicht, so bin ich dafür, daß wir beide in einem offenen Briefe an unsern Ausschuß Ähnliches ausführen u. unsern Austritt aus dem Ausschuß erklären. Vielleicht treten noch Andere bei.

Es scheint mir, daß wir uns selbst u. unsere Universitäten entehren würden, wollten wir, ohne von Bamberger's Angriffen Notiz zu nehmen, mit den Volkswirthen tagen. Nächstens mehr . . .

L. B.

n. 90. Brentano an Schmoller. Breslau, den 9. März 76.

Lieber Freund. Es ist lange, seit ich Ihnen schreiben wollte, doch kam ich vor den mannigfachsten Abhaltungen nicht recht dazu. Ich wollte Ihnen nämlich ausführlicher schreiben, um Ihnen meine Meinung über Ihre letzte Rektoratsrede, die ich vor ca. 6 Wochen endlich gelesen habe, auszuführen. Ich habe sie mit großer Freude u. großem Interesse gelesen. Vieles was Sie berichten, war mir in diesen Einzelheiten neu, u. auch das Alte war mir eine Freude in so fesselnder Darstellung zu lesen. Am meisten gespannt war ich aber begreiflicher Weise auf Ihre Theorie über die Entstehung des Zunftwesens u. deren Begründung. In dieser Beziehung wurde ich aber, um es offen zu sagen, nicht wenig enttäuscht, als ich fand, daß Sie eigentlich gar keine neue Meinung über die Entstehung der Zünfte aufstellen. Bisher gab es eine Theorie, welche die Zünfte als freie Vereinigungen Freier entstehen ließ, eine andere, welche sie sich aus den alten hofrechtlichen Innungen entwickeln ließ. Nach meiner Ansicht fand Beides statt, am einen Ort dies, am andern jenes, nur daß die ehemals hofrechtlichen Innungen nach dem Vorbilde u. Geiste der als freie Vereinigungen Freier entstandenen Handwerkergilden sich umgestalteten. Es war ferner die bisherige Theorie, daß diese Zünfte kämpften um Markt- u. Gewerbepolizei u. schließlich erlangten, ja daß die Mißbräuche, die bis dahin bezüglich der Markt- u. Gewerbepolizei seitens deren, die sie bis dahin ausgeübt hatten, stattfanden, ein wesentliches Moment war, das zur Bildung der Zünfte antrieb u. ein Hauptkitt war, der sie zusammenhielt. — Sie sagen nun nur das Letztere. Sie sagen der Ursprung des Zunftwesens liege in der Polizei, in dem Streben der das gleiche Handwerk Betreibenden die Gewerbepolizei zu erlangen. Daß von einem solchen Streben u. gar von einem Erfolge desselben nicht die Rede sein kann, wenn diese Handwerker nicht zuvor organisiert waren, ist selbstverständlich. Auch scheinen Sie nach der Art u. Weise, wie Sie sich in manchen Sätzen ausdrücken, dies selbst zuzugeben. Nur glauben Sie, es sei indifferent, ob diese früheren Organisationen freie Vereinigungen Freier oder hofrechtliche Innungen gewesen seien. — Diese Theorie ist aber dann nichts Neues; sie ist wesent-

lich dasselbe wie was ich sage. Nur erzählen Sie die Sache vom Ende anfangend, wir Andern beginnen von Vorne.

Stimme ich demnach mit Ihrer Theorie überein, so kann ich mich doch nicht mit der Art u. Weise versöhnen, wie Sie gewisse historische Dokumente auslegen, um zu beweisen, die Zünfte seien nichts weiter als Glieder im Verwaltungsorganismus gewesen. (Später wurden sie dies allerdings, aber sie waren es nicht von Anfang an). Den Cölner Schied v. 1258 scheinen Sie mir z. B. ganz in sein Gegentheil zu verinterpretiren, wenn Sie die Stelle: quod quociens placet majoribus civitatis, ipsi faciunt . . . nova exactionum statuta, quarum exactionum omnes portant fraternitates et alii populares, qui communitas appellantur et sic depauperantur, so auslegen, als wären die fraternitates Organe der Steuerverwaltung gewesen. Es geht ja aus der Stelle deutlich hervor, daß die fraternitates nur passiv hier mit den Steuern zu thun hatten, nicht activ! Man klagt darüber, daß die Patrizier die Plebejer nach Belieben mit Steuern brandschatzen, u. nun machen Sie aus dieser Klage einen Beleg dafür, daß die fraternitates Steuererhebungsorgane gewesen! Überhaupt habe ich Eines an Ihrer Darstellung auszusetzen, was sich auch hier äußert: wenn man Ihre Schrift liest, könnte man meinen, ähnlich, wie der Staat heute einen Theil seiner Functionen den Provinzen u. Kreisen zur Ausübung überträgt, so habe der mittelalterliche Staat den einzelnen Genossenschaften u. Organisationen Gerichtsbarkeit, Polizei ect. übertragen! Im Mittelalter aber war es umgekehrt. Die deutsche Genossenschaft im Mittelalter ist undenkbar ohne Gerichtsbarkeit über ihre Mitglieder, ohne Polizei über dieselben u. dergl. Der Staat nahm sie diesen erst später ab. Früher erkannte er sie aber an, weil er selbst nicht imstande war sie zu üben, u. gliederte die zuerst freiwillig u. spontan entstandenen Organisationen der Selbsthilfe, indem er sie in ihrer Sphäre anerkannte, in seinen Verwaltungsorganismus ein. Nebenbei: ist die Urkunde von 1258 von Stumpf nicht als viel später gefälscht u. erfunden nachgewiesen?

Montag, den 6. März fand endlich die über die Berufung eines neuen Professors der Staatswissenschaften entscheidende Fakultätssitzung statt. Hätte Neumann nicht in Tübingen angenom-

men, so hätten wir ihn allein vorgeschlagen. Daß er aber in Tübingen annahm, daran trägt Göppert allein die Schuld. Wir haben Neumann nunmehr in erster Linie vorgeschlagen, in zweiter Linie Miaskowski u. Löning ex aequo. Mit Römer hatte ich wieder einen argen Tanz zu bestehen. Doch wurde mein Antrag mit allen gegen 3 Stimmen angenommen.

Kommen Sie zum 19. März nach Berlin? Es wäre sehr wünschenswerth. Sie kommen dann von dort hierher, u. kehren über Dresden nach Straßb. zurück. Breslau ist nur 5 Stunden von Berlin! Also kommen Sie! Was macht u. wann heiratet Knapp? Grüße usw. Ihr treu erg. L. B.

Wo wohnen Sie wenn Sie nach Bln gehen?

n. 91. Brentano an Schmoller. Breslau, 2. Mai 76.

Lieber Freund. Ich habe also mit Geibel u. Holtzendorff die Präliminarien darüber abgeschlossen, daß ich in die Redaktion des in eine Vierteljahrschrift zu verwandelnden Holtzendorffschen Jahrbuchs eintrete. Ich werde völlig selbständig sein in der Redaction u. auch nur für meine Gebiete nach Außen die Verantwortung tragen. Aber nun bitte ich auch um thätige Unterstützung der Parteigenossen. Selbstverständlich wird die Vierteljahrsschrift nach Außen als kathedersocialistisches Organ gelten. Also liegt daran, daß wir Ehre damit einlegen. Am Liebsten wäre mir, Jeder übernähme bestimmte Fragen u. verpflichtete sich darüber zu schreiben, sobald etwas Einschlägiges die Öffentlichkeit beschäftigt. Was wollen Sie wählen? Außerdem werde ich in jedem Vierteljahrsheft Besprechungen bringen u. hoffe zuversichtlich auf die mir von Ihnen schon zugesagte Besprechung des Buches von Dieterici. Das erste Heft soll am 15. October erscheinen. Wirken Sie für die Sache.

Was machen Sie, lieber Ex-Rector? Freuen Sie sich Ihres Daseins? Auf nie welkenden Lorbeeren? Und wie gehts Ihrer Frau? Wie Knapp u. seiner Frau? Hier Alles beim Alten. Ich war in den Ferien sehr fleißig, bin aber noch nicht mit meinem ersten Kapitel, wie ich gehofft hatte, zu Ende. Gestern fing ich Kolleg an vor ca. 30 Zuhörern, was für die erste Stunde recht befriedigend. In der Berufungssache hierher ist noch nichts verlautet. Mit besten Grüßen von Haus zu Haus Ihr treu erg. L. B.

n. 92. Brentano an Schmoller. Breslau, den 23. Juni 76.

Lieber Freund. [Über Gesundheit.] „Was die neue Vierteljahrsschrift angeht, so ist es durch Holtzendorff's Bummelei, der lange Zeit auf meine Briefe nicht antwortete, unmöglich geworden, das erste Heft bisher vorzubereiten. Die neue Zeitschrift wird somit erst mit dem kommenden Jahre beginnen u. das erste Heft Ende dieses Jahres ausgegeben werden. Ich hoffe zuversichtlich, daß Sie sich bis dahin so weit erholt haben werden, um mir für das erste Heft den versprochenen Essay liefern zu können. Wie sollte ich mit einer Zeitschrift debütiren, in deren 1. Nummer Sie nicht einen Beitrag geliefert hätten! An Cohn habe ich geschrieben, um ihn zu bitten eine Arbeit über die Reichseisenbahnfrage zu liefern. Hoffentlich wird er es thun. Würden Sie es nicht übernehmen auch Knapp anzubohren, daß er Beiträge, sei es in größeren Arbeiten sei es in Kritiken verspricht? Ich habe ihn schon einmal selbst darum gebeten; er hat mir indes nicht geantwortet.

Holtzendorff wünscht, daß Ihr u. Held's Name unter den auf dem Titel zu nennenden Mitarbeitern figuriren. Selbstverständlich würde dies auch mein Wunsch sein, wenn ich nicht gegen die Nennung der Mitarbeiter auf dem Titelblatt überhaupt wäre. Holtzendorff wünscht nämlich verschiedene zu nennen, gegen deren Nennung ich entschieden bin. Um deren Nennung zu verhindern, habe ich vorgeschlagen alle Namen der Mitarbeiter vom Titelblatte fortzulassen. Sollte ich damit nicht durchdringen, so würde ich direkt die Streichung gewisser Namen verlangen, dann aber dringend bitten Ihren Namen als den eines Mitarbeiters auf das Titelblatt setzen zu dürfen.

Haben Sie unter Ihren Schülern einen, der dazu zu brauchen wäre, inhaltlich u. periodisch referirende Auszüge aus den wichtigsten Zeitschriften verwandten Inhalts zu machen? Ich glaube, daß dieselben allen Fachgenossen sehr angenehm sein würden. Holtzendorff wünscht auch auszugsweise Mitteilung der hauptsächlichsten Resultate der Statistischen Arbeiten. Ich erwiderte ich hielte dies für eine allzugroße Arbeit. Aber vielleicht findet sich Jemand dazu bereit. Soll ich mich etwa an Ihren Schüler Stieda wenden? — Auf die Arbeit Ihres Schülers über die deutschen Gesellenbruderschaften bin ich sehr begierig.

Ich habe in diesem Semester in dem Privatkolleg 71 Zuhörer, in dem Publicum weit über 100. Konstantin Rößler schrieb mir, man habe ihm mitgeteilt, daß es mit seiner Berufung hierher nichts sei. Wer nun kommt, weiß ich nicht. Ich fürchte auch, daß die Sache sich noch lange hinziehen wird. Mir wäre am Liebsten, es käme einer zum Winter, damit ich nicht Finanz lesen muß, wovor mir jedesmal graut. Durch Geibel hörte ich neulich, daß es Knapp gut gehe.... [Persönliches.] Mit den herzlichsten Grüßen meiner Frau Ihr treu ergebener L. B.

n. 93. Brentano an Schmoller. Breslau, 7. Juli 76.

Lieber Freund. Anfang October 1875 sandte ich an Treitschke meine letzte Broschüre nebst einem Briefe, in dem ich ihm Ihre Freundschaft kündigte. Gestern, nach 9 Monaten, erhielt ich inliegende Antwort.[1]) Es wird Sie dies ebenfalls überraschen, wie es mich überrascht hat. Bitte um Rücksendung.

Sie senden mir doch einen Aufsatz in die erste Nummer der neuen Vierteljahrsschrift? Sie soll im Januar erscheinen. Soll ich mich an Stieda wenden? Haben Sie mit Knapp gesprochen? Cohn will zwar regelmäßiger Mitarbeiter werden, aber nichts über Reichseisenbahnen schreiben. Er scheint Gegner des Projects aus politischen Gründen — wie auch ich. Übrigens scheint das Project schon wieder aufgegeben. Die besten Grüße von Haus zu Haus Ihr treu ergebener L. Br.

Danke für den Anti-Treitschke.

n. 94. Schmoller an Brentano. Straßburg, 9. Juli 76.

Lieber Freund! Der Brief Treitschkes wundert mich garnicht. Er ist au fond eine vornehme und edle Natur und will eigentlich nicht beleidigen, deswegen glaubt er nicht beleidigt zu haben, auch wenn ihn sein Hochmut, seine unpräcise Art zu denken, sein Pathos, dem es auf Genauigkeit und exakte Wahrheit so wenig ankommt, verführt haben, Dummheiten zu machen und andre Leute gröblich zu beleidigen. Welche Naivität, sich damit

[1]) Der Brief Treitschkes vom 3. Juli 1876 ist gedruckt bei Cornicelius, Briefe Treitschkes, III S. 427.

zu rechtfertigen, ich hätte irgendwo privatim gesagt, die Arbeitszeit müsse ermäßigt werden; er wagt nicht zu behaupten, ich hätte von 4—8stündiger Arbeit gesprochen, aber selbst wenn ich es gethan, weiß er denn, ob ich nicht seinen Gewährsmann verhöhnen wollte. Seit wann ist es üblich, Schriftsteller danach zu beurteilen, was sie irgendwo gegen irgendwen in einer Kneipe gesagt haben. Ist das loyal? Ich leugne übrigens die ganze Sache; ich erinnere mich absolut nicht etwas derart je gesagt zu haben, jedenfalls nicht mit bestimmter Stundenzahl. Wenn Sie von mir etwas an Tr. schreiben wollen, so sagen Sie nur, ich bleibe dabei, daß er sich gegen mich illoyal und hochmüthig benommen — von Anfang an. Er durfte mir, wenn er so handeln wollte, nicht einen Brief schreiben in dem er sich entzückt über meinen Vortrag aussprach, mich nur um Abschwächung einiger Stellen bat. Nachdem er ihn aufgenommen, durfte er mich nicht so plötzlich angreifen. Und vollends seine Antwort bleibt roh und ungezogen.

Besten Dank nun auch noch für Ihren letzten Brief. Mit Stieda habe ich gesprochen. Er glaubt für den Moment nichts Bestimmtes übernehmen zu können, da er so sehr viel zu thun hat. Er arbeitet jetzt täglich 5 Stunden auf dem statist. Büreau, was er thun muß, um zu existieren. Zu einzelnen Beiträgen u. Recensionen aber ist er bereit. Mit Knapp habe ich auch gesprochen. Er ist überhaupt eine unproduktive Natur u. seine Antwort ist stets, daß er zu solchen Arbeiten nicht passe. Aber wenn man ihm zusetzt, läßt er sich doch einiges abpressen. Was mich betrifft, so will ich sehen, Ihnen ein kleines Ding über Diterici zu machen; aber ich kann es jedenfalls erst nach den Herbstferien abliefern. Mein Gesundheitszustand ist jammervoll. Ich habe oft das Gefühl, in kürzester Zeit vollends fertig zu sein. Wenn ich mich nicht in den Ferien erhole, kann ich Ihnen auch nicht Wort halten. Ist es denn 1. Nov. noch Zeit für Ablieferung des Manuskripts?

Nun noch eins! zunächst aber bitte ich Sie darüber nicht weiter zu sprechen. Ich habe letzten Sonntag mich mit Geibel auch über ein lit. Unternehmen geeinigt, das ich mit Knapp herausgeben will, und das eine Ergänzung Ihrer Vierteljahrsschrift werden kann: Forschungen aus dem Gebiete der Staats- u. Socialwissenschaften, in zwanglosen Heften von 6—8 Bogen,

jedes Heft nur eine Abhandlung enthaltend und für sich erscheinend, nur gelehrt zugleich für Quellenedition ähnlich wie Scherers Quellen u. Forschungen zur deutschen Sprach u. Lit-geschichte. Ich finde und fand schon lange, daß ein solches Organ Bedürfnis ist. Nur in dieser Form gelangen unsere Untersuchungen auch zu Historikern, Juristen ect; nur so werden sie gelesen, während sie jetzt zerhackt erscheinen und von Niemand gelesen werden. Hildebr. u. Tüb. Zeitschrift sollen allerdings damit lahm gelegt werden; aber sie verdient es auch. Und wir kommen so in die Lage durch Ihr und mein Organ den Einfluß zu üben, der uns bisher fehlte.

Um so mehr wünsche ich natürlich bei Ihnen nicht auf dem Titelblatt genannt zu werden, wenn ich nun unmittelbar darauf selbst mit einer Art Zeitschrift herauskomme, theile überhaupt in dieser Hinsicht ganz ihre Ansichten.... [Persönliches.] Ihr treu ergebener G. Schmoller.

Mein Befinden wird mir auch kaum erlauben nach Bremen zu gehen. Um so mehr sollten Sie hin.

n. 95. Brentano an Schmoller. Breslau, den 12. Juli 76.

Lieber Freund. Ich werde Treitschke kaum auf seinen Brief antworten, sicherlich nicht für die nächsten Monate; wenn ich ihm dann antworte, werde ich sicher entsprechend Ihrem Briefe schreiben.

Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Zusage einer eingehenden Besprechung des Buches von Diderici. Ich brauche dieselbe erst bis zu dem 15. November in Händen zu haben u. darf daher wohl auch fest auf dieselbe rechnen. An Knapp werde ich selbst ein paar Zeilen schreiben. Auch danke ich Ihnen für Ihre Mittheilungen über das Unternehmen, das Sie gemeinsam mit Knapp beabsichtigen. Hätte ich übrigens früher davon gewußt, so würde ich mich gg Geibel nie zum Eintritt in die Redaktion des Jahrbuchs bereit erklärt haben. Trotzdem beides so verschiedenartige Zeitschriften sind, fürchte ich eine Zersplitterung unserer wenigen Kräfte. Nun, da ich mich einmal engagirt habe, will ich den Versuch jedenfalls machen. Auf dem Titel der neuen Vierteljahrsschrift sollen außer Holtzendorff u. mir Niemand ge-

nannt werden. [Folgt Bitte um Besprechung von Théophile Funck-Brentano, Schwager von Brentano, „La civilisation et ses lois".] Die besten Grüße . . . L. B.

n. 96. Brentano an Schmoller. Breslau, 4. August 76.

Lieber Freund. Sie müssen mir verzeihen, daß ich auf Ihren Brief v. 18. Juli noch nicht geantwortet habe. Allein ich stecke so in der Arbeit, daß ich das nicht absolut drängende immer aufschiebe, bis ich schließlich in solche Schuld wie gg Sie gerathe. Bis zum 15. Sept. soll die Neubearbeitung meines Buches fertig sein, u. erst bin ich mit der Hälfte fertig. Ich muß also scharf mich daran halten u. gehe deshalb garnicht von hier weg. Meine Frau befindet sich eine Viertel Eisenbahnstunde von hier auf dem Lande bei ihrer Schwester, sodaß ich ab u. zu abends zu ihr hinaus oder sie zu mir herein kommt.

Ich sehe ein, daß sachlich unsere beiden Unternehmungen nicht collidiren, u. hoffe nur, daß sie dies auch nicht dadurch thun, daß sie die Kräfte unserer Mitarbeiter zu sehr zertheilen. Doch wenn es uns gelingt Tübingen u. Jena todt zu machen, ist dies nicht zu befürchten. Sehr traurig ist nur daß wir uns in diesem Herbst nicht sehen sollen. [Folgen Vorschläge für die Reise.]

An Stieda werde ich schreiben. Nur bitte ich mir zuvor noch per Postkarte die genaue Adresse schreiben zu wollen. Ich konnte nämlich den Namen seines Aufenthaltsortes auf Ihrer Karte nicht lesen.

Das Buch meines Schwagers wird jetzt in Ihren Händen sein. Ich bin Ihnen ungemein dankbar für Ihr Versprechen, dasselbe anzeigen zu wollen, u. wenn ich noch eine Bitte wagen darf, wäre es die Bitte es bald zu thun. Von Knapp habe ich einen sehr liebenswürdigen Brief mit der Zusage eines Artikels über communale statistische Büreaus für das 2. Heft. Ich bitte ihm einstweilen in meinem Namen dafür zu danken, bis ich selbst dazu komme. Mit bestem Gruß von Haus zu Haus usw. L. B.

n. 97. Brentano an Schmoller. Breslau, 30. October 76.

Lieber Freund. Lange bin ich Ihnen Antwort u. Nachricht schuldig, u. wäre mein Schweigen nicht durch die Verhältnisse

wirklich entschuldigt, das Gefühl, einen so treuen Freund wie Sie sind, so lange vernachlässigt zu haben, müßte mich niederdrücken. Aber hören Sie den Bericht über meine unerfreulichen diesjährigen Ferien. Bis zum 15. September arbeitete ich von Morgens bis Abends an meinem Büchlein, das am 8. Nov. erscheinen soll. Am 15. ging ich auf 8 Tage auf's Land zu meinem Vetter Arnim nach Wiepertsdorf. Dort allerdings hätte ich die Feder ergreifen können. Allein ich war so gänzlich schreibsatt, daß ich meinen Brief bis auf die Zeit nach Bremen aufschob, über das ich dann gleich zu berichten beabsichtigte. Ich fuhr also nach Bremen. Dort widmeten wir uns mehrere Tage den freien Künsten des Trinkens, Schlafens u. nicht Rede haltens auf Kosten der guten Stadt Bremen. Im Übrigen war der Congreß sehr flau, in diesem aber vorzüglich. Unsere Begegnungen mit den Volkswirthen waren höflich kühl. Man kümmerte sich wenig um uns u. wir wenig um die Anderen. Die zwei ersten Tage nichts wie Schutzzoll u. Freihandel, währenddessen ich meistens mit Geibel spazieren fuhr, um der erdrückenden Langeweile zu entfliehen. Am dritten Tag ein Vergnügen eigner Art: Wasserfahrt mit Wasser von oben u. unten. Von Bremerhaven kniff ich aus, denn ich mußte hierher um unsere Wohnung einzurichten. Nach meiner Abreise waren noch Debatten, von denen ich nichts weiß. Sehr gut hat uns Allen Hertzka aus Wien gefallen.[1]) Dagegen hat mir nachträglich von ihm mißfallen, daß er in die Zeitungen hat drucken lassen, ich habe ihm eine Professur angeboten. Roggenbach beauftragte mich, ihn zu fragen, ob er evt. eine Professur in Deutschland annehmen würde, worauf er mit „Nein" antwortete, denn er stehe sich in Wien auf 20000 Gulden jährlich. Auch sonstige sehr nette Fremde vom gleichzeitigen völkerrechtlichen Congreß waren in Bremen, besonders Engländer u. Skandinavier, die uns Allen sehr wohlgesinnt waren.

Von Bremen hierher zurückgekehrt gingen meine Leiden los. Der Miether, der unsere jetzige Wohnung bisher innehatte, hatte mir versprochen am 22. Sept. auszuziehen damit ich die nöthigen Renovationen früher beginnen könne. Ich bestellte alle Hand-

[1]) Theodor H. war 1872—1879 Redakteur an der „Neuen Freien Presse" in Wien. Er war Vertreter des Freihandels, später Bodenreformer.

werker auf den 24., und hoffte, wenn ich hierher käme, würde Alles vollendet sein. Allein der Miether zog erst am 1. October u. nun mußte ich 3 Wochen lang von Morgens bis Abends auf den Beinen sein, um die sechserlei Arbeiter, die ich im Hause hatte, zu leiten. Ich bin mit dem Stück Arbeiterfrage, das ich hierbei erlebte, sehr zufrieden. Alle Leute waren musterhaft, ein Maurer ausgenommen, der einmal besoffen war u. den ich sofort an die Luft setzte, da er Alles störte. Nun sind wir, wenn auch noch nicht völlig in Ordnung, doch unter Dach und Fach, u. ich hoffe sehr, daß Sie mit Ihrer lieben Frau uns nächsten Sommer einmal besuchen werden. [Folgt Persönliches.] Für Ihren Essay über die Epochen der preuß. Finanzpolitik bin ich Ihnen sehr dankbar. Er ist keineswegs zu groß. Wo kämen wir hin, wenn wir nicht Aufsätze von 3—4 Bogen Umfang bringen könnten! Was das Arrangement mit Geibel angeht, so müssen Sie sich direkt an ihn wenden. Ich zweifle nicht, daß er Ihnen gern die 200 Separatabzüge machen wird. Die Kosten werden ja nur unerheblich sein. Ich glaube, daß Sie, wenn Sie diese Kosten selbst bestreiten, kaum ein Drittel des Honorars zu opfern brauchen. Übrigens ist ja Geibel ein anständiger Mann, mit dem derartiges sich leicht bereden läßt. [Folgt Weiteres über die beabsichtigte Besprechung des Buches von Th. Funck-Brentano.]

Nun erhalten Sie auch nächstens mein kleines Buch. Ich dachte lange daran, es Ihnen zu widmen. Aber zweierlei hielt mich davon ab: die Sorge, Sie möchten mit Manchem nicht einverstanden sein, u. sähen dann durch die Widmung sich genötigt, mit Ihrem guten Namen auch das, was Ihnen tadelnswerth scheine, zu decken. Sodann fürchtete ich, man werde das Buch seitens unserer Gegner dann einfach totschweigen als eine Schrift, die Ihre Tendenz offen auf der Stirne trage. Das Letztere ist allerdings eine feige Rücksicht, deren ich mich selbst nicht wenig schäme. Und nur der Gedanke, daß wir die Welt, in der wir wirken wollen, so, wie sie ist, nehmen müssen, um auf sie Einfluß zu gewinnen, beschwichtigt einigermaßen mein Gewissen. Aber wenn Ihr Name auch nicht auf der Stirne des Büchleins steht, die besten Gedanken desselben gehören doch Ihnen, und ebenso die Freundschaft dessen, der sie niederschrieb.

Anbei ein Brief an Treitschke, den ich heute absandte, bitte um Rücksendung. Schanz hat mir sehr gut gefallen. Sein Buch u. das Stieda's werde ich selbst anzeigen. An Stieda schreibe ich noch heute. Viel Glück zu solchen Schülern. Grüßen Sie Knapp's. Meine Frau grüßt bestens. Mit ihr Ihr treu ergebener

L. Br.

n. 98. Schmoller an Brentano. Sonntag, 22. Oct. 76.

Lieber Freund! Ich dachte immer einige Worte von Ihnen über Bremen zu erhalten. Sie sind aber wohl seither noch unterwegs gewesen. Und nun drängt es mich, Ihnen über zweierlei zu berichten.

Der Essai über die Epochen der preußischen Finanzpolitik hat mir viel mehr zu thun gemacht, als ich dachte. Ich mußte hauptsächlich für das 19. Jahrh. doch noch viel theilweise in den Quellen selbst, Etats Kammerverhandlungen ect nachlesen und so bin ich erst jetzt fertig oder noch nicht einmal ganz. Ich hoffe aber, daß es eine gute und zugleich eine angenehm lesbare Arbeit geworden sei. Aber einen Fehler hat sie jedenfalls, sie ist etwas zu groß für Sie und so sehr ich sie an einzelnen Stellen zusammendrängte und kürzte, weiter kann ich sie nicht mehr kürzen; ich glaube sie wird 4 Bogen einnehmen. Schreiben Sie mir nun offen, ob sie Ihnen so nicht paßt. Dann gebe ich sie eventuell eben wo anders hin. Ich möchte Geibel, der leider, wie ich von Knapp höre, in Meran ist, schreiben er soll mir nur $^2/_3$ des Manuskripts honorieren, aber dafür 150—200 Separatabzüge machen. Ich möchte eine solche Zahl haben, um an meine Zuhörer Exemplare geben zu können.

Von Funck-Brentano habe ich einen ziemlich umfangreichen Auszug für mich gemacht. Zu weiterem kam ich aber noch nicht, teils weil mich die andere Arbeit vollständig absorbierte, teils weil ich erst nochmal von Ihnen etwas über die Art hören wollte, wo und wie ich anzeigen solle. Das Buch hat mir in vielen Punkten gut gefallen, aber ebenso sehr reizt es zum Widerspruch. Etwas Vollendetes über ein so ungeheures Thema zu sagen, — dazu gehörte die Arbeit eines ganzen Lebens. Hier — so habe ich den Eindruck — redet ein junger Mann, der viel Geist, viel ästhetisch-litter. Bildung hat, daneben Pessimist und

franz. chauvinistisch ist, in sehr vielen Gebieten, die er behandeln muß, doch über den Dilletantismus nicht hinauskommt, der eben einmal abschließen und Buch machen wollte, das in echt französischer Weise die Mitte hält zwischen einer eleganten Feuilletoncauserie, die auf die Aufmerksamkeit des Tagespublikums spekuliert, und einer ernsten Geschichtsphilosophie, die sich Gelehrte und ernste Leute als Leser denkt. Soll ich offen so mich aussprechen? Oder würde der Autor sich dadurch zu verletzt fühlen? Soll ich mehr Auszug oder mehr Urtheil geben. Und wohin? Neues Reich und feuilletonistisch oder liter. Centralblatt und kurz gelehrt oder Jenens. Litteraturzeitung, wo etwas breitere Ergüsse erlaubt sind. Ihre eigene Zeitschrift ist wohl nicht passend oder wollen Sie da die Anzeige aufnehmen. Hildebrand ist wohl zu wenig gelesen. Schreiben Sie mir bald hierüber da ich an die Ausarbeitung gehen möchte, ehe mir die Erinnerung an die Lektüre zu sehr entschwunden. . . . [Persönliches.] Ihr treu ergebener G. Schmoller.

n. 99. Brentano an Schmoller. Breslau, den 16. Dezember 76.

Lieber Freund. Ich kann dieses Cirkular (= Anzeige des von Neujahr 77 ab zu erscheinenden „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung u. Rechtspflege im Deutschen Reich" von Holtzendorff u. Brentano. Bei Duncker & Humblot.) nicht an Sie abgehen lassen ohne herzliche Grüße an Sie u. die Ihrigen von meiner Frau u. mir beizufügen. Warum aber lassen Sie garnichts von sich hören? Sind Sie so unzufrieden mit meinem Buche, daß Sie sich in den Schmollwinkel zurückziehen? Oder warum höre ich garnichts?

In dem ersten Hefte der Vierteljahrsschrift habe ich das Buch von Schanz angezeigt. Ich habe dasselbe mit dem größten Interesse studirt u. finde es eine vorzügliche Erstlingsarbeit — (viel besser als die von Stieda, womit auch Gierke übereinstimmt). Stieda's Arbeit fördert die Sache nicht. Da ich ihm übrigens keine unangenehmen Dinge sagen möchte, habe ich Schanz die Anzeige seiner Arbeit überlassen, und der hat sie unmäßig gelobt.

Von meinem Buch ist mir noch keine Besprechung zu Gesicht gekommen außer einer in der N.Fr.Pr. [Neue Freie Presse] u.,

zu meinem Schrecken, in der N.A.Z. [Nordd. Allg. Ztg.]. Hoffentlich ist es kein zu nichtswürdiges Reptil, welches die letztere Besprechung verfaßt hat; sonst müßte sein Lob mir die Galle erregen. Aber alle liberalen Zeitungen schweigen beharrlich und — wie es scheint — grundsätzlich. Treitschke hat auch weder schriftlich noch gedruckt reagirt. (A Propos, senden Sie mir doch meinen Brief an Treitschke zurück).

Mit meinem Colleg gehts gut: Nat. Ök. 85, Finanz 29 Zuhörer. Zu den Stadtverordnetenwahlen wurde ich in allen drei Klassen aufgestellt, in der 3. von den Socialdemokraten, in der 1. von Molinari's. Ich fiel in allen dreien durch. Am größten waren meine Chancen in der 1. Klasse. Ich erhielt 79 Stimmen, der Jude Friedländer, Nb. ein Vetter Lassalle's, 160 Stimmen. Gegen mich stimmte geschlossen das gesamte Judenthum. An der Börse sogar wurde gegen mich agitirt. Besonders wirksam war, daß man verbreitete, ich habe dahin geschrieben, daß die Oberschlesische Bahn nur mehr 3½% Dividende vertheilen dürfe, der ganze Mehrertrag müsse unter die Arbeiter vertheilt werden. Darauf große Panik. Andere verbreiteten, ich hätte, da ich auf Baisse spekulirte, gg. die Oberschlesische Bahn agitirt. Das ist die Übersetzung unserer Bestrebungen ins Judendeutsch. Die Leute sagten sich: der Mann hat geschrieben gegen die Oberschlesische Bahn. Was kann er haben gehabt dazu für ein Interesse? Er wird haben spekulirt auf Baisse! — Und sofort waren alle Haussiers gegen mich.

Von anderer Seite werde ich aufgefordert, mich in den Reichstag wählen zu lassen. Ich habe aber gar keine Lust, Geld u. Zeit. Auch sehe ich nicht ein, was ich im Reichstag machen sollte. Mit besten Grüßen Ihr treu ergebener L. B.

n. 100. Brentano an Schmoller. Breslau, 24 Dezember 76.

Lieber Freund. Schon gestern Abend wollte ich Ihnen auf Ihre freundlichen Zeilen antworten, u. wurde nur durch eine Dazwischenkunft abgehalten, da erhalte ich heute Morgen Ihre Karte u. die Recensionen.

Zuerst zu Ihrem Brief. Was Sie mir über M. Müller sagen hat mich erschreckt, mehr durch den Ton als den Inhalt des Briefes.

Ich hatte aus M. Müller's Brief nämlich gerade die Idee erhalten, Sie seien es, die es wünschten, daß ich das Mandat annehme u. dies war ein wesentlicher Beweggrund meiner Annahme von Müller's Antrag. Nun scheinen Sie eher abzurathen. Die Sache verhält sich so:

Müller schrieb mir, ich möge doch ein Mandat annehmen u. bezog sich dabei auf Sie. Ich erwiderte, daß eigentlich alle meine persönlichen Verhältnisse mir die Annahme eines Mandates verbäten, daß aber diesem Reichstage allem Anscheine nach wichtige Vorlagen aus dem Gebiet der Arbeiterfrage gemacht würden, u. ich es da für diejenigen, die für eine bestimmte Lösung dieser Frage seit einer Reihe von Jahren öffentlich thätig seien, für eine Pflicht hielte, wenn nicht absolute Hindernisse im Wege ständen, an dem Orte für jene Lösung mitzuwirken, wo die Sache schließlich entschieden werde. Da ich nun dachte, daß Sie nicht annehmen könnten, nahm ich an. Darauf hat mir M. Müller noch garnicht geantwortet. Auf Ihren gestrigen Brief hin [schrieb ich ihm], daß ich meine Candidatur für völlig aussichtslos hielte, wenn Jolly kandidire. Außerdem müßte ich ihn darauf aufmerksam machen, daß ich in politischen Fragen zur Linken gehöre. Selbstverständlich würde ich es ihm nicht übelnehmen, wenn er nach dieser Mittheilung auf meine Candidatur verzichte.

Und nun besten Dank für Ihre Recension. Ich habe sie mit dem größten Interesse gelesen u. ich danke Ihnen für die liebenswürdige Art u. Weise, [wie Sie] die manigfachen u. theilweise unvermeidlichen Schwächen des Buches behandelten. Im Übrigen freue ich mich, daß Sie wie auch ich der Meinung sind, daß das Buch eine Fülle des Interessanten u. Anregenden bietet, u. daß es sich verlohnt es zu studiren u. anzuzeigen.

Seit ich Ihnen schrieb, sind mir nur 3 Besprechungen meines Buches zu Gesicht gekommen, in der N.A.Z., der Elberfelder Ztng u. in der Weserzeitung. Die Letztere ist von Lammers. Alle sind freundlich. Es ist komisch, daß die Leute im kleinen Format loben, was sie im großen Format tadeln. Und doch ists sachlich dasselbe wie früher, meist sogar in denselben Worten. Nur habe ich Eines mir zunutzen gemacht. Da die ganze frühere Polemik gg mein Buch sich lediglich gegen einige Kunstausdrücke richtete, ließ ich diese weg. . . . [Persönliches.]

Von Ihrem Aufsatze im Jahrbuch habe ich bereits den ersten Bogen im Aushängebogen. Er hat mich sehr interessirt u. ich freue mich auf die Fortsetzung. Das erste Heft wird, glaube ich, sehr gut werden. Und nun noch die besten Glückwünsche zum Neuen Jahr. Mit herzlichsten Grüßen allzeit Ihr L. B.

n. 101. Brentano an Schmoller. Breslau, den 4. Januar 77.

Lieber Freund. M. Müller hat mir verschiedene sehr dumme Streiche gemacht. Ich schrieb ihm einen Privatbrief, in dem unter Anderem vorkam: in politischen Dingen bin ich ein entschiedener Liberaler u. wenn in dem nächsten Reichstag noch eine nationalliberale Partei existiren sollte, werde ich zu dem linksten Flügel dieser Partei gehören. Darauf wurden die Justizgesetze votirt, u. ich schrieb an M. Müller, ich sei darüber empört u. fühle mich verpflichtet, ihm zu bemerken, daß ich danach keine Sicherheit geben könne, ob ich der nat. lib. Partei beitreten werde. Was tut Müller? Er veröffentlicht jenen Privatbrief, u. zwar indem er sich allerlei Abänderungen erlaubt, u. unter Anderen die wesentliche Änderung: in politischen Dingen gehöre ich zur äußersten Linken! Darauf telegraphire ich umgehend, er möge dies berichtigen, weiß aber nicht, ob er es gethan hat. Gleichzeitig schicke ich ihm eine Ansprache an die Wähler deren einziger Zweck war, jene Angabe, daß ich zur äußersten Linken gehöre zu widerlegen. Hat er diese Ansprache veröffentlicht? Ich habe sie nicht zu Gesicht bekommen.

Endlich schreibt er mir einen Brief, woraus hervorgeht, daß ich bei der Wahl so ziemlich keine Stimme außer der seinen erhalten werde. Dies würde uns nicht nur lächerlich machen, sondern auch den Vorwurf zuziehen, daß wir durch aussichtslosen Kampf die liberalen Stimmen zersplitterten. Deshalb schrieb ich gestern Müller einen für die Öffentlichkeit bestimmten Brief:

„Da der Minister Jolly, wie Sie mir schreiben, keineswegs Ihrer anfänglichen Meinung entsprechend von seiner Kandidatur absteht u. ohne Zweifel ungleich begründetere Ansprüche auf die Stimmen des Wahlkreises Pforzheim —D.-E. hat als ich, der ich dem Kreise fremd bin, so bitte ich Sie, um jederlei Zersplitterung der liberalen Stimmen bei Reichstagswahl zu vermeiden, meine Kandidatur zurückziehen zu wollen."

Niemand kann froher sein als ich, daß ich nicht gewählt werde. Ich nahm die Kandidatur nur aus Pflichtgefühl. Dem habe ich jetzt genügt. Aber da die Sache so absolut aussichtslos war, wäre es besser gewesen, mich überhaupt nicht aufzustellen. Sonst nichts Neues. Die herzlichsten Grüße von Ihrem treu ergebenen

L. Br.

PS. Nachdem die Nationalzeitung in Nr. 289, 290 u. 291 drei Leitartikel gebracht hatte, die mich wegen des neuen Buches sehr lobten, bringt sie in Nr. 297 einen heftigen Angriff gegen mich wegen der Broschüre „Über das Verhältnis etc." Es ist dies offenbar auf Antrieb Camphausens u. Achenbachs geschehen, u. ungemein komisch.

n. 102. Brentano an Schmoller. Breslau, den 1. Februar 77.

Lieber Freund. Ich würde Ihnen längst auf Ihre Zeilen quoad Müller geantwortet haben, wäre nicht meine Frau seit nun über 3 Wochen krank . . .

Zuerst was M. Müller angeht. Sie hatten Unrecht mit dem tollen Mann Mitleid zu haben. Was seine Ehrlichkeit angeht, so glaube ich allerdings auch an die Ehrlichkeit seiner Endziele, obwohl auch damit sehr viel persönliche Eitelkeit verbunden ist. In den Mitteln, die der Herr anwendet, um sein Ziel zu erreichen, ist er aber recht wenig ehrlich. Er ist nämlich durch die Zurückziehung meiner Kandidatur keineswegs überrascht worden. Hatte er doch selbst in einem Briefe an Held, den dieser mir mittheilte, geschrieben: ob es nicht besser sei, meine Kandidatur zurückzuziehen, er fürchte eine Blamage. Wenn ich mitbeeinflußt von dieser seiner eigenen Anregung meine Kandidatur zurückzog, so konnte er doch nicht überrascht sein! Seine Ehrlichkeit aber wird am besten durch Folgendes charakterisirt: Ich telegraphirte ihm unter Anderen einmal: Bleiben Sie doch bei der Wahrheit! Darauf zurück:„ Im Wesentlichen bin ich bei der Wahrheit!" — Daß Jolly, den er persönlich haßt, durchfiel, ist allein M. Müller's Mache. Doch lassen wir nun Herrn Müller.

Den 14. Februar [Der Brief blieb liegen]: Blanckenburg schreibt in der Schles. Ztng.: wieder wütende Artikel gg. mich. Wieder Kreuzband. Druckfehler werde ich berichtigen, wenn Sie sie mir zusenden. Bestens grüßend L. B.

n. 103. Brentano an Schmoller [Postkarte.]

Breslau, 23. Februar 77.

[Reisepläne . . .]. Auf Ihre Kritik meines Buches habe ich Ihnen noch immer aus Zeitmangel nicht geantwortet, werde es aber eingehend thun. Vorläufig den besten Dank. . . . L. B.

n. 104. Brentano an Schmoller. Breslau, den 7. Mai 77.

Lieber Freund. [Über Krankheit Schmollers u. seines Söhnchens.] Nehmen Sie doch das ganze Sommersemester Urlaub aus Gesundheitsrücksichten. . . . Vielleicht treffen wir uns irgendwo in den Ferien. Es wäre mir dies in doppelter Weise erwünscht. Einmal aus persönlichen u. gesellschaftlichen Rücksichten, dann auch um mich mit Ihnen über versch. wissenschaftl. Punkte auszusprechen. Ich habe nämlich noch Ihren Brief vom 28. Jan., in dem Sie sich über mein letztes Buch aussprechen, auf dem Schreibtisch liegen, in der Hoffnung einmal gleichzeitig Zeit u. Stimmung zu finden, darauf zu antworten. Allein ich fürchte die Auseinandersetzung unserer Differenzpunkte würde so lange werden, daß ich schriftlich wohl nie dazu kommen werde. Und da ich Ihnen doch ausführen möchte, warum ich die wichtigsten Ihrer Bemerkungen für nicht zutreffend halte, so wünsche ich eine persönliche Begegnung herbei, damit ich mich mit Ihnen verständige.

Daß Sie nicht nach Berlin zur Ausschußsitzung kommen, finde ich begreiflich. Aussetzen können wir aber m. E. den Congreß nur, im Fall Deutschland bis zum Herbst in Krieg verwickelt wird, was doch bis jetzt noch nicht wahrscheinlich ist. Mir scheinen zwei Themata unerläßlich u. durch die Zeitverhältnisse geboten: Handelsverträge u. die Gewerbeordnungsnovelle. Wie dies letztere Thema zu präcisiren sei, ist allerdings eine schwierige Frage. Vielleicht läßt es sich in mehrere kleinere Themata zerlegen. Ein großes prinzipielles Thema wüßte ich nicht, außer der Reform des Erbrechts mit Scheel als Referent. Ich fürchte aber da würden wir uns unter einander zu sehr trennen. Diese Gefahr wird sich übrigens bei keinem Thema von Bedeutung mehr vermeiden lassen. Wagner z. B. u. ich werden immer mehr als einander entgegengesetzt denn als von gemein-

samen Anschauungen ausgehend erscheinen, u. sind wir beide auch die sich am entferntesten Stehenden, so bestehen doch auch zwischen den Übrigen Differenzen, in denen ich übrigens nichts Beklagenswerthes sehe.

Aus Ihrer Bemerkung Stieda betreffend, sehe ich, daß Sie nicht ganz richtig über den Fall informiert sind. Stieda lieferte den Aufsatz über die Enquête so spät bei mir ein, daß ich ihn, ohne ihn lesen zu können, in Druck geben mußte. Als er gedruckt war, sah ich, daß er verschiedene stylistische u. formelle Mängel bedenklicher Art hatte (cf. den 1. Absatz) u. daß er auch manche thatsächliche Unrichtigkeiten enthielt. Ich machte Stieda darauf in möglichst liebenswürdiger Weise brieflich aufmerksam. Er dankte dafür in sehr freundlicher Weise, entschuldigte sich wegen des tatsächlich Irrigen u. wegen der stylistischen u. formellen Fehler, u. bat mich letztere in Zukunft doch zu verbessern, bevor ich sein Ms. zum Druck gäbe. Dann schrieb ich ihm später, allerdings per Postkarte, er möge doch seine Beiträge für das 2. Heft unmittelbar an Geibel senden, da die Zeit dränge, sonst könnten sie nicht mehr aufgenommen werden. Allerdings müsse ich ihm dann überlassen anderweitig dafür zu sorgen, daß sein Ms. fehlerfrei sei. Diese Antwort auf die Bitte, seine Fehler zu korrigiren, nahm Stieda übel, aber nicht etwa, weil sie per Postkarte kam, sondern weil er eine durch seine bisherigen Leistungen keineswegs gerechtfertigte Empfindlichkeit besitzt.

Das zweite Heft gefällt mir auch nicht. Von meiner Seite ist nur der (übrigens sehr flaue) Artikel von Lammers über Eisenzölle u. ein Aufsatz von Neumann über Kindersterblichkeit in das Heft geliefert worden. Außerdem Recensionen von Schanz u. von mir, darunter eine von mir über Oncken's elendes Geschmier über A. Smith. Schanz's Recensionen gefallen mir sehr. Im dritten Hefte schreibe ich einen historischen Artikel über den Zusammenhang des Unterstützungswesens u. der Wirtschaftsordnung der verschiedenen Zeiten.

Die herzlichsten Grüße Ihrer Frau von Ihrem in alter Treue erg. L. B.

n. 105. Schmoller an Brentano. Straßburg, 22. Mai 77.

Lieber Freund! Haben Sie besten Dank für Ihre Zeilen! . . . [Familiennachrichten.] Von m. Vorlesungen macht mir diesmal mein Publikum über Methode viel Freude; es ist sehr besucht, auch von Historikern und anderen Nichtnationalökonomen. Im Seminar habe ich 5—6, in der Nationalökonomie 40. Mein Straßburger „Tucher und Weberbuch" ist, was die Urkunden betrifft, jetzt durch Stieda nahezu druckfertig hergestellt u. ich habe an dem nochmaligen Durchlesen des Materials große Freude gehabt. Sie werden vielleicht von Ihrem Standpunkt aus seiner Zeit auch wieder finden, daß es nicht so sehr Vieles Neue enthalte. Für mich enthält es unendlich viel Neues, nicht freilich für die paar allgemeinen Fragen des Zunftwesens, aber für das Detail. — Sonst ruht die Arbeit bei mir. Nur lesen kann ich jetzt manches. Ob ich resp. Knapp und ich bis Herbst ein od. zwei Hefte uns. Forschungen ausgeben, ist noch nicht sicher, da die Dinge, die wir in Aussicht haben, alle noch nicht ganz fertig sind.

Ueber die Berliner Beschlüsse bin ich getheilten Herzens; daß wir einmal nach Berlin gehen, ist am Ende gut, ob auf die Dauer bezweifle ich; ich fürchte den Einfluß der Berliner Volksw. Gesellschaft Braun, Faucher, Engel, Weigelt ect. Die Referenten über den öster. deutschen Handelsvertrag gefallen mir, da sie fanatische Freihändler sind, auch nicht. Nur wer noch auf metaphys. dogm. Standpunkt steht, kann fan. Freihändler sein u. deshalb möchte ich nicht, daß wir für ds. Standpunkt so unbedingt u. einseitig eintreten. — Ich würde sehr bedauern, wenn ich zu der Versammlung nicht kommen könnte, weil ich fürchte, daß sie relativ zu conservativ ausfällt.

Knapp hat mir dieser Tage Manches von dem erzählt, was Sie ihm geschrieben u. wir haben viel darüber geredet. Die Kritiken von Scheel u. Wagner, die beide etwas bissig sein müssen, habe ich noch nicht gelesen. Es ist mir leid, daß so Ihr Buch nicht die Anerkennung in den hauptkritischen Organen findet, die es verdient. Ich glaube aber nicht, daß das s. Erfolg auf die Dauer schaden wird. Es ist ja auch kein Buch blos für den Moment, sondern ein solches, das für eine Reihe von Jahren eine wichtige Stelle behaupten wird. — Ich dachte wohl

daran, auch eine Anzeige zu schreiben. Aber mein Befinden und eine gewisse Scheu hielt mich ab, die ihre Wurzel darin hat, daß jedermann unser nahes pers. Verhältnis kennt, daß wir uns bisher schon gegenseitig sehr günstig recensiert haben u. daß also ein Verdacht des gegenseitigen Lobvereins in unangenehmer Weise sich daran heften könnte. Ueberdies wollte ich das, was ich dagegen auf dem Herzen habe, lieber Ihnen allein als dem Publikum sagen.

Auch ich wünschte, wie Knapp, Sie einmal wieder ordentlich zu sprechen; — aber bis wann wird das möglich sein? Unsere Reisepläne hängen ganz von unserem Jungen ab. Eigentlich habe ich im Sinn in den Herbstferien hier zu bleiben und meine neue Wohnungseinrichtung zu besorgen. Von Luftveränderung halte ich im Moment recht wenig, nachdem mir der 8 wöchentliche Aufenthalt in Italien so garnichts genützt.

— Da ich schon 3—4mal durch Besuche an diesen Zeilen unterbrochen wurde, so müssen Sie das ungeordnete in dens. entschuldigen. Zunächst möchte ich nicht vergessen, Ihnen einen jungen Germanisten, Dr. Liechtenstein aus Weimar, Schüler Scherers, Spielgenosse meiner Frau aus ihren Kinderjahren bestens zu empfehlen. Scherer prophezeit ihm eine große Zukunft u. wir haben ihn persönlich sehr gern gehabt. Er ist jüd. Abstammung ... Er wird sich in dieser Woche in Breslau habilitieren.

Das neue Heft Ihres Jahrb. habe ich noch nicht gesehen. Auf ihre Arbeit im nächsten bin ich sehr begierig. — Erzählen Sie mir doch noch einiges über die Berliner Sitzung, ... und vergessen Sie nicht Ihren treu ergebenen G. Schmoller.

n. 106. Brentano an Schmoller. Breslau, den 10. Juli 77.

Lieber Freund. [Persönliches, Sommerreise u. evt. Zusammentreffen in Schwalbach betr.]. Wieviel haben wir nicht zusammen zu besprechen, Sachliches u. Persönliches! Ich lasse für heute das Sachliche außer Betracht. Außer soweit es sich auf unsere Octoberversammlung bezieht. Auch ich bin mit der Wahl der Referenten in der Handelsfrage (Weigelt u. Hertzka) sehr wenig einverstanden u. habe außer diesen lebhaft Lehr in der Aus-

schußsitzung vorgeschlagen, fiel aber durch. Ebensowenig einverstanden bin ich mit der Wahl der Referenten in der Gewerbeordnungsfrage. Ich habe völlig das Gefühl, daß ich dem Standpunkt der Mehrheit der Mitglieder unseres Vereins nicht entspreche, u. übernahm das Referat nur, weil es mir aufgehalst wurde. Nach meiner Meinung müßten Sie das Referat übernehmen, u. ich bitte Sie heute noch inständig, doch ja an meine Stelle zu treten. Mit dem Antrag die Erbschaftssteuer auf die Tagesordnung zu setzen fiel ich in der Ausschußsitzung durch.

Unterdessen haben Sie wohl von meiner neuen Fehde mit Treitschke Kenntnis genommen. Seine Besprechung meines Buchs u. seine Erwiderung auf meine Entgegnung gelten hier ziemlich allgemein als das Schwächste, was er geschrieben. Zudem ist seine letzte Erwiderung unartig u. unehrlich. Aber was liegt daran. Ich habe die Empfindung, daß dieser Streit trotz all' dieser Fechterkünste für mich sehr günstig abgeschnitten hat. Was meinen Sie?[1])

Aus meinem Aufsatz über die liberale Partei u. die Arbeiter erhalten Sie eine schwache Vorstellung von den Chicanen u. der systematischen Verleumdung, der ich hier unausgesetzt exponirt bin. Ich ging deshalb gern hier fort, u. wenn Göppert Neumann hierher beruft, würde ich wohl nach Tübingen gehen, im Falle ich dahin berufen werden würde. Können Sie nicht anregen, daß in diesem Falle dort an mich gedacht wird? Wir wären dann auch einander näher u. ein regeres Zusammenleben wäre ermöglicht. Schreiben ist ein zu unvollkommnes Mittel, mit einander zu verkehren. — Der Dr. Lichtenstein hat mir sehr gut gefallen. Bitte sagen Sie dies gelegentlich auch Scherer, der mir ihn gleichfalls empfohlen hat. Grüßen Sie auch Knapp, vor Allem aber Ihre Frau von meiner Frau sowohl als von Ihrem treu ergebenen L. Br.

n. 107. Schmoller an Brentano. Straßburg, 13. Juli 77.

Lieber Freund! Auch ich habe das lebhafteste Bedürfnis, Sie zu sehen und über Vieles mich mit Ihnen auszusprechen. Ich

[1]) Vgl. Treitschkes Brief an Brentano vom 16. Juni 1877 bei Cornicelius, Briefe Treitschkes, III S. 446.

lese bis 7. Aug. gehe dann auf 4—5 Tage nach Tübingen zum Jubiläum und von da direkt wieder hierher, wo wir die Absicht haben die ganzen Ferien zu bleiben, . . . Ich kann überdies wegen des Druckes des Urkundenbuches kaum weg. Dazu kommt, daß auch Knapp Sie sehr gern sähe und spräche; er geht den 4. Aug. etwas in den Schwarzwald, ist vom 20. Aug. an wieder hier. Zu einer Fußtour bin ich kaum der rechte Mann; also wäre es eben das Beste, Sie kämen auf einige Tage hierher; ist Kn. noch im Schwarzwald, so besuchen wir ihn da. — Ich möchte freilich auch Ihre Frau recht gern sehen und käme deshalb gern nach Schwalbach; aber Sie sähen dann Knapp nicht und ich kann nicht recht von hier fort. — [Familiäres.] . . .

M. Gesundheit ist in etwas besserem Stand, als im Frühjahr, aber um den Preis, daß ich fast nichts thue, viel schlafe und sehr gut lebe. Ich möchte daher auch nicht versprechen, ein Referat zu übernehmen; wir können darüber ja noch bei uns. Zus.kunft reden. Wenn ich in den Ferien mich leidlich fühle, will ich nach Berlin, eine sichere Verbindlichkeit hin zu kommen, kann ich noch nicht eingehen.

Nun besten Dank für die Zusendung Ihres Essays aus den preuß. Jahrb. Treitschkes Anzeige u. Replik habe ich noch nicht gelesen da ich eben jetzt zu nichts derart, komme. In vielen Beziehungen finde ich Ihren Angriff gegen Treitschke ausgezeichnet: maßvoll, gut geschrieben, die liberale Presse bloßstellend. Vieles aber, was grade bei den Lesern der preuß. Jahrb. günstig wirken wird, ist mir gegen das Gefühl, so Ihre fortwährenden Versicherungen, daß Liberalismus u. der Socialismus sich vertragen. Ihre Versicherung, Sie seien Individualist ist mir fast schmerzlich. Wie kann der Apostel des Genoss. u. Gewerkvereinswesens sich den Namen geben, mit dem man bisher Alles bezeichnet hat, was uns bekämpft. Es ist mir doppelt schmerzlich weil das der Punkt ist, in dem uns. Ansichten in der That immer mehr auseinander zu gehen scheinen. Ihre Grundanschauungen scheinen mir mehr und mehr von zwei Ausgangspunkten beherrscht: von der Hermannschen Dogmatik der Nationalökonomie und vom englischen politischen Radikalismus, der freilich individualistisch ist. Ich glaube, daß diesen Ausgangspunkten in Ihrem eigenem Innern historische und

philosophische Studien entgegen wirken u. daß deshalb die Zukunft Ihres wissenschaftlichen Standpunktes noch nicht absolut fixiert ist. Nach meiner unmaßgeblichen Ansicht müßten diese beiden letzten Faktoren siegen, während ich umgekehrt die Empfindung habe die ersten beiden seien in letzter Zeit wieder mehr hervorgetreten.

Nehmen Sie mir diese Expektoration nicht übel; sie fließt nur aus der Empfindung tiefer und inniger Freundschaftsgefühle, die ich wie Sie wissen für Sie habe und die wie ich hoffe gegenseitig immer dieselben bleiben werden, auch wenn wir wissenschaftlich in dem od. jenem auseinander gehen. Ueber all diese Dinge müssen wir uns ordentlich aussprechen, hier oder am Rhein. Grüßen Sie Ihre l. Frau aufs herzlichste von uns. Lassen Sie hören, wann Sie reisen u. von Schwalbach aus, wo Sie wohnen. Auch K. grüßt bestens mit mir. In tr. Freundschaft

Ihr G. Schmoller.

n. 108. Brentano an Schmoller.

Langenschwalbach, 10. August 77.

Lieber Freund. [Eindrücke u. Bericht über den Aufenthalt.] Es wäre nun weitaus das Beste, Sie kämen hierher. Wir könnten uns bei einem längeren Zusammensein wieder einmal gründlich aussprechen. Ich könnte Ihnen darlegen warum ich stets Individualist war u. immer mehr in meinen individualistischen Anschauungen mich befestige. Sie könnten mich vom Kgl. preuß. Staatsstandpunkt gründlich bekämpfen. Wir könnten unsre beiderseitigen wissensch. Pläne mit einander besprechen. Vor Allem aber wir könnten auch einmal wieder als persönliche Freunde zusammen sein: denn ganz sicher, weder Ihr Socialismus à la Friedrich I. noch meine individualistische Ungebundenheit sollen uns je trennen. Zu all dem hätten wir wenn ich auch ein paar Tage nach Straßburg komme, lange nicht so ungezwungene Gelegenheit. Und ob Knapp auch hierher kommt oder in den Schwarzwald geht, ist ja ziemlich einerlei. Also bitte, überlegen Sie u. Knapp es sich noch einmal mit Ihren Frauen, u. entscheiden Sie sich statt für den Schwarzwald für die Nassauischen Wälder!

Wie steht es nun mit dem Referat über die Reform der G.O. für den Berliner Congreß? Ich hätte aus persönlichen wie sachlichen Gründen den dringendsten Wunsch, daß Sie statt meiner das Referat übernehmen. Aus sachlichen Gründen: weil ich die Ueberzeugung habe, daß meine evt. Anträge sowie die Begründung derselben die eigentlichen Träger des Vereins in keiner Weise befriedigen werden. Es wird infolgedessen viel Streit unter uns geben, der unserm Ansehen nach außen nur schadet. Aus persönlichen Gründen: ich möchte mich so gern aus der praktischen Agitation zurückziehen. Ich habe das Bewußtsein, daß dies eine wissenschaftliche Existenzfrage für mich ist. Es gibt gewisse rein wissenschaftliche Fragen die ich durcharbeiten muß und endgültig für mich erledigen muß, wenn ich mich wissenschaftlich irgendwie weiter entwickeln soll. Diese Fragen werden während der nächsten Jahre meine Arbeitskraft völlig in Anspruch nehmen. Ich will mich deshalb von jeder Berührung mit dem öffentlichen Leben vollständig zurückziehen. Ich habe zudem die Empfindung, daß alle meine Berührung mit dem öffentlichen Leben bis jetzt gar keinen Nutzen gebracht, mir dagegen durch Aufregungen u. Abziehung von Ernsterem erheblich geschadet hat. Also fortan fern von diesem unfruchtbaren Treiben! Würde ich aber in Berlin referieren, so würde dies praktisch nichts nützen, meine bisherigen Freunde ärgern u. verstimmen, u. mich wieder in die Aufregung der täglichen Meinungskämpfe zurückschleudern. Sie dagegen sind der geborene Referent über die G. O. Ihre Anschauungen sind recht eigentlich die des Vereins, recht eigentlich die kathedersocialistischen Anschauungen. Und wenn auch die Tagesblätter über Sie wahrscheinlich ebenso herfallen dürften wie über mich, so können Sie doch diese Angriffe leichter als ich ignoriren: denn gegen mich wenden sich dieselben tagtäglich an dem Ort selbst wo ich zu existiren u. zu wirken angewiesen bin, und hemmen mich in jeder Weise.

Also bitte geben Sie mir recht bald die Nachricht, daß Sie sich entschlossen hätten, am 10. Oktober in Berlin über die Reform der G. O. zu referiren. Sie können sich ja jetzt in aller Ruhe Ihr Referat überlegen, u. bis zum 10. Oktober sind Sie mit Ihrem Umzug in Ihre neue Wohnung längst in Ordnung. Meine Frau grüßt Sie bestens . . . Ihr treu ergebener L. Brentano.

n. 109. Brentano an Schmoller [Postkarte].

Langenschwalbach, 18. Aug. 77.

Lieber Freund. Wo stecken Sie? Täglich erwarte ich mit Ungeduld den Wagen, der Sie u. Ihre liebe Familie hier anbringt, oder doch den Brief, der mir Ihre bevorstehende Ankunft meldet. Auch hoffe ich sehr, daß Sie das Referat für Berlin übernehmen. Ich bin jetzt völlig mit mir einig, daß ich es jedenfalls nicht erstatten werde, und wenn Sie, der es eigentlich sollte, nicht übernehmen, werde ich Max Hirsch bitten, es zu thun. Aber bitte um baldige Entscheidung. Und vor allem, kommen Sie hierher! Brunner aus Berlin nebst Gattin ist jetzt auch hier. Und die Wälder in nächster Nähe sind köstlich. Mit bestem Gruß von Haus zu Haus L. B.

n. 110. Brentano an Schmoller [Postkarte].

Langenschwalbach, 21. Aug. 77.

Lieber Freund. Ihren Brief u. Karte erhalten. Da es also nicht anders sein kann, komme ich Ende dieser oder Anfang der nächsten Woche nach Straßburg. Den Tag kann ich nicht genau bestimmen. Ich will nämlich mit Brunner über den Feldberg wandern u. von da fahre ich nach Straßburg. Sollte ich Ende dieser Woche nicht kommen sondern erst Ende der nächsten, so schreibe ich noch. Meine Frau ist tief betrübt, daß Sie nicht kommen. Grüße usw. L. Br.

n. 111. Brentano an Schmoller.

Langenschwalbach, 30. August 77.

Lieber Freund. Als ich vorgestern Abend hier wieder eintraf, fand ich soviel, was dringende Erledigung verlangte daß ich erst heute dazu komme, Ihnen zu schreiben u. für die überaus herzliche Aufnahme zu danken, die Sie mir zu Theil werden ließen. Es war für mich ein in jeder Weise glücklicher Aufenthalt, einer von denen, die nicht bloß im Augenblick das größte Behagen gewähren, sondern auch dauernd ein ungemein befriedigendes Gefühl und die frohesten Erinnerungen zurücklassen. Ich denke hierbei nicht bloß an die große persönliche Freundlichkeit, an

die Sie mich ja gewissermaßen wie an ein Recht gewöhnt haben, sondern auch an die große sachliche Befriedigung, die ich von Straßburg mit fortgenommen habe. Ich hatte die zwischen uns bestehenden sachlichen Differenzen für viel größer gehalten, als sie sich mir nun darstellen, u. in dem Bewußtsein, mich hierin geirrt zu haben, sehe ich das erfreulichste Resultat meines Aufenthalts bei Ihnen. Allerdings zeigt mir diese Erfahrung auch, wie leicht es ist, sich über Menschen zu irren, mit denen zu verkehren man außer Stande ist, u. läßt mich die weite Entfernung von Ihnen noch lebhafter empfinden. . . . [Persönliches über die Gesundheit usw.]

Anliegend die versprochenen Drucksachen. An Held schrieb ich gestern gemäß unserer Verabredung Berlin betreffend. Ich sagte, wir hätten es für zweckmäßiger gefunden, daß ich nicht Referent sei, da ich weder die beiden Parteien, die unser Verein protegiere, die Handwerker u. die Gewerkvereine noch auch die theoretischen Anschauungen des Vereins voll repräsentire. Dannenberg, der Vertreter der Handwerksmeister, soll erster Referent sein u. Thesen vorlegen. Hirsch, der Vertreter der Gewerkvereine, soll 2. Referent sein u. Thesen vorlegen. Sie würden keine Thesen vorlegen, sondern einen allgemeinen Einleitungsspeech halten von prinzipiellen Gesichtspunkten aus. So werde die Debatte sachlich vollständig u. formell glänzend eingeleitet werden.

Knapp werde ich nächster Tage selbst schreiben. Einstweilen sagen Sie ihm die herzlichsten Grüße usw. . . . Ihr L. Br.

n. 112. Brentano an Schmoller.

Langenschwalbach, den 5. Sept. 77.

Lieber Freund. Meinen Brief nebst den anliegenden Drucksachen werden Sie längst in Händen haben. Wie ich Ihnen in dem Briefe mitteilte, hatte ich an Held geschrieben u. ihm unsere Vereinbarung mitgeteilt. Seitdem bin ich in lebhafter Korrespondenz mit ihm gestanden. Er will von Max Hirsch nicht einmal als von einem, sozusagen, dritten Koreferenten etwas wissen. Darauf habe ich ihm den Doktor Karl Bücher als dritten Koreferenten vorgeschlagen. Auch der scheint ihm jedoch nicht

ganz genehm, wenn er ihn auch nicht ablehnte. Held macht nun seinerseits folgenden Vorschlag: Wenn sich statt des Max Hirsch als (3.) Koreferenten Niemand geeignetes findet, Sie aber einen einleitenden Vortrag halten u. Dannenberg gründlich referirt, so komme es auf den weiteren Koreferenten nicht so sehr an. Es komme alles auf Dannenbergs Thesen an. Vielleicht koreferirt dann Jemand aus dem Stegreif, vielleicht ist ein weiterer Koreferent garnicht nötig.

Ich stimme dem vollständig bei, und habe deshalb an Dannenberg geschrieben, er möge Ihnen, sobald er über seine Thesen mit sich selbst im Reinen sei, Ihnen seine Thesen schriftlich mitteilen. Mir scheint sogar ein weiterer Koreferent neben Ihrem prinzipiellen Vortrag u. neben Dannenberg ganz unnötig, da ja anderweitige Anschauungen in der Form von Amendements zu Dannenbergs Thesen hinreichend zur Geltung kommen können.

Unentbehrlich aber ist Ihr einleitender prinzipieller Vortrag. Auf dem Boden der Gewerbeordnung haben Sie vor Jahren mit Ihrer Geschichte der deutschen Kleingewerbe den Kampf gegen das Manchesterthum begonnen. Jetzt wo die Gelegenheit ist, Ihren Anschauungen praktische Geltung zu verschaffen, müssen Sie Ihre prinzipiellen Anschauungen laut hervorheben u. begründen. Da Sie von jedem tieferen Eingehen ins Detail dadurch, daß keine Thesen von Ihnen verlangt werden, befreit sind, macht Ihnen dieser prinzipielle Vortrag auch nicht viel Mühe u. Sorge. Wenn Sie ihn drei Tage vor Ihrer Abreise machen, so reicht dies hin. . . . [Über Gesundheit u. Grüße.] L. Br.

n. 113. Schmoller an Brentano. Straßburg, 13. Sept. 77.

Lieber Freund! Verzeihen Sie, wenn ich Ihre beiden Briefe v. 30. Aug. u. 5. Sept. so spät beantworte; aber ich stecke jetzt so in Umzugs- u. Haushaltungsgeschäften, daß ich zu nichts komme.

Mit der Ablehnung Max Hirsch's bin ich ganz zufrieden. Wenn ich mich irgend wohl genug fühle, werde ich kommen und den besprochenen einleitenden Vortrag halten. Referiert neben mir nur Dannenberg, so hängt es von seinen Thesen ab, ob ich nicht

am Ende auch welche aufstelle. Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie Dannenberg geschrieben, er solle mir seine Thesen bald schicken. Ist es mir, was ich nicht hoffe, im letzten unmöglich zu kommen, so müssten Sie eben wieder eintreten. Doch befinde ich mich im Augenblick ganz leidlich und hoffe kommen zu können.

Für Ihren Besuch muß ich Ihnen nochmals ganz besonders danken; Sie haben mir und Knapp dadurch eine große Freude gemacht. Was unsere Besprechungen betrifft, so habe ich ebenfalls die Empfindung, daß die Differenzen sich viel geringer zeigten, als ich fürchtete. Hauptsächlich methodologisch stehen wir doch so ziemlich auf einem Boden und das ist für nahen und ersprießlichen geistigen Verkehr eigentlich das Wichtigste. Man kann sich dann immer verständigen. Kleinere oder größere Abweichungen in praktischen Idealen und Zwecken ist dagegen etwas, was mich im Verkehr garnicht stört. Das ist Gefühls-, Temperaments- und Glaubenssache; das eine ist nicht wichtiger als das andere; es sind Strömungen, die beide immer vorhanden sein müssen, die abwechselnd die Menschheit vorwärts bringen. In dem Sinne, wie Sie uns jetzt Ihren Individualismus erklärt haben, will ich ihn mir gerne gefallen lassen. . . . [Familiäres.]

Theilen Sie mir per Postkarte doch mal mit, wie lange Sie in Aschaffenburg bleiben u. wie Briefe Sie von da an bis 7. Oct. erreichen. In alter Freundschaft Ihr treu ergebener G. Schmoller.

n. 114. Schmoller an Brentano. Straßburg, 20. Sept. 77.

Lieber Freund! Ich bin schon mitten im Bücherpacken[1]) begriffen, kann aber nicht unterlassen, Ihnen ein Wort der innigsten Theilnahme über das Unwohlsein Ihrer Frau zu sagen. Hoffentlich täuschen Sie sich und ist es doch nicht so schlimm. Wir sind ganz alterirt über die Nachricht. —

Ich habe mich seit etwa 10 Tagen in die Gewerbereformfrage hineingelesen u. sehe deshalb der Sache ruhiger entgegen. An Dannenberg habe ich auch geschrieben. Auch einige Hilfskassensachen las ich u. kam da an Ihren Aufsatz im 3. Heft, der mir das beste scheint, was Sie je geschrieben haben. Ich

[1]) Schmoller zog damals in Straßburg um.

möchte sachlich dem Schlusse nicht ganz zustimmen, aber das ist ja ganz gleichgültig. Der Essai ist ein wahres Meister u. Cabinetsstück, große Gesichtspunkte u. strenge einheitliche Zusammenfassung, — so ganz das Ideal dessen was ich mir als historisch philosophische Behandlung nur denken kann. Ich wäre stolz darauf, wenn ich das Ding gemacht hätte.

Sie wissen, daß ich Ihnen gern was Angenehmes sage, weil ich Sie gar lieb habe; — aber ich glaube, ich würde diesmal ganz ebenso über den Aufsatz denken, wenn ich den Autor nicht kennte.

Lassen Sie uns per Karte bald hören wie es bei Ihrer l. Frau, die wir beide bestens grüßen, steht. In alter Freundschaft Ihr

G. Schmoller.

n. 115. Brentano an Schmoller. [Postkarte.]

Breslau, den 1. Nov. 77.

Heute habe ich Ihnen Gotheins Dissertation unter Kreuzband geschickt. Bitte denken Sie auch daran meinem Schwager Ihren Anti-Treitschke zu schicken. Ich bin furchtbar durch Dekanatsgeschäfte in Anspruch genommen. Dazu die unangenehme Aufgabe mich nochmals mit Ihrem Freunde G. C. in Zürich[1]) zu beschäftigen. Sein Aufsatz im 3. Heft ist eine wissenschaftliche Schurkerei, wie sie mich allerdings von der Seite nicht überrascht. Dafür werde ich ihn aber jetzt abfertigen, daß er wohl genug hat. Leider kann meine Entgegnung erst im ersten Hefte 1878 der Tüb. Ztschr. erscheinen, da Schäffle mir schrieb, daß H. 4 dss. Jahres schon geschlossen sei. Die besten Grüße usw.

L. Br.

n. 116. Brentano an Schmoller. Straßburg, 22. Januar 78.

Lieber Freund! Ich wollte Ihnen immer mal schreiben; aber ich verschob es, in der Hoffnung, einmal auch wieder, eher etwas erquickliches von uns melden zu können.... [Persönliches.] Mir geht es körperlich nicht schlecht. Arbeit, Vorlesung, Seminar sind meine Zuflucht. Die ersten Hefte meiner Zeitschrift werden bald erscheinen. Den Prospect erhalten Sie bald.

[1]) Gemeint ist der Nat. Ökonom Gustav Cohn.

Knapp setze ich sehr zu, die von Ihnen gewünschte Anzeige zu machen; Er ist von Heftmachen für die Vorlesung sehr in Anspruch genommen. Zuerst war er durch Ihre Zeilen etwas verstimmt, indem er Ihre pers. Bemerkungen etwa so auffaßte: Nur ein Schafskopf könne das Heldsche Buch loben; das sei nicht Ihre Sache, er könne es aber thun (scilc. er sei ein solcher). Uebrigens theile ich Ihre Ansicht über das Buch auch nicht; so wenig ich das Buch hoch stelle; das was Sie in Ihrem Briefe an Kn. daran tadeln, scheint mir so gleichgültige Nebensache, die praktische Zeitgemäßheit des populären Büchelchen so groß, die Lesbarkeit für den Philister, auf den er rechnet, so sehr vorhanden, daß man es wohl als populär. Büchelchen, was es sein will, loben kann. Held persönl. gegenüber habe ich freilich mehr das hervorgehoben, was ich daran zu tadeln habe.

Gelegentlich möchte ich mir vorbehalten bei Ihnen Isacsohn zweiter Band preuß. Beamtenth. anzuzeigen. Bis wann ich freil. dazu komme, weiß ich nicht. . . . In tr. Freundschaft Ihr

G. Schmoller.

P.S. Schreiben Sie mir nochmal d. Adresse Ihres Schwagers in Paris; ich habe jetzt erst wieder Exemplare m. Anti-Treitschke erhalten.

n. 117. Brentano an Schmoller. Breslau, den 24. Jan. 78.

Lieber Freund. . . . [Besetzung einer Stelle am Landesmuseum in Breslau als Landschafter durch Preller wird besprochen u. über einen Schwager Schmollers.] An Knapp habe ich in Sachen des Held'schen Buches heute morgen sofort nach Empfang Ihrer Zeilen geschrieben, um jede Verstimmung seinerseits zu beseitigen. Das Buch halte ich aber in der That für recht schlecht. Die beiden Sätzchen, die ich in meinem Brief an Knapp hervorhob, sind an sich selbstverständlich Nebensache. Aber sie charakterisiren den unwissenschaftlichen Geist des Authors, ich möchte beinah sagen, seine wissenschaftliche Ahnungslosigkeit, u. diese tritt fast auf jeder Seite des Buches hervor. Daß es auf dem Niveau des „Philisters" ist, wie Sie schreiben, will ich nicht leugnen; allein dieses Lob klingt schlimmer als mein Tadel. Es ist aber weit entfernt von einer wissenschaftlich-populären Dar-

stellung, denn es enthält wissenschaftliche Horrenda, — wie der Satz, daß die wissenschaftliche Wahrheit in der Mitte zw. Extremen liege, — die gegenüber Vertretern anderer wissenschaftlicher Disziplinen gradezu kompromittiren u. die breitesten Angriffspunkte bieten. Es fehlt dem Helden eben jede wissenschaftliche Schärfe . . . [Über die Habilitierung eines Polen in Breslau.] Ihre Recension von Isaaksohn sehr willkommen. Bitte für H. 2. — Grüße . . . L. Br.

n. 118. Schmoller an Brentano. 3. Febr. [1878].

Lieber Freund! Hier endlich mein Cirkular u. besten Dank für Ihre Bemühung und Ihre Nachricht betreffs der Stelle. Ich habe was Sie schreiben Preller mitgetheilt, bin aber wieder zweifelhaft, ob er unter solchen Umständen sich entschließen wird, sich um die Stelle zu bemühen. — Was sagen Sie zu den Plänen betreffs Hildebrand, von denen Knapp Ihnen schrieb. Ich meine Geibel sollte Hildebr. Jahrb. jedenfalls erwerben u. mit Ihren Jahrb. verbinden verschmelzen, Holzendorf herauswerfen, Held mit in die Redaktion aufnehmen. Sie wollen die Red. ja so wie so abgeben. Noch besser als Held wäre ein besonderer Redakteur, der sich ganz der Zeitschr. widmete, sammelte, recensierte. Ich nannte Geibel zB Nagel. Aber es müßte dann ein ganz großes Organ werden, wenigstens 2—3 mal so umfangreich als jetzt, eine Art volksw. socialpolit. Rundschau. Eine solche könnte auch beherrschenden Einfluß auf die öffentliche Meinung gewinnen.

Ich bin begierig was Sie zu meinen ersten Heften sagen werden. Die beiden ersten sind gelehrt und stofflich werthvoll, aber besonders Inama nicht zu gut geschrieben. Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus Ihr treu ergebener G. Schmoller.

Randbemerkung: Ihren Polen wimmeln Sie doch ab! solche Privatdozenten muß man nicht zulassen!

n. 119. Brentano an Schmoller. Breslau, den 15. Februar 78.

Lieber Freund. [Über eine Sängerin in Straßburg.] Mit Ihren Vorschlägen Jahrbuch betr. ganz einverstanden. Doch davon ein andermal, heute nur diese unnötigen Zeilen. Grüße . . L. Br.

n. 120. Schmoller an Brentano. Straßburg, 28. März 78.

Lieber Freund! Sie lassen ja garnichts mehr von sich hören! Freilich bin ich Ihnen eigentlich Antwort schuldig auf Ihre Zeilen vom 15. Febr. [. . . Persönl.]

Das Semester hat bei mir mit solcher Grippe u. Erkältung geendigt, daß ich seit 8 Tagen das Zimmer hüte, — emsig beschäftigt den Text zu m. Straßburger Tucherbuch vollends fertig zu schreiben. Durch m. Forschungen bin ich jetzt in fast täglicher Correspondenz mit Geibel. Knapp u. ich haben ihm dringend geraten Hildebr. Jahrb. zu erwerben u. mit Ihrem Jahrbuch zu einem Organ großen Stils zu verschmelzen. Er hat auch die Absicht; aber die Sache geht nicht so schnell. Hildebrand hat bestimmt, daß man s. Nachfolger in Jena den Eintritt in die Redaktion anbiete. Wie es scheint zieht sich dessen Ernennung aber hin; kurz es kann sein, daß die Sache sich nicht im Laufe dieses Jahres machen läßt. Was nun das Gelingen nicht blos in Geibels, sondern vor allem im Interesse uns. Partei dh. der gemäßigten Kathedersocialisten ist, so muß bis zur Verschmelzung Ihr Jahrbuch fortgeführt werden und zwar als unser Organ. Sie haben nun bis 1. Jan. 1879 gekündigt. Ich begreife, daß Sie die Sache los sein wollen; wir alle danken es Ihnen, daß Sie bis jetzt in unserem gemeinsamen Interesse das Opfer gebracht haben. Aber Sie müssen, und da bitte ich Sie in unserer aller Namen, das Opfer vollends so lange fortsetzen, bis in Bezug auf die Verschmelzung ect. Klarheit vorliegt. Es kann sich da höchstens um ein weiteres Jahr handeln. Eventuell können Ihnen ja auch die Redaktionsgeschäfte ganz von Geibel abgenommen werden. Aber Ihren guten Namen müssen Sie der Sache für die paar Monate lassen. Es wäre zu komisch für ein kurzes Intermezzo einen andern Namen auf den Titel zu setzen.

Die Art wie Wagner u. Schäffle sich jetzt in der Tübinger Zeitschrift verschmelzen und loben nötigt uns doppelt auf der Hut zu sein und ihnen Conkurrenz zu machen. Mit dem Ziele der Gründung eines größeren Organs, wobei dann Held u. Conrad als Redakteure einträten sind Sie ja auch einverstanden, also lassen Sie sich erweichen und erklären Sie sich bereit. Wir alle haben ein gewisses Recht, das von Ihnen zu fordern; denn wir

alle haben schon große Opfer demselben Parteiinteresse gebracht. Ich bin auf Ihren Wunsch letzten Herbst für Sie eingetreten; wir haben uns alle Mühe gegeben, Ihnen Beiträge für das Jahrbuch zu schaffen. Ich hoffe sicher, Sie lassen sich erweichen. .... [Fam. Nachr.]

Danken Sie, bitte, gelegentlich Gierke für die Zusendung seiner hübschen Anzeige von Schanz, die mich sehr erfreut hat. Lassen Sie bald mal was von sich hören. Mit besten Grüßen von Haus zu Haus u. in treuer Freundschaft Ihr G. Schmoller.

Auch Knapp, der eben da war, grüßt vielmals.

n. 121. Brentano an Schmoller. Breslau, den 11. April 78.

Lieber Freund. Ich habe Ihnen auf Ihren letzten Brief nicht früher geantwortet, weil ich grade mit dem Abschluß des 2. Heftes zu sehr beschäftigt war u. dann, ebenso wie Sie, unter einer heftigen Grippe zu leiden hatte. Als ich Ihre Aufforderung, das Jahrbuch noch ein Jahr weiter zu führen, las, war meine erste Empfindung die, daß ich, wenn Sie und alle Anderen es wünschten, noch ein weiteres Jahr die Zeitschr. redigiren wolle. Seitdem bin ich wieder etwas zaghaft geworden, insbesondere seit einer Korrespondenz mit A. Wagner, welche ich Ihnen einlege, um deren Rücksendung ich Sie jedoch bitte. Ich leide unter dem Gefühl, daß meine Persönlichkeit sich schlecht für den Redaktionsposten schickt. Wagner, den ich reif für ein Irrenhaus halte — denn solche rempelnden Briefe wie der inliegende kann doch nur ein Narr schreiben, sodann Scheel, G. Cohn — à propos, Sie haben mir kein Wort darüber gesagt, ob Sie nun einsehen, welch' elender, unehrlicher Schurke der Mann ist, — sind mir spinnefeind, Held ist mir nicht sehr grün, da ist es schwer, die Ztschr. tüchtig zu führen. Meines E. wäre Held viel mehr zur Redaktion geeignet. Sein einziger Grund gegen die Übernahme ist, daß er nicht neben Holtzendorff als Herausgeber auf einem Blatt stehen mag. Seine Gründe dagegen sind aber nicht durchschlagend, u. wenn er später mit Conrad zusammen die Hildebrand'schen Jahrbücher herausgeben will, so ist es viel besser, wenn er die Vereinigung des Jahrb. u. der Jahrbücher als Redakteur des ersteren herbei-

führt. Ich ersuche Sie daher doch erst noch einmal sich recht eindringlich an Held zu wenden, ob er nicht von 1879 an das Jahrb. herausgeben will.

In Jena, höre ich, ist Knapp in erster Linie, Neumann in 2. u. Held in dritter vorgeschlagen. Hoffentlich bringt die Sache Knapp eine Gehaltserhöhung ein. Für mich soll auch der Curator und der Philosoph Eucken gewesen sein. Wer mag wohl schließlich hinkommen? Die Frage ist für die Gestaltung der verschiedenen Redaktionsangelegenheiten von Bedeutung. Held wird wohl keinesfalls nach Jena gehen.

Die Anzeige des Buches von Wagner durch Schäffle hat auch mich empört. Was soll man da von den wirklichen Meisterwerken sagen, wenn man seine Ausdrücke so verschwendet! Überhaupt geht auch die gegenseitige Assekurranz: Scheel-Wagner-Baron doch etwas über den Spaß. Ich hatte immer vor, eine eingehende Kritik des Buches von Wagner zu schreiben u. hatte mir dieselbe für die diesjährigen großen Ferien verspart. Ob ich es nach meinem letzten Briefwechsel mit Wagner wirklich thun werde, ist mir zweifelhaft, da Wagner eine Kritik, die nicht beistimmt, jedenfalls persönlich nehmen wird u. ich die persönlichen Streitigkeiten gründlich satt habe. [. . . Wieder über die Habilitation des Polen; dann über Gesundheit.]

Wann kommt das erste Heft Ihrer Forschungen? Wann erhalte ich Ihre Recension des Buches von Isaaksohn? Wollen Sie nicht einen förmlichen Aufsatz darüber schreiben? Mir fehlen ohnedies noch Aufsätze für das 3. Heft. Hätte ich nur Jemand, der mir über die Tabaksteuerfrage schriebe! Grüße usw. L. Br.

n. 122. Brentano an Schmoller [Postkarte.]

15. April 1878. Breslau.

Lieber Freund. Aufsatz von Aufsess über Tabaksteuer sehr willkommen. Bitte reden Sie ja zu, daß er denselben schickt. Jedenfalls bitte ich um baldige Nachricht. . . . [Sehr erfreut über bessere Nachrichten über Gesundheit usw.] L. Br.

n. 123. Schmoller an Brentano. Straßburg, 21. April 78.

Lieber Freund! Herr von Aufsess ist bereit, Ihnen einen Aufsatz über Tabakmonopol u. Steuer zu liefern. Ich sprach vorher

auch nochmal mit Knapp u. dieser meinte ebenfalls, die Arbeit werde sicher gut, zuverlässig, sachgemäß ausfallen. Aufsess meint, da die Sache schon so vielfach besprochen, wolle er hauptsächlich auf das Finanz und Steuertechnische, das bisher nirgend behandelt ist, eingehen. Bis 1. Juli etwa könne er abliefern. Er fragte dann noch über den Umfang. Vielleicht sagen Sie ihm selbst darüber, wie über Honorar u. Ablieferungstermin zwei Worte: Adresse Reichszoll-Rath Baron von Aufsess Straßburg.

Ueber d. Jahrbuch schreibe ich Ihnen später wieder, wenn ich von Held ect. Antwort habe. Ihre Correspondenz mit Wagner folgt anbei zurück. Er ist eben ein hitziges sanguinisches Temperament, aber au fond doch eine ehrliche gute Haut. Den Angriff von Boretius fand ich doch recht klotzig und hahnebüchen, wie B. immer ist. Das hereinziehen der Frage, ob und welches Eigenthum die betreffenden Wagner, Samter ect. haben ist ein Journalistenwitz der niedrigsten Sorte, ganz auf der Höhe Bambergers, die Kathedersocialisten seien vom Hunger und schlechten Gehältern in ihren Doktrinen beeinflußt. Sie wissen, daß ich persönlich für W. auch nicht allzu viel Sympathie habe, daß ich auch sein Lehrbuch für viel zu hastig gemacht, ja dogmatisch ect finde, aber ich urtheile anders über ihn als Sie, weil meine Grundanschauungen den seinigen nicht so fremd sind, wie die Ihrigen, die vielleicht seit 5 Jahren so viel conservativer resp. manchesterlich fortschrittlicher geworden sind, als Wagners in der umgekehrten Richtung sich bewegt haben. Auch methodologisch unterscheide ich mich von Ihnen dadurch, daß ich nicht in dem Maße an feste Resultate in uns. Wissenschaft glaube; ich habe besonders bei Ihren Recensionen oft den Eindruck, daß Ihnen vieles, von dem ich sage, man kann es so, ebensogut aber so auffassen, es handelt sich in beiden Fällen um vorläufige problematische Annäherungen an die Wahrheit, — als fast wie naturwiss. Erkenntnis vorkommt, jede Abweichung daher unbarmherzig verurteilt werden muß. Praktisch möchte ich an diesen Erguß über Wagner ect. nun den Schluß anhängen: je mehr dieser äußerste Flügel des Kath.social. sich jetzt als Lobeverein constituiert, desto mehr haben wir Ursache zus. zu halten u. in Ihrem Jahrbuch uns ein Organ zu reservieren.

Gegenüber Cohn haben Sie, so weit ich es verfolgt, im Ganzen sicher recht; auch ich liebe ihn nicht; aber er ist ein großes, sachlich uns verwandtes Talent; er fühlt sich zurückgesetzt u. ist es auch nach seinen Leistungen, weil man ihn nirgends hinhaben will — als Krakehler. Eben deswegen suche ich aber — nur aus diplom. u. Parteigründen — ein gewisses Verhältnis mit ihm zu erhalten; zu was ihn zu unseren Gegnern hinüberärgern.?

Die drei ersten Hefte m. Forschungen erscheinen in 3 Wochen etwa zusammen. Mit herzl. Gruß von Haus zu Haus Ihr treu ergebener G. Schmoller.

Jetzt eine Recension von Wagners Jahrbuch zu schreiben würde ich Ihnen entschieden abrathen.

n. 124. Brentano an Schmoller. Breslau, den 4. Mai 78.

Lieber Freund. Besten Dank für Ihre Bemühungen bei Aufsess u. Ihre Schritte bei Held. Hoffentlich sind die letzteren erfolgreich, denn Held ist entschieden der geeignetste Redakteur für das Jahrbuch, bes. nachdem er sich in seiner letzten Schrift öffentlich mit A. Wagner auseinandergesetzt hat. Allerdings war diese Auseinandersetzung an sich recht unbefriedigend, indes gleichviel, einstweilen genügt dies um wenigstens die Differenz zu pointiren. Ich sage absichtlich „einstweilen", denn trotzdem Sie mir abraten, das Lehrbuch von Wagner zu kritisiren, habe ich den Gedanken, einen förmlichen Essay über dasselbe zu schreiben, nicht aufgegeben. Vielmehr halte ich dies gradezu für eine Nothwendigkeit, insbesondere nach den Nachrichten, die Dilthey kürzlich aus Berlin mitgebracht hat. Nach Dilthey's Mittheilungen ist nämlich die Lage, was Wagner angeht, derart, daß man sich eines schweren Eingriffs in die Freiheit der Wissenschaft seitens der Behörden zu versehen hat, indem Wagner disciplinarisch entfernt wird, falls es sich nicht zeigt, daß die Freiheit der Wissenschaft ihr Correctiv in sich selbst trägt, indem die Wissenschaft zeigt, daß sie geneigt u. im Stande ist, mit den Excentricitäten Wagner's allein fertig zu werden. Dilthey sagt, das Treiben Wagner's laste auf allen Mitgliedern der Berliner Universität, selbst auf denen, welche politischen

Dingen ganz ferne stünden, wie ein Alp, weil alle fürchteten, daß sie durch Wagner in die Verlegenheit gesetzt würden, daß die Regierung ihn wegen seiner Lehre entferne, was sie sich nicht gefallen lassen könnten u. demnach in Gefahr kämen durch einen vergeblichen Protest das Ansehen der Universitäten zu schädigen. Deshalb habe der Artikel von Boretius bei Allen — gleichviel was sonst ihre Meinungen seien, — wie eine Art Erlösung gewirkt, als ein Zeichen, daß es doch noch Leute gibt, die gegen Wagner auftreten u. Anstalt machen, mit ihm fertig zu werden. In der Art u. Weise, wie es Boretius angefangen, kann man nun zwar allenfalls mit Wagner's außerakademischer Thätigkeit, nicht aber mit seinen wissenschaftlichen Doktrinen fertig werden. Dazu bedarf es einer eingehenden wissenschaftlichen Kritik. Und da ich mit seinen Doktrinen keineswegs einverstanden bin, sehe ich nicht ein, warum ich nicht durch Darlegung meiner Anschauung zur Abwendung des Schlages beitragen soll, der, wenn es so fortgeht, sicher nicht ausbleiben u. der, wenn er eintritt, uns jedenfalls mittreffen wird. Ich habe daher vor die Kritik Wagner's zum Gegenstand meiner Arbeit in den großen Ferien zu machen.

Sonst hat Dilthey gemeldet, daß die Ernennung Meitzen's zum Ordinarius bevorstehe. Allerdings erkenne man, daß Meitzen nicht im Stande sei, Wagner's Einfluß zu paralysiren, der seitdem sich Wagner mehr u. mehr offen zum ökonomischen Programm der Sozialdemokraten bekennt, sehr zugenommen hat. (Wagner's Zuhörerzahl ist seitdem in solchem Maße gestiegen, daß die Berliner — gewiß mit Unrecht — behaupten, bei den extremen Glaubensbekenntnissen spiele seine Eitelkeit u. sein Bestreben, damit mehr Zuhörer anzulocken eine große Rolle.). Man trägt sich daher mit dem Gedanken noch einen Anderen zu berufen, der imstande sei u. geneigt sei, Wagner zu paralysiren. Viele denken deshalb an Ihre Berufung, während Treitschke zweifelt, ob Sie Wagners Eigenthumsabschaffungstheorien entgegentreten würden. Dilthey nahm Sie aber kräftig in Schutz; im Übrigen sei Treitschke gut auf Sie zu sprechen gewesen. Ihr Hauptbefürworter aber ist Scherer. Nun machen Sie aber nichts, was Ihre Aussichten wieder verderben muß!

Sie schreiben mir freilich, daß Ihre Grundanschauungen denen

Wagner's viel näher stünden als die meinigen, u. dies ist ja auch richtig. Aber Sie sind eine historische Natur u. ein Mann, der die ökonomischen Verhältnisse nicht isolirt betrachtet, sondern in ihrem Zusammenhang u. in ihrer Rückwirkung auf die politischen u. auf die Kulturverhältnisse, u. Sie können daher unmöglich dem Staatsdespotismus u. dem Antieigenthums u. Erbrechtsphantasien Wagners zustimmen. Andrerseits muß ich ablehnen, daß ich manchesterlich-fortschrittlicher geworden sei als früher. Meine Grundanschauungen sind dieselben geblieben, nur vielleicht pointirter geworden. Darin haben Sie allerdings recht, daß ich der Ansicht bin, daß wir danach streben müssen in unserer Wissenschaft zu festen Resultaten zu gelangen, die ja doch immerhin stets nur relative Wahrheiten sein können; ohne dieses Streben geben wir aber überhaupt den wissenschaftlichen Charakter unserer Disciplin preis. Aus welchen Recensionen von mir Sie übrigens herausgelesen haben, daß mir vieles, was nach Ihrer Meinung sich so oder anders auffassen läßt, fast wie naturwissenschaftliche Erkenntnis, von der jede Abweichung Unrecht sei, vorkomme, weiß ich nicht. Übrigens werde ich, falls ich Wagner's Lehrbuch kritisiren werde, auf alle hier einschlägigen Fragen näher eingehen.

A propos: Thun scheint mir nach seinen Besprechungen im Jahrb. ein recht enragirter Staatssocialist zu sein, u. zwar ein recht grüner u. recht unvorsichtiger.[1]) Ich habe ihm diesmal Manches aus seinen Recensionen herausgestrichen, was mir zu unvorsichtig gefaßt schien; aber es steht noch genug darin! . . .

Grüße . . . L. Br.

n. 125. Schmoller an Brentano. Straßburg, 13. Juni 78.

Lieber Freund! Nächsten Samstag in 8 Tagen sollen wir in Wiesbaden zus. kommen und da möchte ich vorher auch nochmal Nachricht über Ihre Ansichten betreffs der Zukunft des Vereins haben. Zuerst aber noch Dank und Antwort auf Ihre Zeilen vom 4. Mai.

Was Sie aus der Quelle Dilthey von Wagner u. Berlin berichten, hat auf mich ganz den Eindruck gemacht, daß es nur der socia-

[1]) Thun war Professor der Nat. Ökonomie in Freiburg i. Br.

listenfressenden halb ängstlichen, halb reaktionären Klique Treitschke u. Consorten entstamme. Ich glaube auch nicht, daß es so leicht zu einer Berufung contra Wagner kommt, außer wenn die Reaktion voll siegt und sich ein entsprechender talentvoller Manchestermann findet. Ihre Sorge also, ich könnte etwas machen, was mir die Aussichten wieder verdirbt, scheint mir zumal nach Hödel, Nobiling, ganz abgesehen davon, daß ich mich wahrscheinlich überhaupt zu einer Verpflanzung nach Berlin körperlich und geistig nicht mehr kräftig genug fühlte, verfrüht und ohne praktischen realen Hintergrund.

Ueber Wagner werden wir niemals uns ganz einigen. Aber das gebe ich Ihnen zu, daß mich von ihm vor allem der historische Standpunkt scheidet, daß ich deshalb fast alles anders ansehe als er; während Sie aber seine Ideen als politischer Parteimann hassen, ist er mir mehr nur durch Methode, Art der Formulierung Hastigkeit ect. fatal. Seinen politischen Standpunkt an sich halte ich für einen berechtigten jedenfalls diskutablen, so wenig ich einzelnen seiner Spitzen und gar der abstrakt dogmatischen Begründung vieler seiner Sätze zustimme. Daß ich Ihnen nicht zurede, ihn zu kritisieren, scheinen Sie mir fast etwas übel genommen zu haben. Und es sollte mir sehr leid thun, wenn ich vielleicht in dieser Beziehung irgend einen Ausdruck gebraucht hätte, der Sie verletzen könnte. Ein Teil der Motive zu diesem Rate ist allerdings blos uns. Vereinsinteressen entnommen; ich glaube, es schadet unseren Tendenzen sehr, wenn zwischen denen, die den Verein begründet, eine solche Polemik entstehe, wie sie die Folge einer Kritik von Ihrer Seite sein wird. Ein anderer Theil der Motive liegt aber auf ganz anderem Boden. Und obwohl ich mich fast scheue, Sie Ihnen offen auszusprechen, weil mir an einer freundlichen Stimmung zwischen uns beiden viel mehr liegt als an der Frage, ob Sie Wagner schlecht machen, möchte ich doch auf unsere alte Freundschaft bauend, Ihnen offen sagen: sie liegen einfach in dem Umstande, daß nicht bloß nach meinem, sondern nach aller Ihrer Freunde Urtheil die Kritik nicht Ihre starke Seite ist. Da Sie wissen, wie hoch ich [Sie] sonst schätze, dürfen Sie mir das nicht übel nehmen. Sie erfassen, wenn Sie kritisieren, nie die Individualität als solche. Sie messen nicht das Ganze,

sondern das Einzelne an dem Masstab Ihrer Bildung, Ihrer natök. Ueberzeugungen und Anschauungen. — Doch will ich nicht fortfahren, zumal in solchen Fragen die schriftliche Auseinandersetzung so leicht zu Mißverständnissen führt. Also nur den Schluß: wenn ich Ihnen abrathe Wagner direkt zu kritisieren, so geschieht es auch, weil ich glaube, daß Sie Ihre seltenen Kräfte im Dienste der Wissenschaft besser anderweitig verwerthen können.

Nun noch ein Wort auf Ihre Bemerkung, man müsse in uns. Wissensch. möglichst danach streben, zu festen Resultaten zu gelangen, wenn wir nicht überhaupt den wissensch. Charakter uns. Disciplin preisgeben wollen. Ich frage Sie einfach: hat irgend eine der Naturwissensch. so gehandelt, die seit 100 Jahren so große Fortschritte machten. Ihr wissensch. Charakter begann in dem Moment, in dem sie den alten Dogmatismus preisgaben und ähnlich scheint mir heute die Sache in der Staatswiss. zu liegen. Fast alle uns. sog. festen Resultate sind nichts als voreilige haltlose Generalisationen; vor allem fast der ganze Hermann-Helferichsche Dogmatismus ist nach m. Ueberzeugung werth, über Bord geworfen zu werden. Ich gebe auch hier zu, daß nach Begabung und Geistesanlage die Auffassung verschieden sein muß; ich möchte aber auf das nachdrücklichste meinen historisch kritischen Standpunkt, der lieber blos erzählt, wie die Dinge sind, als Lehrsätze vorträgt, an die er einmal nicht glaubt, dagegen verwahren, daß er der unwissenschaftliche gegenüber dem wiss. Standpunkt der festen Resultate sei. Aber ich komme heute aus der Polemik gegen Sie nicht heraus; Seien Sie darum nicht böse. Sie wissen ja wie es gemeint ist.

Von Held habe ich die Erklärung, daß er die Zeitschrift nur übernehmen könne, wenn er wisse, daß er sie auch behalte; das letztere sei aber nur wahrscheinlich, wenn er nach Jena berufen würde u. annehme; so lange diese Frage nicht entschieden sei, könne er unmöglich für ein Jahr einspringen. Er würde sich dann ja lächerlich machen, schon nach 1 Jahr wieder zurückzutreten. In Jena geht nun leider die Sache garnicht voran; wie ich von Delbrück höre, soll Neumann zuerst gerufen werden, aber noch verlautet nichts sicheres darüber. Ich hätte Kn. [Knapp] den Ruf so sehr gewünscht. Wenn alle Stränge brechen,

so lassen Sie sich hoffentlich durch uns. Bitten erweichen, noch ein Jahr Ihren Namen der guten Sache zu leihen. Für Sie liegt das Opfer insofern ganz anders, als es sich für Sie nicht darum handelt, ein Novum aufs ungewisse für ein Jahr zu beginnen.

Was unsere Vereinszukunft betrifft, so habe ich gerade gegenüber den neuesten Zeitereignissen die Empfindung, es handle sich darum auszuharren, offen gegen eine blinde Reaktion, gegen eine Unterdrückung des Arbeiterstandes ect. aufzutreten. Ich fasse die politische Lage so auf, daß Bismarck allerdings vielleicht nicht blos die Reaktion, sondern zugleich eine große staatlich centralistische aber arbeiterfreundliche Reform will, daß aber in den Händen Eulenburg Hofmann Hobrecht eine ganz gemeine Reaktion daraus wird, so daß selbst Leute wie ich auf die Seite derer gedrängt werden, die zunächst nur die individuellen Freiheitsrechte vertheidigen. Zu einer großen formalen Reform, wie ich sie vom preuß. Staate wünschte, ist die Zeit, sind Minister und Parteien noch nicht reif. Das wird erst in ein oder zwei Menschenaltern kommen.

Aber unter allen Umständen scheint mir da unser Verein noch nötig zu sein, scheint es mir nicht ganz richtig, dem Volksw. Congreß das Feld zu räumen. Schwieriger wird uns. Stellung freilich mit jedem Tag, weil wir selber immer uneiniger werden: Staats-Reichsbahnen, Schutzzoll, socialist. Strömung alles trennt einzelne von uns; aber in den demokr. arbeiterfreundl. Tendenzen sind wir immer noch einig u. die sind jetzt zumeist bedroht. . . . bleiben Sie gut Ihrem treu ergebenen Freunde G. Schmoller.

n. 126. Brentano an Schmoller [Postkarte].

Breslau den 15. Juni 1878.

Besten Dank für Brief. Mit großem Vergnügen gelesen. Antwort später. Über unsern Verein stimmen unsere Anschauungen großenteils zusammen; nicht über Wagner. An Held habe ich einen langen Brief geschrieben, den er in der Ausschußsitzung vorlesen soll. Ich habe beigefügt, daß er ihn zuvor Nasse u. Ihnen zum Lesen geben soll. Darin werden Sie meine Meinung über unser Verhältnis zum vw. Congreß u. zu den gegenwärtigen Zeitläuften finden. A propos. Knapp, den ich

zu grüßen bitte, schrieb, Sie würden mir Beispiele von der herrschenden allgemeinen Geisteszerrüttung erzählen. Ich habe dieselben in Ihrem Briefe sehr vermißt. Grüße usw. L. Br.

n. 127. Schmoller an Brentano. Straßburg, 25. Okt. 78.

Lieber Freund! Auch ich wollte Ihnen stets einmal schreiben! Ihre Karte zu Anfang der Ferien traf mich in dem Moment, als ich nach Tarasp abreiste. . . . Dabei hatte ich immer noch recht viel mit m. Tucherbuch zu thun, das in nächster Zeit endlich vom Stapel laufen wird.

Eine größere Anzeige von Isacsohns zweitem Band habe ich für Sie begonnen; aber ich kann nicht sagen, bis wann ich fertig werde; ich habe noch 10 Tage damit zu thun, eine Arbeit für m. Forschungen umzuarbeiten, dann muß ich mich einige Zeit ganz dem Kolleglesen widmen. Auch sonst weiß ich Ihnen im Augenblick nichts.

Ihr letztes Heft (in welchem Sie u. Aufsess stehen) fanden wir sehr gut in der Zusammenstellung; auch sind die meisten der Arbeiten sehr hübsch. Mit der allg. Tendenz Ihres Aufsatzes bin ich ganz einverstanden; dagegen ist mir der prinzipielle Standpunkt, den Sie einnehmen, viel zu konservativ: ich kann es nicht als Ideal betrachten, die bestehende Gesellschaftsordnung zu erhalten; das widerspricht zu sehr meinen historischen Ansichten von Entwicklung u. Fortschritt. Und noch weniger kann ich es als ein Ideal, als ein zu erstrebendes Ziel ansehen, daß man gewisse praktische Bestrebungen ausschließlich damit rechtfertigt, sie seien die wahre Konsequenz von Ad. Smith, von der Freihandelslehre, von gewissen dogmatischen Sätzen aus der Hermannschen Schule. War aber Ihre Absicht dabei eine politische, wollten Sie damit dem Philisterthum etwas Honig um den Bart schmieren, dasselbe beruhigen, dann ist Ihr Aufsatz ein Meisterstück ersten Ranges.

Von Berlin hört man nur Trauriges. Baumgarten kommt eben von daher zurück und ist erfüllt von der jämmerlichen Hasenfüßigkeit in dortigen Kreisen, von der gradezu blödsinnigen Reaktionsstimmung hauptsächlich in den akad. Kreisen. Er meinte, vielen von diesen Leuten wäre ein Staatsstreich, der

die Verfassung beseitigte, nicht zu viel gewesen. Diese Leute stehen heute ganz auf dem Standpunkt, wie Gentz und Genossen anno 1819. Und diese Leute nennen sich noch liberal! —

Lassen Sie bald einmal von sich hören. Mit herzl. Grüßen von Haus zu Haus Ihr treu ergebener G. Schmoller.

P S. Sagen Sie Dilthey mit herzl. Grüßen, wie leid es mir sei, ihn nicht gesehen zu haben; er war in m. Abwesenheit hier.

n. 128. Brentano an Schmoller. Breslau, den 27. Oct. 78.

Lieber Freund. [Gesundheitliches u. Reisen.] Ich habe in Kreuth u. Tölz viel gearbeitet. Aus meinem vorjährigen Aufsatze u. meinem diesjährigen habe ich nämlich ein selbständiges Büchlein gemacht, das Ihnen von Leipzig aus nächstens zugehen wird. Ich habe infolge einiger Bemerkungen unseres Kirchenhistorikers Weingarten an dem ersten Aufsatz Manches im Detail geändert u. mit Belegstellen versehen. Mehr Mühe aber machte das Ineinanderarbeiten der beiden Aufsätze. Formell sind sie leider schlechter geschrieben als das „Arbeitsverhältniss". Der Grund ist, daß ich zu rasch arbeiten mußte. Sachlich hat das neue Büchlein den Vorzug, daß es ein einfacheres Thema mit einfacherem Aufbau behandelt. Das Ganze ist inhaltlich beschränkter aber auch abgerundeter u. könnte u. müßte deshalb eigentlich formvollendeter sein, was es aber nicht ist. Der Gedankengang ist: 1. Es besteht zwischen Erwerbsordnung u. Versicherungsordnung ein nothwendiger Zusammenhang. 2. Die Prinzipien der heutigen Erwerbsordnung sind Freiheit u. Selbstverantwortlichkeit. Die heutige Erwerbsordnung kennt keinerlei Garantie eines Einkommens. 3. Ein Versicherungszwang ist ohne Garantie eines Einkommens, aus dem die nötigen Prämien gezahlt werden, nothwendig unwirksam. 4. Wer für Versicherungszwang ist, muß daher seine Angriffe vor allem gg. die heutige Erwerbsordnung richten. Das Büchlein richtet sich also hauptsächlich gg. die Zwangsversicherung.

Dagegen werden Sie wohl wenig einzuwenden haben, wenn Sie auch der Zwangsversicherung geneigt sind. Sie sind eben auch Gegner der heutigen Erwerbsordnung u. wünschen mit Einführung u. Aufrechterhaltung der Zwangsversicherung auch die

Erwerbsordnung zu ändern. Wenn nicht praktisch, so werden Sie daher doch wissenschaftlich mit mir einverstanden sein. Dies hat mich auch ermutigt, Ihren Namen dem Büchlein voranzustellen. Fassen Sie die Widmung desselben so auf: daß ich mir Ihrer Mißbilligung einiger in dem Büchlein ausgesprochenen Meinungen voll bewußt war, daß es aber mein heißester Wunsch ist daß diese sachlichen Differenzen nicht den leisesten Hauch auf die Freundschaft werfen mögen, die uns, seit wir uns zuerst nahegetreten sind, persönlich verbunden hat.

Was nun die sachlichen Differenzen, die uns trennen, selbst angeht, so fasse ich dieselben etwas anders auf als Sie. Wenn ich Ihre Briefe lese, so habe ich immer die Empfindung, als würfen Sie mich mit der von Ihnen so verachteten dogmatischen Nationalökonomie ohne Weiteres in einen Topf. Ich glaube, daß dies irrig Ihrerseits ist. Wenn ich die zwischen uns Beiden bestehenden Differenzpunkte formuliren sollte, so würde ich sagen, daß sie wissenschaftlicher, politischer u. praktischer Natur sind.

Die wissenschaftlichen Differenzpunkte sind die geringsten. Ich bin kein Dogmatiker, wie Sie anzunehmen den Anschein haben; ich glaube sogar historischer zu sein als Sie. Was ich wissenschaftlich an Ihnen auszustellen habe, ist daß Sie erstens zu sehr über der historischen Beschreibung auf Eruirung des Gesetzmäßigen verzichten. Die Feststellung von Gesetzen, d. h. des Allgemeinen im Besonderen, scheint mir aber als das allein stets wissenschaftlich Interessante. Das übrige ist eigentlich so gleichgültig wie ob Salomo grüne oder rote Hosen getragen hat. Wenn die meisten Gesetze der älteren Nationalökonomen falsch sind, so bleibt es doch nach wie vor Aufgabe der Wissenschaft nach Gesetzen zu forschen, nach Gesetzen der Entwicklung sowohl, als auch nach Sätzen über den Causalzusammenhang gleichzeitiger Erscheinungen.

Ich sagte eben, ich glaube ich sei noch historischer, als Sie. Wenn Sie nämlich glauben, ich betrachte es als ewiges Ideal, die bestehende Gesellschaftsordnung zu erhalten, so habe ich dies nie ausgesprochen; Sie ziehen dies bloß als Consequenz daraus, daß ich das Entgegengesetzte immer nur mit Reserve andeute. Daß ich keine andere Ansichten über Entwicklung u. Fortschritt habe wie Sie, könnten Sie vielleicht aus meinen

wiederholten Aussprüchen entnehmen, daß auch die von mir befürwortete Arbeiterorganisation, ihrer Zeit entartet, Neubildungen werde Platz machen müssen; daß auf den vierten ein fünfter Stand folgen werde; daß es aber Sache der Zeit, in der jene weitere sociale Frage auftaucht, sein werde, sich mit ihrer Lösung zu befassen. Wir haben es nur mit der heutigen Arbeiterfrage zu thun. Und darin bin ich historischer als Sie, daß, während Sie nur historisch für die Vergangenheit u. (sit venia verbo) für die Zukunft sind, ich es auch für die Gegenwart zu sein mich bestrebe. Sie aber sind sich mitunter weder der Verhältnisse noch der Aufgaben der Gegenwart bewußt, besonders dann nicht, wenn ich, wie in Berlin, die äußerste Mühe habe, Sie zurückzuhalten, daß Sie in Wagner's Geschrei nach „planvoller Regelung der Produktion" mit einstimmen. Sie denken zu wenig daran, wie alles Wirtschaftliche mit dem Politischen und Kulturlichen nothwendig zusammenhängt; daß eine homogene Entwicklung in allen drei Seiten des Volkslebens gleichzeitig u. allmählich stattfinden muß u. daß jede Störung dieser Entwicklung der einen Seite auch die anderen Seiten auf's Empfindlichste schädigt. Die Forderung nach planvoller Regelung der Produktion begeht denselben Fehler wie die alte Manchesterlehre, indem sie wie diese die Betrachtung des Ökonomischen von der Betrachtung des gesamten übrigen socialen Lebens trennt.

Politisch ist der Unterschied zwischen uns der, daß Sie Absolutist sind u. ich Liberaler bin. Wohin Sie mit Ihrem Absolutismus kommen, sehen Sie allerdings jetzt an dem Socialistengesetz. Ich wünschte aber, Sie lebten einmal ein Jahr mit mir hier, und erlebten so wie ich, daß der Absolutismus, so oft man mit ihm in Berührung kommt, einerlei was er verwaltet, ob Eisenbahn oder anderes, nichts anderes ist als die organisirte Brutalität. Es ist ja möglich, daß die Zukunft uns eine größere Gemeinsamkeit der Produktion bringen wird, wie die Gegenwart zeigt. Darin irren Sie sich aber zusammen mit Anderen, wenn Sie annehmen, daß diese socialdemokratische Forderung sich anders realisiren lasse als im socialdemokratischen Volksstaat. Die politischen Forderungen der Socialdemokraten sind nicht zu trennen von ihren wirtschaftlichen. Gewiß wäre möglich, die letzteren auch im absolutistischen preußischen Staat zu reali-

siren. Allein der despotische Druck, den dies zur Folge hätte, würde nicht nur nothwendig alle Kultur, die auf dem Individualismus beruht, vernichten; es würde auch nothwendig, indem er eine Revolution aller Mißhandelten hervorriefe, zu einer Realisirung der politischen Forderungen der Socialdemokraten führen. Ich liebe zu sehr die Freiheit, um nach dem Einen oder Anderen Verlangen zu tragen.

Endlich unterscheide ich mich praktisch von Ihnen, indem ich der Meinung bin, daß man, wenn man an der Diskussion practisch-politischer Fragen sich beteiligt, seine Argumente und seine Darstellung mit Rücksicht auf die Opportunität einrichten soll. Wenn ich Jemanden überreden will, muß ich in der Sprache zu ihm reden, die er versteht; ich darf ihn ferner nicht beängstigen; ich muß ihm die Sache unter ihm verständlichen Gesichtspunkten darstellen. Was nützt es denn wie Wagner gegen das Privateigenthum zu poltern u. dann zu sagen: für Jahrhunderte habe es aber noch den Vorzug vor dem Gemeineigenthum. Das ist die Sprache eines albernen u. noch dazu feigen Gecken. Was gehen mich die Jahrhunderte, die kommen an, wenn ich zu den Gegenwärtigen rede! Ich spreche dann so zu ihnen, daß sie mich in jeder Beziehung für einen der ihren halten u. suche sie leise dahin zu bringen, wohin ich sie haben will. Deshalb rechtfertige ich meine praktischen Bestrebungen noch stets damit, daß ich sie als die wahre Konsequenz A. Smith's u. des Freihandels hinstelle. Allerdings bin ich auch wirklich der Ansicht, daß A. Smith für die Gegenwart noch passender u. nothwendiger ist als Adolph Wagner, u. zwar insbesondere für Deutschland. Wir sind erst da, wo England 1824 war. Außerdem aber hören mich die Menschen, wenn ich ihnen sage: was ich euch sage, sagt A. Smith: denn der A. Smith ist ihnen einmal Autorität. Die Hauptsache, auf die es ankommt, ist daß man die Berechtigung meiner Forderung schließlich anerkennt.

Nun zeigen Sie dieses Bekenntnis meines Macchiavellismus aber Niemand, außer höchstens Knapp, u. reden Sie Beide mit niemand Anderm darüber.

Mein Brief ist bereits so lang geworden, daß ich keine Zeit mehr finde, um Ihnen heute auseinanderzusetzen, warum ich

Ihrem Rathe, mich mit A. Wagner [nicht] öffentlich auseinanderzusetzen, nicht Folge leisten werde.

Darüber ein andermal. Heute nur noch die dringende Bitte Sie möchten mir Ihre Abhandlung über Isaaksohn bis 15. Dez. schicken. Ich weiß diemal wirklich nicht, wie ich das erste Heft 1879 zusammenbringen soll. Mit besten Grüßen . . . L. Br.

n. 129. Schmoller an Brentano. Straßburg, 2. Nov. 78.

Lieber Freund! Ihre Zeilen v. 27. Okt. und Ihre Absicht, mir das neueste Kind Ihres Geistes zu widmen, haben mich als Zeichen Ihrer Freundschaft sehr erfreut. Ich nehme die letztere mit dem größten Danke an, wäre Ihnen aber dankbar, wenn Sie in der Vorrede andeuteten, daß ich wohl mit Manchem nicht ganz einverstanden sein werde.

Was die Art betrifft, wie Sie den Gegensatz zwischen uns zu definieren suchen, so ist gewiß Manches Wahre an dem, was Sie sagen, ebenso viel aber scheint mir nicht ganz richtig. Und ich möchte daher, auch noch mal etwas eingehender von diesem Gegensatze reden, in der Voraussetzung, daß Sie mir ebenso wenig meine Ausstellungen übel nehmen, als ich die Ihrigen.

Zunächst scheint mir der wichtigste Gegensatz zwischen uns der des Temperaments und des Alters zu sein. Sie haben etwas specifisch Jugendliches, ich wohl etwas Seniles. Eine stärkere Neigung zu Abstraktionen, zu praktischem Handeln, zu Radikalismus, zum Schimpfen auf alle Regierung scheint mir aus dieser Quelle bei Ihnen zu folgen, wie bei mir das Dringen auf konkrete Behandlung, die Abneigung mich über praktische Tagesfragen auszusprechen, ein gewisser conservativer Zug. Eine gewisse Beschaulichkeit macht mir möglich, mich leicht in die verschiedensten Personen hineinzudenken, ihren Standpunkt zu verstehen; es fehlt mir dafür selbst an ausgesprochener schärfer, nach einem einzigen Zielpunkte unerbittlich ringender Individualität. Sie sind das letztere in ausgesprochener Weise und das ist eine Eigenschaft, die zum praktischen Handeln unerläßlich ist, auch für gewisse litterarische Produktionen den größten Vortheil, für andere auch erhebliche Nachtheile bietet; dagegen sind Sie sehr wenig geneigt, sich auf den Standpunkt

Anderer zu stellen, ja ziemlich wenig dazu gemacht, Andere zu verstehen und ihnen gerecht zu werden. Auch Ihr Urtheil über mich scheint mir eigentlich das Wichtigste zu übersehen, wie ich auch über Wagner, Held, geschweige denn unsere Gegner kaum je ein gerechtes Urteil von Ihnen hörte, Ihren litterar. Kritiken fast nie zustimmen konnte.

Ein zweiter außerordentl. wichtiger Gegensatz ist der Unterschied in uns. Lebens- und Studiengang. Sie sind von Haus und Jugend auf Aristokrat, das verwöhnte Kind glänzender Lebenslage, Ihre ästhetischen Bedürfnisse sind nicht ohne Einfluß auf Ihre politische Gesinnung; das erste Große, was Ihnen im 18ten Jahre und dann wieder im 21.—24. entgegentrat, war die englische pers. Freiheit und die Leistungen des englischen Radikalismus; Ihre Studien haben sich auf spezifisch staatliche Dinge nie oder fast nie erstreckt. Ich weiß, wie verblüfft ich war, als Sie mir erzählten (es war wohl kurz bevor Ihr Buch über die Gewerkvereine herauskam) Sie hätten Gneists Sachen über England noch nicht gelesen.

Ich bin das Produkt einer bescheidenen württ. Pfarrer, Schreiber, Gelehrtenfamilie. Was mir praktisch beim Heraustreten aus den engen eklich radicalen württ. Kreisen, am meisten imponierte, war der preußische Staat mit s. staatlichen u. volksw. Leistungen. Dabei bin ich aber viel demokratischer, als Sie, weil mir der ästhetische Genuß der oberen 10000 nicht so wichtig ist, weil ich die Kraft vor allem der Deutschen im Mittelstand sehe. Dann waren meine Studien und meine Vorlesungen immer fast ebenso sehr auf Verfassungs-, Rechtsgeschichte u. derart. gerichtet, als auf Volksw. Dadurch bin ich nicht Absolutist geworden, wie Sie mir imputieren. Sie haben mir nach Erscheinung meines Anti-Treitschke selbst zugegeben, daß ich das nicht sei. Meine Straßb. Tucherzunft wird Ihnen, wenn Sie sie demnächst erhalten, das Gleiche beweisen. Aber ich habe einsehen lernen, daß immer zeitweise und zwar für die größten Fortschritte der Menschheit ein stärkeres Zus.fassen der Individuen nöthig ist, daß alle höhere sociale u. pol. Kultur neben wachsender Differenzierung (Ideal des Individualismus) die größere Concentrierung erfordert. Und wenn Sie sagen, diese Conzentrierung, diese Stärkung der Centralgewalt, diese zunehmende Summe von

Aufgaben in ihren Händen, sei die organisierte Brutalität, oder habe sie zur Folge, so erscheint mir das als eine unendlich jugendliche Auffassung für jemand, der sich selbst als specifisch historisch betrachtet. Niemals kann natürlich eine große centralistische Bewegung erfolgen, ohne einzelne erbarmungslos zu erdrücken. Aber — war die römische Weltherrschaft, waren die Eroberungen Karls d. Großen, die Thätigkeit Heinrichs VIII v. England, Colbert's, Friedrich d. G. ect. darum nicht mit die wesentlichsten Instrumente des Fortschritts! Ohne Hekatomben von Opfern geht es im Kampfe ums Dasein nicht ab; und wo der vollendete Individualismus herrscht, sind die Opfer am allergrößten. Nur die Centralisation, nur der Absolutismus sind unberechtigt, die vergessen, daß sie nicht Selbstzweck sind, die die Entwicklung des Individualismus für alle Zeiten vernichten ect. Zu allen Zeiten aber halten sich beide Strömungen die Waage; die größten Wechsel in der polit. Gesch. d. Völker bedeuten nur eine kleine Verschiebung des Schwergewichts von der centralist. nach der individual. Seite hin oder umgekehrt. Es ist für viele Zeitalter schwer zu sagen, welche der beiden Strömungen das Uebergewicht gehabt habe, am allerschwersten ist es für die Gegenwart.

Nur die jugendlich sichere abstrakteste Geschichtsconstruktion kann daher als Dogma verkünden: die Prinzipien der Gegenwart seien Freiheit und Selbstverantwortlichkeit und von dem Standpunkt dieses abstrakten Glaubenssatzes aus den verurteilen, der in irgend einem speciellen Punkt (wie Versicherung) staatlichen Zwang will; als ob der staatliche Zwang nicht auf unzähligen Gebieten in der Gegenwart gewachsen wäre. Erinnern Sie sich nicht der treffenden Ausführung in Kirchmanns parlamentarischen Debatten, die ihre Spitze darin haben daß alle derartige sog. Prinzipien nichts sind als teleologische Hülfskonstruktionen, Ideale ohne Begränzung, von welchem zu jederzeit jedem ein gleichberechtigtes entgegengesetztes gegenübersteht. Mein Freund Nissen hier pflegt zu sagen: die wissensch. Behandlung fängt da an, wo die Einsicht erwacht, daß jeder praktische Zustand ein Kompromiß solcher abstrakten Prinzipien ist, wo das Verständnis nicht dafür erwacht ist, man müsse bei gesetzgeberischen Forderungen die Nothwendigkeit einer veränderten

Gränzberichtigung zwischen ihnen beweisen, nicht blos die kraftvolle Existenz des einen Princips der Gegenwart.

Deswegen habe ich auch nicht als dummer Junge gehandelt, wie Sie mich darstellen, als ich zweifelte ob ich für Wagners Antrag stimmen solle. Ich hätte damit nicht für eine planvolle Regelung der gesamten Produktion gestimmt, sondern nur der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß auf manchen Gebieten, wie Versicherungswesen, Bankwesen, Eisenbahnen, Kanäle, Bergwesen ect. mir eine staatliche weitsichtigere, humanere Leitung heute denkbar und heilsam erscheint. Sie meinen, ich denke zu wenig an den Zus.hang des Politischen mit dem Wirtschaftl. Ich glaube diesen Zus.hang nicht zu übersehen. Ich weiß wohl, daß in einer Zeit herrschenden Manchesterthums ein Tabaksmonopol Schwierigkeiten hat; aber ich weiß auch, daß alle die, welche staatliche Banken, Patentwesen, Fabrikgesetzgebung, Gesetze gegen Fälschung der Nahrungsmittel ect. mit dem bloßen Satz bekämpfen, das passe nicht in eine Zeit des Freihandels, praktisch u. theoretisch Schiffbruch litten, daß die öffentliche Meinung in solchen Dingen oft in kürzester Zeit umschlägt u. nun herrlich verträglich findet, was ihr vorher unvereinbar schien. Auch hier handelt es sich nur darum gewisse große Errungenschaften individueller Bildung, privatrechtlicher, processualischer Freiheitsrechte ect. nicht verloren zu geben durch ein voreiliges Uebermaß von Polizei, von Gesetzesmacherei u. Staatsgewalt. Aber ob das einzelne Gesetz, die einzelne Staatsthätigkeit das thun, ist für mich Sache der conkreten Prüfung, für Sie gar oft Sache des abstrakten Prinzips. Deswegen ist es auch ein durchaus daneben gehender Schlag, wenn Sie mir zurufen: Wohin Sie mit Ihrem Absolutismus kommen, sehen Sie allerdings jetzt an dem Socialistengesetz. Ich bin nicht abstrakter Schwärmer, der den Satz aufstellt: das Prinzip der Gegenwart ist Anwachsen der staatlichen Gewalt; Also ect. ect. Das thut Wagner und nicht ich. Ebendarum habe ich so oft das Gefühl, daß Sie Wagner methodologisch ganz gleich stehen. Sie scheinen mir nach der entgegengesetzten Richtung wie er, aber ebenso einseitig zu generalisieren, zu voreilig Gesetze aufzustellen.

Daß ich mich in meinen wissenschaftlichen Arbeiten mehr auf

das Beschreiben beschränke, wie Sie sagen, ist ganz richtig. Aber ich thue das nicht, weil ich nicht nach Gesetzmäßigkeit und Gesetzen suchte, sondern weil ich glaube, daß eine einzige wirklich exakte, mit allen erreichbaren Mitteln gelieferte Beschreibung mehr werth ist, als zehn voreilige Generalisationen. Ich habe überall Achtung vor dem Einzelnen, vor dem Individuellen, ich will es verstehen, ehe ich urtheile und Gesetze verkünde. Ich glaube, daß unsere ganze Wissenschaft noch, um mit Aug. Comte zu reden, in dem metaphysischen Zeitalter steckt, in dem ein paar abstrakte Gedanken, Ideale u. oberflächliche Urtheile an die Spitze gestellt werden, um beliebig aus ihnen zu deduzieren, was den politischen Parteien paßt. Zu einem positiven Zeitalter uns. Wissensch. kommen wir nur durch dens. Respekt vor den Thatsachen, durch dieselbe selbstlose Sammelarbeit, wie sie die Naturwissensch. seit ein oder zwei Generationen betreiben. Daher lege ich auf gute Beschreibungen so viel mehr Werth als auf neue Gesetze. Gesetze wachsen nicht wie die Brombeeren an der Hecke.

Ich denke von mir selbst nicht gut genug, um zu glauben, ich könnte viel Gesetze finden. Ich finde, daß alles, was man bis jetzt in unserer Wissensch. so nannte, nichts Anderes ist, als gewisse typische Regelmäßigkeiten, von denen man theilweise einen Bruchtheil ihrer Ursachen errieth, fast nie deren quantitative Wirksamkeit erforscht hatte. Und das allein berechtigte zum Namen eines Gesetzes.

Das sind ja nun lauter Punkte, die Sie mir in Thesi bereitwillig zugeben. Sie sind als Parteimann u. vielleicht als akad. Lehrer Dogmatiker u. Mann der sog. volksw. Gesetze, als Gelehrter sind Sie Historiker und exakter Forscher, und wir sind da nicht weit auseinander. Ich glaube und hoffe auch daß wir — abgesehen von der persönlichen Freundschaft, die uns eint, von der persönlichen Sympathie die ich für Ihre seltene Liebenswürdigkeit und Begabung habe — uns auch immer wissensch. nahe bleiben u. verstehen werden, wenn Sie mehr Gelehrter u. Historiker bleiben als Parteimann u. prakt. Agitator. In den letzten Jahren hat aber diese letztere Seite an Ihnen zugenommen. Ihre ganze litter. Thätigkeit ging nach dieser Seite und in dem Maße nahm wie mir scheint, auch Ihr volksw. Dogmatismus zu. Der

praktische Agitator kann ohne solche Dogmen nicht leben, nicht Partei machen, nicht wirken. Ist der betreffende zugleich Gelehrter, u. Mann der Wissensch. wie Sie, so gesteht er unter vier Augen, er treibe Macchiavellismus. — Aber zuletzt muß ihm das zur anderen Natur werden, zuletzt glaubt er selbst an die Dogmen, die er erst mit dem Lächeln des Auguren verkündet.

Ihr Geständnis, daß Sie selbst an viele Argumente, die Sie brauchen, nicht glauben, ist von hinreißender Liebenswürdigkeit. Nur ein Mensch ersten Ranges kann sich so preisgeben. Sie müssen mir aber zugestehen, daß Sie damit alles zugestehen, was ich Ihnen je vorgeworfen: denn eben der Dogmatismus, die Abstraktionen, die Gesetze, die Sie als unfehlbar verkünden sind der Sand, den Sie der Menge in die Augen streuen, sind das, was ich nicht wissenschaftlich finde, was mich bekümmert, weil ich eben zu dieser Art praktischer Auffassung ganz unfähig bin. Nie wäre ich im Stande, eine Zeile zu diesem Zwecke anders zu fassen, als mein wissensch. Gewissen mir vorschreibt.

Nun seien Sie nicht böse über diese lange Epistel. Grüßen Sie Ihre Frau besonders und sagen Sie ihr nicht, daß ich Sie so schlecht gemacht habe. Frauen können so was nicht vertragen. .... In alter Freundschaft Ihr treu ergebener G. Schmoller.

(Fortsetzung in den nächsten Heften)

LITERATURBERICHTE

RECHTSGESCHICHTE

Trotz des gewaltigen geschichtlichen Geschehens, das wir heute erleben, ist das Interesse für alle historische Forschung in den letzten Jahren in stetem Zunehmen begriffen, und auch die Rechtsgeschichte gilt heute nicht mehr als „trockene" Jurisprudenz, sondern man erkennt die große Bedeutung des Verständnisses der Vergangenheit unseres Volkes und Staates für die Fragen der Gegenwart. Ein Zeichen dafür ist die große Anzahl rechtshistorischer Veröffentlichungen, von denen sich viele, ohne auf wissenschaftlichen Charakter zu verzichten, an weitere Kreise wenden und hier lebhaften Widerhall finden.

Ein eigenartiges Thema der Antike, „Der Tyrannenmord in Gesetzgebung und Volksmeinung der Griechen", behandelt sehr anschaulich Hans Friedel[1]). So weit der Weg auch ist, der von den Tyrannoktonos in der hellenischen polis, von der gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen Diktatur und Demokratie zu den Theorien des politischen Mordes der Neuzeit führt, die interessante Darstellung der schon bei den Zeitgenossen selber wechselnden Auffassungen und gesetzlichen Maßnahmen belegt, wie der Verfasser mit Recht sagt, wieder den alten Satz: „Am Anfang stand ein Grieche."

Die Verschlechterung der staats- und privatrechtlichen Stellung der Juden, die „Die Judengesetzgebung Justinians" im Gegensatz zu der seiner heidnischen Vorgänger auszeichnet und auf die viele spätere kirchliche und staatliche Judengesetze zurückgehen, untersucht mit wissenschaftlicher Gründlichkeit Petrus Browe S. I.[2]) Er sieht die Beweggründe für das Vorgehen des Kaisers hauptsächlich in religiösen Motiven, da er Herätiker und Heiden rechtlich noch schlechter stellte als die Juden. Der rechtmäßige Glaube galt, wie Justinian in seinen Gesetzen des öftern betont, als das höchste Gut, in dessen Verteidigung er seine höchste Aufgabe erblickte. Die anfänglich nur religiöse Intoleranz hat dann zu der Auffassung geführt, daß

---

[1]) Stuttgart, W. Kohlhammer. Würzburger Studien zur Altertumswissenschaft. 1937.

[2]) Rom, Pont. Univ. Gregorianae. „Analecta Gregoriana", vol. VIII. 1935.

auch der Vollbesitz der bürgerlichen Rechte nur den rechtgläubigen Christen zustände. Wie der Verfasser zeigt, schloß sich die Kirche dieser weltlichen Gesetzgebung an, nahm aber zum Christentum übertretende Juden als vollberechtigte Glieder auf und setzte sich auch sonst dafür ein, daß die in ihrem Glauben Verbleibenden als ,,lebendige Apologetik des Christentums" nicht ganz unterdrückt wurden.

Weil ,,das Verhältnis zweier Wissenschaften zueinander so unhaltbar geworden ist, wie das der Vorgeschichte zur Indogermanistik", unternimmt Herbert Meyer in ,,Rasse und Recht bei den Germanen und Indogermanen"[3]) den ,,Versuch eines unparteiischen Dritten, der auf beiden Gebieten Laie ist, den Wahrheitsgehalt beider an ihren Ergebnissen zu überprüfen und zu vergleichen". Der Verfasser glaubt den großen Streit über die Urheimat der Indogermanen — Nordeuropa oder Asien — durch eine Vereinigung der beiden Thesen dahingehend zu schlichten, daß der Norden die Urheimat wäre, dann aber eine Spaltung der Indogermanen eingetreten sei, die eine Ostgruppe für Jahrtausende nach Asien entführte, von wo sie dann später zurückwanderte. Damit würden zwar die Urgermanen von diesen beiden Zweigen ein und desselben Volkes abstammen und nicht aus der Vermischung eingewanderter Indogermanen mit fremdrassigen Megalith-Bauern, aber die Meyersche Lösung bleibt leider eine Hypothese, für die der Verfasser keine Beweise gibt. Das Buch bietet einen guten Überblick über alle Probleme der Frühgeschichte, es zeigt, wie vieles hier noch ungeklärt ist, indem es die sich sehr widersprechenden Ansichten der Fachgelehrten wiedergibt. Positiver wird das Buch, wo der Verfasser auf sein eigenes Arbeitsgebiet zu sprechen kommt, wobei er das Recht auf die Vorstellung zauberischer Bindungen zurückführt.

Nach der herrschenden Lehre, die auf den großen Rechtshistoriker Heinrich Brunner zurückgeht, beruhte das Lehenwesen auf der Verschmelzung zweier Institute, des Benefizialwesens und der Vasallität. Um die Mittel zum Krieg gegen die Araber aufzubringen, hätten die Frankenkönige eine Säkularisation des Kirchengutes vorgenommen und es ihren Getreuen als ,,beneficium" verliehen. Hermann Krawinkel hat nun eine umfassende Nachprüfung aller vorhandenen Urkunden angestellt, aus der er glaubt, außerordentlich bedeutsame Schlüsse ziehen zu können. Er erklärt in ,,Untersuchungen zum fränkischen Benefizialrecht"[4]) die ganze Arabergefahr, der Karl Martell entgegentrat,

[3]) Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. Schriften der Akademie für Deutsches Recht. 193 . RM 7.90.

[4]) Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. Schriften der Akademie für Deutsches Recht. 1936. RM 8.80.

als „Legende und Propagandamittel" der Kirche und bestreitet auch die bisherige Auffassung der Rechtsnatur und des Wesens des beneficium, das nichts mit Sachenrecht oder dinglichem Recht zu tun habe, sondern mit dem Beamtenrecht, und keine Belehnung mit einem Gutshofe bedeute, sondern mit den Einkünften aus Steuern und Abgaben.

Derselbe Verfasser gibt einer anderen, ebenfalls sehr sorgfältigen, sich auf ein großes Quellenmaterial stützenden Untersuchung „Feudum, Jugend eines Wortes"[5]) den Untertitel „Sprachstudie zur Rechtsgeschichte". Es mag auf den ersten Blick wohl überraschen, daß hier einem einzigen Wort ein ganzes Buch gewidmet wird, aber es ist ja kein beliebiges, sondern das, welches das Prinzip bezeichnet, auf dem der mittelalterliche Staat des gesamten Abendlandes beruhte. Gegenüber der bisherigen Lehre, die feudum auf das fränkische fehu, gotisch faihu = Vieh zurückführt, meint Krawinkel, es sei aus dem lateinischen fiscus entstanden, als ein Wort der neuen romanischen Vulgärsprache; eine Ableitung, auf die übrigens schon Du Cange hingewiesen hat und die auch dem tatsächlichen Vorgang entsprechen würde, der Umwandlung von öffentlichen Hoheitsrechten in private. Ganz gleich, wie man sich zu den Einzelheiten der sehr beachtenswerten Krawinkelschen Theorien stellt, die Fachwissenschaft wird sich auf jeden Fall ernst mit ihnen auseinanderzusetzen haben.

In „Beiträge zur Geschichte der Königlichen Hofkapelle" untersucht Siegfried Görlitz[6]) dankenswerterweise eine der wichtigsten Institutionen des Reiches in sächsischer und salischer Zeit, die Pflanzschule der zukünftigen Reichsbischöfe, die seit Otto I. die hauptsächlichsten und treusten Träger der Reichsverwaltung in Deutschland und seit Heinrich I. auch in Italien waren. Sie ging aus der Karolingischen Hofkapelle, der Marienkirche zu Aachen, hervor, und Görlitz sieht in ihr mit Recht eine Verkörperung des germanischen Gefolgschaftswesens. Der Verfall begann durch die cluniazensische Reformbewegung, die die Hofkapelle als Herd der Simonie betrachtete, und wir hoffen, daß der Verfasser seine höchst verdienstvolle Untersuchung auch auf diese Zeit ausdehnen und ihr Ergebnis bald in einem neuen Buche vorlegen wird.

Bei der Ausbildung der Landeshoheit der geistlichen Territorien des Ersten Reichs haben die der Kirche verliehenen Immunitäten eine bedeutsame Rolle gespielt, da die geistlichen Be-

[5]) Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. Schriften der Akademie für Deutsches Recht. 1938. RM 10.20.

[6]) Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. Histor. diplomat. Forschungen. Bd. I. 1936. RM 7.50.

sitzungen damit begannen, sich der kaiserlichen Zentralgewalt zu entziehen. Auf die Entstehung des Instituts der Immunität fällt neues Licht durch die ausgezeichneten Untersuchungen von Giannino Ferrari dalle Spade[7]), deren Ergebnisse er jetzt unter dem Titel „Immunità Ecclesiastiche nel diritto Romano Imperiale" veröffentlicht. Der Verfasser schildert sehr anschaulich die Befreiung der Kirche und des Klerus auf steuerlichem Gebiet, ihre Privilegien handelsrechtlicher Art und die eigene geistliche Gerichtsbarkeit. Er berücksichtigt dabei hauptsächlich die Gesetzgebung des IV. und V. Jahrhunderts, eine Fortführung seiner Arbeit über die folgenden Jahrhunderte wäre daher sehr zu begrüßen, um die weitere Entwicklung im Abend- wie Morgenland zu erkennen.

Dem berechtigten Wunsch, das Ergebnis der Forschertätigkeit eines langen Gelehrtenlebens zu ziehen, verdanken wir das sehr wertvolle Buch von Philipp Heck „Blut und Stand im altsächsischen Rechte und im Sachsenspiegel"[8]). Immer wieder stößt man in Zeitungsaufsätzen auf die Vorstellung, daß die Germanen alle gleichberechtigte, freie Bauern gewesen wären, die eine ideale Demokratie bildeten, bis diese von herrschsüchtigen Dynastien im Bunde mit der Kirche zerstört worden sei. Wie Heck zeigt, hat diese ideale Demokratie aber nie bestanden, die Germanen kannten keine Rechtsgleichheit, sondern sie hatten Geburtsstände mit angeborenen, ganz verschiedenen Rechtsverhältnissen. Der Verfasser geht bei seiner Darstellung von dem Widerspruch aus, der angeblich zwischen der Gliederung der Niedersachsen während der Karolingerzeit in die zwei Stände von Freien, der Edelinge und der Frilinge, sowie der unfreien Laten besteht, und der Ständelehre des Sachsenspiegels, der drei Arten von Freien — Schöffenbare, Pfleghafte, Landsassen — unterscheidet, sowie die unfreien Stände der Dienstleute, Laten und Dagewerchten. Man hat deshalb die Glaubwürdigkeit von Eikes großem Werk bestritten, und es ist zum großen Teil das Verdienst Hecks, diese Zweifel behoben zu haben, indem er zeigt, daß die alte karolingische Zwei-Gliederung sich auch noch in Eikes Rechtsbuch findet und dieses nur neue Standesbezeichnungen verwendet.

Heck weist nun nach, daß die ständische Gliederung auf dem Vorrang der Nachkommen der Sieger vor denen der Besiegten beruhte. Aber nicht so, als ob sich darin das Verhältnis von Germanen zu Fremdvölkern ausgedrückt hätte, denn es herrschte nicht Blut über Blut, sondern Stamm über Stamm; die unfreien

[7]) Venezia, Carlo Ferrari. Estratto dagli Atti del Reale Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti 1939/40. Tomo XCIX. Parte II.

[8]) Tübingen, I. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1935.

Nachkommen der Unterworfenen waren wie ihre Besieger ebenfalls in der Hauptsache Germanen. Der angeborene Stand konnte jedoch durch Rechtsgeschäft geändert werden; sowohl als Aufstieg durch die verschiedenen Formen der Freilassung, wie absteigend, indem ein Freier sich einem anderen zu eigen gab. So sind, wie Heck zeigt, schon von Karl dem Großen Freigelassene zu Grafen gemacht worden, und später stiegen durch das Ritterwesen viele Hörige zu Ministerialen und zum Uradel empor, während wieder altfreie Edelinge zu leibeigenen Bauern herabsanken. Der rechtliche Unterschied zwischen den Edelingen, in denen Heck keinen Hochadel sieht, sondern großbäuerliche Altfreie, und den Freigelassenen war sehr groß. Diese standen von einem Mundherrn in Abhängigkeit, die „bei den untersten Schichten so weitgehend war, daß wir sie, wenn sie heute vorkäme, als Sklaverei bezeichnen würden". Sehr bemerkenswert ist ferner die Feststellung Hecks, daß die Mehrzahl des niedersächsischen Bauernvolkes nicht aus Freien, ja nicht einmal aus Freigelassenen, sondern aus Unfreien bestand, und daß dies auch für die anderen deutschen Stämme zutrifft.

Eine wertvolle Ergänzung hierzu bieten die „Drei Studien zur Ständegeschichte (Hofleute, Häuptlinge, fränkische Gemeinfreiheit)" des gleichen Verfassers[9]), in denen er sich mit verschiedenen neuentstandenen Lehren über wichtige Probleme der Ständegeschichte auseinandersetzt. Auf Einzelheiten einzugehen verbietet der zur Verfügung stehende Raum. Zusammenfassend sei gesagt, daß weder die von Heck vertretene Entstehung des niederen Adels aus dem Stande der unfreien ritterlichen Dienstmannen, durch den auch der freie Uradel hindurchging, noch seine Lehre von der rechtlichen Ungleichheit der Freien in der Karolingerzeit erschüttert erscheint.

In einer weiteren Schrift „Eike von Repkow" hat Heck[10]) ein sehr überzeugendes Material zusammengetragen, mit dem er seine Ansicht belegt, daß auch die wichtigsten Zusätze zum Sachsenspiegel von Eike selber um 1231 verfaßt sind d. h. daß er damit sozusagen eine „Vierte verbesserte und vermehrte Auflage" seines großen Werkes geschrieben. Die Argumentation Hecks gegenüber Karl August Eckardt kommt zu dem Ergebnis, „jeder Versuch, die Urheberschaft Eikes auszuschalten, führt zu unüberwindlichen Schwierigkeiten".

Dem von ihm 1936 veröffentlichten „Landrecht" Eike von Repkows läßt Hans Christoph Hirsch[11]) erfreulicherweise nun

[9]) Stuttgart, W. Kohlhammer. Arbeiten zur Deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte. 1939.

[10]) Tübingen, I. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1939.

[11]) Halle, Max Niemeyer. Schriften der Halleschen Wissenschaftlichen Gesellschaft. 1939.

den lang erwarteten zweiten Band „Sachsenspiegel, Lehnrecht" folgen, das sich aufbaut auf den Grundgedanken: Heiligkeit des Rechts, Mannhaftigkeit, Treue, Gemeinschaft, Ehre, Pflicht, Dienst, Blut. Das Buch, die erste Übertragung ins Neuhochdeutsche seit 350 Jahren, ist wieder sehr schön ausgestattet, geschmückt mit der Bilderhandschrift des Sachsenspiegels entnommenen Abbildungen. Die treffliche Einleitung und das vorzügliche Glossar des verdienten Herausgebers ermöglichen auch dem Laien das Verständnis des großen deutschen Rechtsbuches.

Die „Geschichte des englischen Königtums im Lichte der Krönung", die Percy Ernst Schramm[12]) anläßlich der Krönung Georgs VI. veröffentlichte, bietet nicht nur einen Schlüssel zum Verständnis Englands, sondern ganz allgemein zu der Entwicklung der Monarchie im Abendland. Schramm analysiert die Krönung und zeigt, wie alt ihre einzelnen Akte sind, was im Lauf der Jahrhunderte wieder ausgemerzt wurde, was hinzukam, und welche staatsrechtliche Bedeutung sie jeweils hatten. Mit Recht weist er auf die Mischung germanischer, antiker und christlicher Elemente hin, womit die englische Krönung allerdings nicht allein steht. Auch sonst wurde sie fortlaufend vom Kontinent beeinflußt, während sie andererseits auch wieder auf den Ritus der deutschen und der französischen Krönung zurückwirkte. Das Buch schildert packend die Kontinuität einer 1000jährigen Geschichte, das zähe Festhalten an alten Formen, verbunden mit einer großen Elastizität, die immer wieder zeitgemäße Änderungen möglich macht. Verhältnismäßig früh bildet sich das spezifisch englische Element bei dem Krönungsritus heraus und entwickelt sich weiter auf das Ziel der Schaffung jenes Regierungssystems hin, unter dem das Britische Empire entstand.

Ebenso mit uneingeschränktem Lob sei eine neue sehr bedeutungsvolle Untersuchung des zur Zeit im Felde stehenden Verfassers genannt „Der König von Frankreich. Das Wesen der Monarchie vom 9. zum 16. Jahrhundert"[13]), in der Schramm nun die französische Entwicklung aufzeigt. Trotz der entscheidenden Mitwirkung der Kirche beim Thronwechsel hatte Frankreich das Glück, schon im 12. Jahrhundert eine erbliche Monarchie geworden zu sein, während in derselben Zeit in Deutschland die Idee der Königswahl immer mehr erstarkte. Der französische Königsmythos, das Sakrament des Königtums, die „réligion royale", wie schon ein mittelalterlicher Autor sagt, hat, wie Schramm nachweist, erhebliche politische Bedeutung besessen, denn er war nicht das Werk eines Kreises von Höflingen, sondern das ganze Volk schuf an ihm mit. Bei der Entwicklung zur

[12]) Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1937. RM 10.80.
[13]) Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1939. RM 14.60.

Nation spielte die Überzeugung eine große Rolle, daß Frankreichs Herrscher der „christliche König" sei, der Rechte und Ansprüche besitzt, die anderen Königen abgehen und die sich mit denen des Kaisers messen können. Der Verfasser hat durch diese beiden Bücher nicht nur manche Unklarheiten der bisherigen Auffassung beseitigt, sondern zugleich überaus wichtiges Vergleichsmaterial für das Deutsche Königtum beigebracht und damit zur Erkenntnis des Wesens der Deutschen Geschichte.

Die Grundlagen der staatsrechtlichen Stellung des Deutschordenslandes untersucht Edmund E. Stengel in „Hochmeister und Reich"[14]). Seine Zugehörigkeit „zum engeren Reich", d. h. zum Deutschen Königstaat, dem regnum teutonicum, steht für ihn außer Zweifel, und er glaubt nicht, daß es darüber hinaus noch eine besondere Beziehung zum „weiteren Reich", dem imperium romanum, besessen hat. Aber gerade die von Stengel angeführte Goldbulle von Rimini von 1226 sagt doch ausdrücklich, daß die Verleihung Preußens an den Hochmeister kraft der „monarchia imperii", d. h. der fiktiven Weltherrschaft des imperium romanum erfolge. Von allen mittelalterlichen Herrschern hat sich vor allem Friedrich II. kaum mehr als Deutscher König, sondern nur noch als Römischer Kaiser gefühlt, und es ist daher nicht wahrscheinlich, daß er die Begründung des Ordensstaates nun allein an das regnum teutonicum, an Deutschland, geknüpft haben sollte, das er selber von Italien aus als Provinz beherrschte.

Der andere Teil der Untersuchung zeigt, warum der Orden nicht mit Preußen belehnt wurde, sondern es zum Geschenk erhielt. Stengel beweist, daß die Lehnsunfähigkeit des Hochmeisters kirchenrechtlich begründet war und er daher nicht in die Zahl der Reichsfürsten aufgenommen werden konnte, sondern, wie die unbelehnten Äbte des Zisterzienserordens und die Reichspröbste, zu den „Prälaten" gehörte.

Die deutschen Stadtrechte des 16. Jahrhunderts, die sogenannten „Reformationen", wollten gegenüber dem Partikularrecht das Römische Recht einführen und die wichtigsten Rechtssätze der Praxis aufzeichnen. „Die Frankfurter Reformation von 1578" behandelt Helmut Coing[15]) in einer fesselnden Darstellung, die auf den einzelnen Gebieten des Privatrechtes das Eindringen des Römischen Rechtes schildert. Als Grund dieses Sieges bezeichnet der Verfasser „die Überlegenheit seiner Rechtsordnung gegenüber dem juristischen Vermögen der Rezeptions-

[14]) Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1938. RM 1.50.
[15]) Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1935. RM 5.70.
[16]) Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1938. RM 7.60.

zeit"; die deutschen Juristen wären noch nicht fähig gewesen, dem römischen Rechtsdenken kritisch gegenüberzutreten.

Eine Berichtigung mancher Einzelergebnisse von Fickers berühmtem Werk „Untersuchungen zur Erbfolge der ostgermanischen Rechte" bringt die anregende Studie „Familienerbe in Friesland" von Hans Tägert[16]). Im Vordergrund steht die Behandlung des ehelichen Güterrechts, das mancherlei Parallelen zu dem benachbarten südfriesischen und dem dänischen Recht bietet.

Die Arbeit von Fritz Robert Huffmann „Über die sächsische Berggerichtsbarkeit vom 15. Jahrhundert bis zu ihrem Ende"[17]) ist dadurch von viel weiterer Bedeutung, weil die sächsische Berggesetzgebung von zahlreichen deutschen Ländern übernommen wurde. Der Verfasser zeigt, wie die mit Schöffen besetzten Standesgerichte der Bergleute sich zu Fachgerichten entwickelten und schließlich zu landesherrlichen Gerichten mit beamteten Richtern, d. h. unter völliger Ausschaltung der Berggemeinde.

Der Rechtsstreit um die Beitragspflicht eines Kirchenpatrons ist der Anlaß zu der umfassenden kirchenrechtlichen Untersuchung von Hermann Nottarp „Aus dem fränkischen Eigenkirchenrecht des 17. Jahrhunderts"[18]) geworden, die dadurch von allgemeinem Interesse ist, weil der große Würzburger Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn und seine Nachfolger aus dem Hause Schönborn die Hauptrolle dabei spielen, und gezeigt wird, wie das alte deutsche Eigenkirchenrecht mit dem kanonischen Patronatsrecht ringt und schließlich unterliegt.

Die Abtragung einer Ehrenschuld bedeutet es, daß des Jesuitenpaters Friedrich von Spee „Cautio criminalis oder rechtliches Bedenken wegen der Hexenprozesse" von Joachim Friedrich Ritter[19]) in einer deutschen Übersetzung der Vergessenheit entrissen wird. Die mutige Schrift dieses tapferen Mannes, der es im 17. Jahrhundert wagte, dem Massenwahn seiner Zeit Grund und Boden zu entziehen, schlägt ein düsteres Kapitel unserer Vergangenheit auf. Ohne Spees Vorarbeit wäre der Erfolg von Thomasius als Besieger der Hexenprozesse im 18. Jahrhundert nicht denkbar. Man kann dem Herausgeber, dem für sein Werk aller Dank gebührt, nur beistimmen, „daß der Leser sich erhoben fühlt durch die noch heute beglückende

---

[17]) Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1935. RM 9.—.

[18]) Halle, Max Niemeyer. Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. 1939. RM 16.50.

[19]) Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. Forschungen zur Geschichte des Deutschen Strafrechts. 1939.

Zwiesprache mit dem edlen Menschen, wahrhaften Christen und aufrechten Deutschen: Friedrich von Spee".

Eine anschauliche Zusammenstellung aller Rechtsbräuche um das Glockenläuten bietet zum erstenmal die fleißige Studie von Elsbeth Lippert „Glockenläuten als Rechtsbrauch"[20]), die viele alte Rechtsquellen, namentlich überlieferte bäuerliche Weistümer, als Material herangezogen hat.

Dr. Gerhard Frhr. v. Branca.

AUS DER IBERO-AMERIKANISCHEN KULTURWELT

Seit unserem letzten Bericht[1]) hat sich in der hier zur Behandlung stehenden Welt mit ihren insgesamt 150 Millionen Menschen auf 20 Millionen qkm in 22 Staaten sehr viel Bedeutendes ereignet. Den äußeren großen Rahmen für das politische Geschehen bilden: die achte panamerikanische Konferenz[2]) von Lima (Dez. 1938), die Beendigung des spanischen Bürgerkrieges (Juli 1936 bis Februar 1939), der Ausbruch des europäischen Krieges (Sept. 1939) und die darauf folgende Stellungnahme der amerikanischen Staaten in der „Proklamation von Panama" (Okt. 1939) zur strikten Neutralität. Mit dem Ausbruch des neuen Krieges, als dessen Alleinschuldiger England gelten muß, sind aber auch verschiedene, seit langem ihrer Lösung harrende alte Streitfragen der ibero-amerikanischen Staatenwelt mit England wieder brennend geworden. Argentinien macht seine Ansprüche auf die Falklandinseln (Lasmalvinas seit 1833 englisch) und Guatemala die seinen auf das Gebiet von Belice (seit 1821 zu Britisch-Honduras erweitert) geltend. Wenn somit der neue Krieg auf einen Zusammenschluß der amerikanischen Staaten und ihre Nichteinmischung in den Krieg hinzuwirken scheint, so darf doch nicht übersehen werden, daß nach wie vor zwischen dem angelsächsischen

---

[20]) Freiburg i. Breisgau, Herder & Co. Das Rechtswahrzeichen, Beitr. z. Rechtsgeschichte und rechtlichen Volkskunde. III. Heft. 1939.

[1]) Archiv für Kulturgeschichte, Bd. XXVII, Heft 2—3 (1937).

[2]) Die früheren panamerikan. Konferenzen: 1889/90 Washington, Mexico 1901/2, 1906 Rio de Janeiro, 1910 Buenos Aires, 1923 Santiago de Chile, 1928 La Habana (Cuba), 1933 Montevideo, 1936 Buenos Aires (interamerikan. Konferenz zur Sicherung des Friedens).

[2a]) Auf der panamerikanischen Konferenz zu Havanna und in ihrer Deklaration vom 29. Juli 1940 kam man überein, daß die europäischen Kolonialbesitzungen in Amerika im Falle drohender Veränderungen in kollektive Verwaltung übernommen werden sollen, um so einen möglichen Krieg von Amerika fernzuhalten.

Norden und dem ibero-romanischen Süden dieses Riesendoppelkontinents ein gewaltiger rassischer und kultureller Gegensatz herrscht. „Monroe-Doktrin und Panamerikanismus sind in Ibero-Amerika nie beliebt gewesen", schreibt Manuel Ugarte, der Herausgeber der argentinischen Zeitschrift „Vida de Hoy". Dagegen hat es den Anschein, als ob die „paniberischen"[3]) Bestrebungen sowohl zwischen Portugal und Spanien selbst als auch zwischen diesen und ihren selbständigen Tochterstaaten in der Neuen Welt eine neue Stärkung in der Richtung eines kulturellen Zusammenschlusses erfahren, wobei die großen Führergestalten Oliveira Salazar und Francisco Franco Bahamonde als Vorbilder ihrer Rasse ebenso bedeutungsvoll sind wie die von ihnen verkündete und im geistig-kulturellen Sinne verstandene „imperiale Idee" ihres nationalerstarkten und traditionsbewußten Vaterlandes.

Für das Gesamtgebiet der ibero-amerikanischen Staatenwelt in ihrer internationalrechtsgeschichtlichen Bedeutung verweisen wir auf die eingehende Studie von Berner[4]), der uns einen ausführlichen Überblick über die multilateralen Friedenssicherungsverträge (Schiedsverträge, Vergleichsverträge) bis zur interamerikanischen Sonderkonferenz von Buenos Aires (1936) gibt.

Bibliographisches. Unsere deutsche ibero-amerikanistische Wissenschaft besitzt in der ibero-amerikanischen Bibliographie von Hans Praesent (Beilage zum ibero-amerikanischen Archiv-Berlin) ein sehr nützliches Instrument. Die Nordamerikaner haben ihr Handbuch[5]) der lateinamerikanischen Studien als praktischen Führer über die im In- und Ausland erschienenen Veröffentlichungen über Völkerkunde, Kunst, Wirtschaft, Erziehung, Volkskunde, Geographie, Verwaltung, Geschichte, internationale Beziehungen, Recht, Sprache und Literatur mit einer jeweils kurzen kritischen Einführung zu den einzelnen Wissensgebieten. Eine vorzüglich ausgestattete Zeitschrift mit ausführlicher in- und ausländischer Bibliographie ist die vom Instituto de las Españas an der Columbia Universität herausgegebene „Revista Hispánica Moderna".[6]) Für Spanien schließlich nennen

[3]) Vgl. E. G. Jacob, Die paniberische Bewegung. Hamburger Ausland-Diplomarbeit 1927; der Paniberismus in: Ztschr. f. Politik XXIII/4 (1933). Vgl. das Zusatzabkommen (29. 7. 1940) zum span.-portug. Freundschaftspakt (17. 3. 1939).

[4]) Heinrich Berner, Die panamerikan. Friedenssicherungsverträge. Berlin 1938, Junker & Dünnhaupt, 242 S., RM. 10.—.

[5]) Lewis Hanke, Handbook of Latin American Studies. Cambridge (Mass.) 1937, Harvard Univ. Press, 515 S., $ 4.—.

[6]) Revista Hispánica Moderna (Boletín del Instituto de las Españas), Casa de las Españas, Columbia University (New York City).

wir das gut unterrichtende „Archivo Bibliográfico Hispano-Americano".[7]) In zeitungswissenschaftlicher Hinsicht besitzen wir in der Arbeit von Kluge[7a]) eine Bereicherung unserer Kenntnis des Zeitungswesens von Cuba, Mexiko, Chile, Argentinien, Uruguay, Brasilien.

Kulturforschung und Kulturaustausch. Am Schluß unseres vorigen Berichtes gaben wir unserer Überzeugung mit den folgenden Worten Ausdruck: „Heute stehen wir vor einem neuen Erwachen und Erstarken der spanisch- und portugiesischredenden Kulturwelt." Die nachfolgende Entwicklung hat diesen Worten Recht gegeben. Im Zuge ihrer nationalen Wiedergeburt haben Portugal und Spanien sowohl in ihren eigenen Ländern als auch in den Beziehungen zu ihren Tochterländern in der Neuen Welt den kulturellen Bestrebungen, gestützt auf eine große ruhmreiche Vergangenheit, verstärkte Förderung angedeihen lassen. Dasselbe gilt aber auch von den ibero-amerikanischen Staaten in der Neuen Welt selbst. Es sei hier nur an folgende kulturhistorisch wichtige Daten erinnert: der erste internationale Kongreß für portugiesische Expansionsgeschichte[8]) in Lissabon (1937), die 400-Jahrfeier der altehrwürdigen portugiesischen Universität Coimbra (1937) und die Hundertjahrfeier des Instituto Histórico e Geográphico Brasileiro in Rio de Janeiro[9]) (1938). Eine ausgezeichnete Zeitschrift im Dienste der imperialen Idee Portugals ist „O Mundo Português"[10]), ferner nennen wir die „Ocidente" (Revista Portuguesa-Lisbôa) und die „Revista dos Centenarios", die neuerdings zur Vorbereitung der großen portugiesischen Staatsfeiern (1940) zur Erinnerung an Portugals Entstehung (1140) und Unabhängigkeit (1640) erscheint.[10a]) Für Spanien sei vor allem verwiesen auf das Gründungsdekret des „Colegio de las Españas" (1938), in dem

[7]) Archivo Bibliográfico Hispano-Americano, Madrid, Libreria General de Victoriano Suárez.

[7a]) F. H. Kluge, Ibero-amerikanische Großzeitungen. Hamburg 1940, Hansischer Gildenverlag, 176 S., RM. 7.50 (Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen).

[8]) Publicações do Congresso da Historia da Expansâo Portuguesa no Mundo/Lisbôa.

[9]) Max Fleiuss, O Instituto Historico através da sua Revista. Rio de Janeiro 1938.

[10]) O Mundo Portugučs. Revista de Cultura e Propaganda de Arte e Literatura Coloniais. Lisbôa.

[10a]) Vgl. Portugal (1140—1940), Festschrift der Univ. Köln, Verlag Pick, Köln; vgl. Jacob, Portugal. Zu seinem 800jähr. Bestehen. In: Berliner Monatshefte, Juni 1940, Portugal-Staat im Aufstieg, Illustrierte Zeitung, Leipzig, 16. Mai 1940.

es heißt: „Es ist in hohem Maße wünschenswert, unsere Beziehungen zu den Ländern spanischer Sprache dadurch zu stärken, daß man diesen Beziehungen gleichzeitig höhere geistige Ziele weist und unmittelbaren praktischen Inhalt durch den Austausch der Vertreter geisteswissenschaftlicher Berufe und ihrer Arbeiten gibt." Bei der Gründung des „Museo de Indias" (1939) wurde folgendes in der Gründungsurkunde erklärt: „Die Geschichte der Entdeckung Amerikas und der Größe der vorkolumbianischen Kulturen muß neu geschrieben werden; ebenso diejenige der entsagungsvollen Arbeit unserer Missionare; die Leyenda Negra über die Tätigkeit unserer Encomenderos muß widerlegt werden." Nachdem durch die Herrschaft der Roten in Spanien der Tag der Entdeckung Amerikas, der 12. Oktober, als „Tag der Rasse" verhöhnt und verboten worden war, ist er seit 1937 durch General Franco wieder zu Ehren und altem Glanz gebracht worden als der sichtbarste Ausdruck einer die verschiedenen Nationen spanischer und portugiesischer Wurzel umfassenden und auf gemeinsamer Grundlage der Sprache, Kultur und Religion beruhenden, großen iberischen Schicksalsgemeinschaft. In Südamerika feierte Columbien das 400-jährige Bestehen seiner Hauptstadt Bogotá und der ebenso alten ärztlichen Heilkunst daselbst (1938). Eine weitere 400-Jahrfeier erlebte die Universität Santo Domingo (1938). In Argentinien wurde die in Buenos Aires bestehende, bedeutsame Forschungsstätte für amerikanische Geschichte (Junta de Historia y Numismática) in eine staatliche Institution unter dem Namen „Academia Nacional de la Historia" verwandelt (1938). In demselben Jahre wurde auch das Gedenken an die 50. Wiederkehr des Todestages des großen argentinischen Erziehers und Staatsmannes Sarmiento (1811—88) gefeiert, während im Jahre 1939 die gesamte ibero-amerikanische Welt der 100. Wiederkehr des Todestages des frühverstorbenen, an Pindar erinnernden kubanischen Dichters José Maria Heredia (1804—39) gedachte. Über die Einstellung Ibero-Amerikas zu Franco-Spanien sagte der berühmte peruanische Politiker und Inhaber der Goethe-Medaille, José de la Riva-Agüero, in seinem Vortrag in Lima (1938) zu den spanischen Gästen folgendes: „Inmitten des allgemeinen Niederganges, den der hispanische Genius in den letzten hundert Jahren auf beiden Hemisphären erlitt, habt ihr euch den Mut unserer Rasse bewahrt; ihr habt euch damit selbst erlöst und gleichzeitig die Menschheit gerettet. Angesichts einer staunenden Welt habt ihr die Taten der Reconquista und des Cid zu neuem Leben erweckt." Ein wertvolles wissenschaftliches Dokument unserer deutsch-iberischen Kulturaustauschbeziehungen sind nach wie vor die „Gesammelten Aufsätze zur

Kulturgeschichte Spaniens", von denen Bd. 7 und 8 vorliegen[11]).

Ibero-Amerika (Allgemeines). Ein Standardwerk ersten Ranges besitzt die deutsche Wissenschaft in dem Buch des Chiledeutschen Samhaber[12]) über Südamerika, das mit der billigen Heroisierung der Freiheitskämpfer aufräumend uns die verwickelten Zusammenhänge und Triebkräfte südamerikanischer Geschichte klarlegt und auch den Einfluß Europas auf Südamerika und vor allem auch umgekehrt zeigt. Das tiefsinnige Buch beseitigt manche alte, liebgewordene Irrtümer und führt uns zu neuen Erkenntnissen. Vor allem bewahrt es uns vor einem übereilten Anlegen des europäischen Maßstabes an die Geschichtsbetrachtung, z. B. auch in der Frage des Rassenausgleiches, die gegenüber den geistig-seelischen Grundlagen des sich immer mehr herausbildenden Südamerikanertums zurücktritt. Eine nützliche, vor allem auf das Wirtschaftsgeographische gerichtete, praktische Handreichung bietet das Buch von Paul[13]), das auch wie das vorgenannte gute Bilder aufweist. Eine wertvolle völkerkundliche Studie über die phantastischen Ursprungserklärungen der Naturvölker über die sie umgebende Umwelt hat uns der verstorbene, ehemalige Sektionschef am La Plata-Museum, Lehmann-Nitsche[14]) gegeben. Des weiteren liegt uns eine ethnographische Studie vor von Sapper[15]), der sich — wie wir in früheren Berichten schon hervorhoben — mit besonderem Eifer den Fragen der ersten Besiedlung Amerikas von Asien her widmet.

Ibero-Amerika und Deutschland. Sehr vielseitig und aussichtsreich haben sich in den letzten Jahren — unbeschadet mancher politischer und wirtschaftlicher Schwierigkeiten — die kulturellen Beziehungen Deutschlands zu Ibero-Amerika und umgekehrt gestaltet, getreu ihrer alten guten Tradition. Das ibero-amerikanische Institut in Hamburg, das mitten im Welt-

[11]) Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. Bd. 7, Münster i. W. 1938, Aschendorff 346 S. RM. 14.30; Bd. 8, 1940, 412 S. RM. 16.50.

[12]) Ernst Samhaber, Südamerika (Gesicht. Geist. Geschichte), Hamburg 1939, H. Goverts Verlag, 702 S. RM. 12.50.

[13]) Otto Ernst Paul, Südamerika. Rohstoffkammer u. Absatzkontinent. Berlin 1937, Dt. Verlagsgesellsch. 232 S. RM. 6,50.

[14]) Robert Lehmann-Nitsche, Studien zur südamerikan. Mythologie. Die ätiologischen Motive. Hamburg 1939, Friedrichsen, de Gruyter & Co., 206 S. RM. 12.—.

[15]) Karl Sapper, Beiträge zur Kenntnis der Besitzergreifung Amerikas und zur Entwicklung der altamerikan. Landwirtschaft durch die Indianer. Hamburg 1938, Mittlg. des „Museums f. Völkerkunde", Bd. XIX, 44 S.

krieg von Bernhard Schädel (gest. 1926) in weiter Voraussicht gegründet wurde (1917) und an der Jahreswende 1917/18 seine Tätigkeit aufnahm, konnte unter reger Anteilnahme des In- und Auslandes sein 20jähriges Bestehen feiern. Das jetzt von Rudolf Großmann geleitete Institut gibt eine wertvolle Schriftenreihe (Ibero-amerikanische Studien) heraus, von der wir hier die neuesten Arbeiten von: Gerdts-Rupp[16]), Niemeyer[17]) (dessen Haupttitel von der deutschen Kolonialbewegung mit Recht beanstandet wird), Petriconi[18]), und Voßler[19]) hervorheben. Die Zeitschrift des Instituts „Ibero-amerikanische Rundschau" brachte verschiedene inhaltsreiche Sondernummern[20]) über die deutsch-ibero-amerikanischen Beziehungen[20a]). Das Berliner Ibero-amerikanische Institut unter General Faupel brachte eine neue Zeitschrift[21]) in spanischer Sprache heraus mit vielen wertvollen Beiträgen über deutsches und spanisches Geistesleben. Besondere Beachtung verdient auch das von ihm herausgegebene Sammelwerk[22]) über Deutschland und Ibero-Amerika, das im ersten Teil über sechs Jahre Nationalsozialismus in Deutschland und im zweiten über die kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu Ibero-Amerika handelt. Aus der überaus reichhaltigen Tätigkeit des Berliner Instituts heben wir hervor: die Ausstellung „Deutsche Maler in Spanien und Portugal" (1938) und die Ausstellung „Kunstwerke aus Argentinien, Bolivien und Uruguay" (1938). Die Preußische Staatsbibliothek veranstaltete unter dem Protektorat der Regierung Portugals eine portugiesische Buchausstellung.[23]) In Portugal selbst heben wir das segensreiche Wirken des Deutschen Instituts an der Universität Coimbra hervor, das eine Menge wertvoller Schrif-

---

[16]) Elisabeth Gerdts-Rupp, Magische Vorstellungen und Bräuche der Araukaner. Hamburg 1937, 166 S.

[17]) Georg Niemeyer, Die deutschen Kolonien (!?) in Südspanien. Hamburg 1937, 126 S. (unsere deutschen Kolonien liegen in Übersee).

[18]) Hellmuth Petriconi, Span.-amerikan. Romane der Gegenwart. Hamburg 1938, 61 S.

[19]) Karl Vossler, Einführung in d. span. Dichtung des goldenen Zeitalters. Hamburg 1939, 113 S. Verlag: Behre.

[20]) Ibero-amerikan. Rundschau: Chile-Heft Juni 1937, Kolumbien-Venezuela-Heft Nov. 1937, Mexiko-Westindien Heft Juli 1938.

[20a]) Zum 10. Jahrestag des Berliner Instituts erschien die ausgezeichnete Festschrift: Otto Quelle, Der span.-portug. Kulturkreis auf Wiener Gobelins, Leipzig 1940, Harrassowitz, XII, 29 S., 36 Bildtafeln, RM. 8.—

[21]) Ensayos y Estudios (Revista bimestral de Cultura y Filosofia).

[22]) Alemania y el Mundo Ibero-Americano, Berlin 1939.

[23]) Portugal in Vergangenheit und Gegenwart, Berlin Staatsbibliothek 1939.

ten[24]) veröffentlicht hat. Auch das „Nachrichtenblatt für die Deutschen in Portugal"[25]) verdient wegen seiner laufenden Mitteilungen über den deutsch-portugiesischen Kulturaustausch lobende Erwähnung. Für Südamerika nennen wir die Gründung eines Germanistischen Instituts an der Universität Buenos Aires (1937) und eines Deutsch-Dominikanischen Tropenforschungsinstituts in Ciudad Trujillo (1937) sowie die erste Tagung des ibero-amerikanischen Studentenverbandes in Deutschland (Berlin 1937) unter dessen Leiter Prof. Antenor Rojo als weitere Beweise engster kultureller Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Ibero-Amerika, eine Tatsache, der sich außer den ibero-amerikanischen Fachzeitschriften in Deutschland auch andere angesehene Zeitschriften widmen (Europäische Revue, Berliner Monatshefte, Deutsche Rundschau[26]) usw.) Über „Deutsches Volkstum in Südamerika" und seine gegenwärtige Lage berichtet gut eine kleine Schrift von Roeschmann[27]), während Hell[28]) mit Herz und Kamera ein wunderschönes Bilderbuch über unsere deutschen Siedler in Südamerika geschaffen hat. In ein nur wenig bekanntes Kapitel deutscher Kolonialgeschichte führt uns Arnold Federmann[29]), ein heute lebender Nachkomme jenes kühnen deutschen Konquistador, Nikolaus Federmann aus Ulm, der zusammen mit Philipp von Hutten Nordbrasilien und Kolumbien eroberte und erforschte. Das auf reichem Quellenmaterial beruhende und mit zeitgenössischen Bildern geschmückte Buch bringt auch einen Nachdruck der „Indianischen Historia" des Nikolaus Federmann des Jüngeren von Ulm. Schmieder und Wilhelmy[30]) haben in einer ein-

---

[24]) Hans Flasche, Coimbra na opinião alemã, Coimbra 1938; v. Hoyningen-Huene, A Unidade Alemã, Coimbra 1939; Cabral de Moncada, O Idealismo alemão na Historia da Filosofia do direito em Portugal; vgl. Europ. Revue, Dez. 1938 (nach einem in Berlin gehaltenen Vortrag).

[25]) Vgl. das Centro Luso-Alemão de Intercambio Cultural in Lissabon.

[26]) Vgl. Deutsche Kultur im Leben der Völker (Mitteilgn. der Deutsche Akademie München), Ibero-Amerika, Heft Juli 1938; Manuel Halcón, Spanien und die hispano-amerikan. Länder in Europ. Revue Okt. 1940.

[27]) Carl Roeschmann, Deutsches Volkstum in Südamerika, 1937/8, Temuco (Chile, 24 S.).

[28]) Heinz Hell, Stärker als die Wildnis, Berlin 1938; Grenze und Ausland, 120 S. RM. 6.—.

[29]) Arnold Federmann, Deutsche Konquistadoren in Südamerika. Berlin 1938, Reimar Hobbing, 190 S. RM. 6,50.

[30]) Schmieder-Wilhelmy, Deutsche Ackerbausiedlungen im südamerikanischen Grasland, Pampa und Gran Chaco, Breslau 1938, Ferd. Hirt, 148 S. RM. 12.—.

gehenden Studie die Bedeutung der deutschen Siedler in den Ebenen des La Plata für die nachfolgende europäische Masseneinwanderung und das kulturell-wirtschaftlich-politische Aufblühen Argentiniens klargelegt. Wie unsagbar mühevoll und gefahrenreich das Leben unserer Deutschen in jenen weltweiten Neuländern ist, zu deren Kultur sie so viel, wenn nicht alles, beigetragen haben, erfahren wir aus den packenden Schilderungen von Krebs[31]), der uns einen deutschen Studenten in den Mittelpunkt seiner Handlung stellt, von Pas[32]), der die abenteuerlichen Erlebnisse von zwei jungen deutschen Kaufleuten vor uns abrollen läßt, und von Holstein[33]), die in ergreifender Weise das Los einer deutschen Mutter und deutsches Heimweh schildert.

Alle drei Bücher behandeln anschaulich die Größe und Tragik deutschen Auswandererschicksals in der Hauptsache in Brasilien und besonders wieder in den weiten Ländern am Paraná. Für das Deutschtum in Brasilien verweisen wir noch auf die verschiedenen Kalender[34]) der Deutschen, die eine lebendige Vorstellung von ihrem Kulturleben und den Kulturspannungen mit der Umwelt vermitteln.

Mexiko. Über diese „Königin von Zentralamerika" hat Helfritz[35]) ein schönes Erlebnisbuch geschrieben, das mit vielen guten Bildern in die uralte Kultur der Azteken und der spanischen Eroberer mit ihren mannigfaltigen Bauten einführt und von den Sitten und Gebräuchen der Bewohner in Stadt und Land erzählt. Eine Spezialuntersuchung über die alte Geschichte Mexikos hat Walter Lehmann[36]) vorgelegt, der, schon seit 1903 mit der Erforschung altmexikanischer Quellenwerke beschäftigt, mit der Übersetzung der Handschrift über die Geschichte der Königreiche von Colhuacan und Mexiko, die 1673 Paragraphen umfaßt, eine der kostbarsten Quellen altmexikanischer Geschichte aus der bekannten Schule der Motolinia, Olimos und Sahagun erschlossen hat. Wir wünschen der geplanten Reihe

[31]) Eugen Krebs, Das Land am Paraná. Roman. Berlin 1938, Gustav Weise, 332 S. RM. 5,50.

[32]) Pas, Zwei Deutsche im Urwald. Potsdam 1937, Ernte Verlag, 276 S., RM. 4,50.

[33]) Christine Holstein, Verpflanzte Menschen. Leipzig 1939, v. Hase & Koehler, 214 S., RM. 2,85.

[34]) Kalender f. d. Deutschen in Brasilien. 1937 u. 1938, S. Leopoldo (Rio Grande do Sul) Verlag Rotermund & Co. u. Lutherkalender für Südamerika 1939, Porto Alegre (Brasil.).

[35]) Hans Helfritz, Mexiko heute und früher, Berlin 1939, Dt. Verlagsges. 225 S., RM. 5.50.

[36]) W. Lehmann, Die Geschichte der Königreiche von Colhuacan und Mexiko. Stuttgart 1938, Kohlhammer, 391 S. RM. 40.—.

der „Quellenwerke zur alten Geschichte Amerikas" des Berliner Ibero-amerikanischen Instituts eine erfolgreiche Fortsetzung. Ein junger Dichter Wilhelm Pferdekamp[37]) (Deckname: Arnold Nolden) schildert in einer meisterhaften Mischung von Darstellung und Erzählung, von Dichtung und Erlebnis die Kultur der Maya-Indianer, die ihre Halbinsel Yucatan „die Perle am Hals der Erde" nannten. In die Gegenwartsprobleme Mexikos und deren Rückwirkung auf die Alte Welt führt uns Colin Roß[38]) mit bewährter Meisterschaft. Ein anderer welterfahrener Beobachter, Frank[39]), schildert uns ebenfalls die Gegenwartsprobleme Mexikos zusammen mit den alten Kulturen und der deutschen Arbeit.

Mittelamerika und Westindien. Ein „Land der Wunder und Schrecken" nennt Mitchell-Hedges[40]) den mittelamerikanischen Zwischenkontinent, den er im Auftrage des Museums zum Studium der amerikanischen Indianer (Heye-Stiftung/New York) mit forschenden Blicken bereist hat. Sein erlebnis- und aufschlußreiches Buch, das ins Deutsche übersetzt wurde, schildert uns spannend seine Erlebnisse und Forschungen auf Jamaica, Yucatan, Guatemala, El Salvador, Nikaragua und Panama. — Guatemala. In Ermangelung einer geschlossenen, kunstgeschichtlichen Darstellung für Guatemala begrüßen wir das Werk von Diaz[41]), das eine gute Einführung in die Gebiete der Malerei, Bildhauerkunst, Architektur und Musik gibt. Die Hauptförderung der Künste in der Kolonialzeit lag bei den Ordensgesellschaften, wie denn überhaupt die Kirchen aus jener Zeit zu den schönsten Zeugen des hohen Kunstsinnes gehören, der durch sie geweckt und gefördert wurde. Mit dem Problem des Repartimiento (Zwangsarbeits)-Systems in Neu-Spanien (Mexiko) und Guatemala, das die Grundlage für die Erschließung des spanischen Kolonialreiches bildete, und zur Bildung der „Leyenda Negra" der Engländer (vgl. Las Casas und sein Buch) 1552 beitrug, beschäftigt sich Simpson[42]) in

[37]) W. Pferdekamp, Die Perle am Hals der Erde. Berlin 1938, Schlieffen, RM. 6.—; 240 S., RM. 7,50 (Volksausgabe RM. 3,85).

[38]) Colin Ross, Der Balkan Amerikas. Leipzig 1937, Brockhaus, 274 S., RM. 6.—.

[39]) Josef Maria Frank, Mexiko ist anders. Berlin 1938, Universitas, 356 S., RM. 7.50 (kart.)

[40]) Mitchell-Hedges, Land der Wunder u. Schrecken. Berlin 1938, Scherl, 239 S., RM. 4.50.

[41]) Victor Miguel Diaz, Las Bellas Artes en Guatemala. Guatemala, C. A. Folletin del Diario de Centro América, Diciembre de 1934, 600 S.

[42]) Lesley Byrd Simpson, Studies in the Administration of the Indians in New Spain, Berkeley (California 1938), University of California Press (Ibero-Americana Nr. 13), 161 S. Sl. 75.

seiner neuesten Studie. Es ist beachtlich, daß hier von angelsächsischer Seite, die ja an der Bildung der „Schwarzen Legende" gegen Spanien den Hauptanteil hat, ein objektives Urteil über den ganzen Fragenkomplex gefällt wird, das für die Spanier auf Grund der Akten des Juzgado General de Indios (Appellationsgerichtshof) durchaus nicht ungünstig lautet. Schwanß[43]) führt uns in das beste Kaffeeland der Welt und schildert eindringlich in Wort und Bild Leben und Wirken deutscher Siedler und ihrer tropischen Umwelt. Schon Alexander von Humboldt bemerkte, daß der Indianer in Neuspanien mehr Freiheit habe als der Arbeiter in Nordosteuropa. Eine nordamerikanische Arbeit mit ebenfalls sachlichem Urteil ist die von Jones[44]), einem der besten Kenner mittelamerikanischer und westindischer Verhältnisse. Er schildert uns vor allem die sozialen und wirtschaftlichen Gegenwartsprobleme von Costa Rica. Das Institut für Amerikaforschung in Würzburg bietet im ersten Band seiner Veröffentlichungen eine dankenswerte Arbeit von Gerling[45]) über Haïti, Puerto Rico und Jamaika, zu der wir ergänzend noch die Dissertation von Koch[46]) nennen und den schönen, tiefsinnigen Reisebericht von Just[47]).—Venezuela[47a]). In die koloniale Frühzeit und damit in die Zeit der ersten deutschen überseeischen Kolonisationsversuche in diesem Lande führt uns das Buch von Reimers[48]), das sich in seiner auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden, ansprechenden Darstellung würdig den gleichgerichteten anderen Werken des Verlages an die Seite stellt. Leider vermißt man diesmal die Beigabe zeitgenössischer Bilder. In der Arbeit des Franzosen

---

[43]) Maria Schwanß, Tropenspiegel. Tagebuch einer deutschen Frau in Guatemala. Leipzig 1940, Payne, 192 S., 48 Bilder, RM. 4.80.

[44]) Chester Lloyd Jones, Costa Rica and Civilization in the Caribbean Madison 1935, University of Wisconsin, 175 S., Sl. 50.

[45]) Walter Gerling, Wirtschaftsentwicklung und Landschaftswandel auf den westindischen Inseln Jamaika, Haïti und Puerto Rico. Freiburg i. Br. 1938, Sintermann, 262 S., RM. 7,80.

[46]) Wilhelm Koch, Beiträge zur Landschaftskunde und zur Geschichte der Landschaftsumwandlungen der Republik Haïti. Hamburger Diss. 1937, 93 S.

[47]) Friedrich Just, Auf den Spuren des Kolumbus. Eine Amazonas-Westindienfahrt. Pößneck 1938, K. Th. Vogel, 101 S.

[47a]) Durch das Tauschgeschäft mit England vom 4. Sept. 1940 (Abtretung von Brit.-Guyana) haben die USA. Venezuela auch von Osten her eingekreist und zum ersten Male auf südamerikanischem Boden Fuß gefaßt.

[48]) Erich Reimers, Die Welser landen in Venezuela. Leipzig 1938, Goldmann, 200 S., RM. 6.80.

Lapeyre[49]) besitzen wir eine gute Darstellung der Entwicklung des einst von den Welsern zuerst kolonisierten Landes, besonders auch eine eingehende Würdigung des Wirkens des Präsidenten Juan-Vicente Gómez und der deutschen Siedlung in Tovar. Ein Sachregister würde die praktische Brauchbarkeit dieses nützlichen Buches noch erhöhen. — Columbien. Bunte Bilder aus dem Natur- und Sozialleben bietet in prächtiger Schilderung Schreitter-Schwarzenfeld, die auch treffende Skizzen ihrem schönen Buche beifügt. Beachtenswert sind ihre Ausführungen über die zweifelhaften Aussichten des Kommunismus in jenem Land, das gewiß von krassen Gegensätzen (arm-reich, farbig-weiß) durchzogen wird, dem aber eigentlich die soziale Frage noch fehlt, da Arbeitsraum und Brot für alle da ist. In die Grenzkämpfe zwischen Columbianern und Peruanern führt der spannende, ein reichhaltiges Kulturgemälde bietende Roman eines Arrieros (Maultiertreibers) von Taut[51]), der Land und Leute, Sitten und Gebräuche glänzend zu schildern weiß. Mitten in den Gegensatz zwischen nordamerikanischem Unternehmungsgeist und ibero-amerikanischem Konservativismus im romantischen Bergland der columbianischen Anden führt uns der farbenprächtige Roman von Mc Fee[51a]). — Bolivien. Eine ergreifende Erlebnisgeschichte einer deutschen Lehrerin aus Bolivien ist die von Schwartzkopff-Plambeck[52]), die den berühmten Inka-Arzt Dr. Aimaru in den Mittelpunkt ihres schönen Romanes stellt. Durch den Inka-Arzt, der im Chako-Krieg für sein Volk fällt, erfahren wir viel über seines Landes Sitten und Gebräuche. Mit dem Chako-Krieg zwischen Bolivien und Paraguay befaßt sich auch die anspruchslose Jugenderzählung Otfrieds von Hanstein.[53]) — Perú. Unser Wissen vom alten Inka-Reich ist jetzt ganz wesentlich bereichert worden durch die Veröffentlichung der kulturgeschichtlich und mythologisch hochinteressanten Handschrift des Dr. Francisco de Avila (17. Jahrh.) durch Trimborn.[54]) Er gibt uns sowohl den

[49]) Jean-Louis Lapeyre, Ein Land taucht auf. Venezuela und Gomez, sein letzte Caudillo. Berlin 1938, Metzner, 235 S., RM. 6.—.

[50]) Gertrude Schreitter-Schwarzenfeld, Fernes Land, Bilder aus Columbien. Prag 1938, Andrésche Buchhandlg., 186 S., RM. 4.50.

[51]) Franz Taut, Die Maultiertreiber, Roman. Berlin 1938, Holle & Co, 320 S., RM. 3.50.

[51a]) Mc Fee, Romantik am Äquator. Leipzig 1939, 432 S., RM. 8.20.

[52]) Alma Schwartzkopff-Plambeck, Dr. Aimuru, Roman aus Bolivien. Hamburg 1937, Uranus-Verlag, 254 S., RM. 4.80.

[53]) von Hanstein, Die Farm im Gran Chaco. Reutlingen 1937, Ensslin & Laiblin, 208 S., RM. 3.—.

[54]) Hermann Trimborn, Francisco de Avila: Dämonen und Zauber im Inkareich. Leipzig 1939, K. F. Koehler, 143 S., RM. 8.— (brosch.).

deutschen Text als auch den Urtext in der Khetschua-Sprache, die heute von elf Millionen Indianern und Mischlingen (Peru, Bolivien, Ecuador, Westargentinien) gesprochen und an der Universität Lima seit 1938 gelehrt wird. Zedtwitz[54a]) schildert spannend, allerdings einseitig auf Grund der längst widerlegten „legenda negra" den Untergang des Inka-Reiches und seiner alten Kultur. Nach Perú und Bolivien ins alte Indianerreich führt uns Wegner[55]) mit seinen die altindianischen Hochkulturen betreffenden Forschungsergebnissen, die er auf seiner großen Reise 1927—29 sammeln konnte. Es spricht für die Güte seines umfang- und aufschlußreichen Werkes, daß bereits die zweite Auflage vorliegt. Einen phantastisch anmutenden, aber nichtsdestoweniger lehrreichen Versuch, das rätselhafte Kulturproblem der Inkazeit mit Hilfe der Hörbigerschen Welteislehre zu erklären, unternimmt Kiß[56]) in einem lesenswerten, reich bebilderten Buche. Im Mittelpunkt seiner Untersuchungen stehen der Titicacasee und das Sonnentor von Tihuanaku. Schließlich sei für Perú noch auf die gute Erlebnisschilderung von Reiser[57]) empfehlend verwiesen. — Argentinien. Der Präsident der Nationalen Akademie für Argentinische Geschichte, Levene[58]), hat dankenswerterweise den ersten, wirklich klassischen Leitfaden der Geschichte und Entwicklung seines Landes unter Verzicht auf allen unnötigen Ballast von Einzelheiten geschrieben. Was deutsche Landsknechte in der Frühzeit argentinischer Geschichte geleistet haben, sehen wir in der von Rubbert[59]) mit schönen Holzschnitten besorgten Neubearbeitung des Gefechtsbuches von Ulrich Schmiedel aus Straubing. Einen sehr wertvollen Beitrag zur neueren Geschichte besonders in soziologischer Hinsicht liefert Juana Lesser[60]) mit ihrer Arbeit über die Presse. Die Gaucho-Literatur, deren Hauptwerk Martin Fierro von Hernandez

[54a]) Graf Franz Zedtwitz, Der Untergang des Sonnenreiches. Der Schicksalsweg des alten Perû. Berlin 1939, Buchmeister-Verlag, 333 S., RM. 4.80.

[55]) Richard N. Wegner, Zum Sonnentor durch altes Indianerland. Darmstadt 1936, Wittich, 328 S., RM. 9.—.

[56]) Edmund Kiss, Das Sonnentor von Tihuanaku und Hörbigers Welteislehre. Leipzig 1937, Koehler & Amelang, 196 S., RM. 4.80 (kart.).

[57]) Hans Reiser, Einer ging in die Wildnis. Leipzig 1936, Paul List, 326 S., RM. 4.50.

[58]) Ricardo Levene, Argentinien. Essener Verlagsanstalt 1939, 124 S., RM. 5.—.

[59]) Hans Jürgen Rubbert, Die glückhafte Rotte. Zeulenroda 1938, Bernhard Sporn, 240 S., RM. 4.50.

[60]) Juana Lesser, Die argentinische Presse. Berlin 1938, Walter de Gruyter & Co., 268 S., RM. 4.—.

(1872) ist, erfährt von deutscher Seite einen Beitrag durch Munk[61]) mit seiner lebenswahren Schilderung von vier Gauchotypen der argentin. Pampa, während Amorim[62]) das Leben des uruguayischen Camp an der Grenze nach Südbrasilien vor uns erstehen läßt. Der Däne Mielche[63]) schließlich hat den am wenigsten bekannten Teil von Argentinien und der Erde überhaupt, nämlich die Feuerlandsinseln, eindrucksvoll geschildert. — Brasilien. Ein farbenprächtiges Kulturbild der Kaiserzeit entfaltet sich vor uns in dem Buch von d'Araujo Guimarães.[64]) An allgemein orientierenden Werken über Brasilien besitzen wir neuerdings vor allem zwei. Hoffmann-Harnisch[65]) erweist sich in seinem glänzend geschriebenen Buch als ein guter Beobachter, der das Wesentliche nicht nur erfaßt, sondern auch erfühlt. Mit Recht legt er auf die brasilidade (brasilian. Nationalgefühl) und all die geistig-seelischen Dinge, die dazu gehören, den Hauptwert. „Brasilien öffnet sich ganz nur seinen eigenen Kindern. Nur diesen bietet es Zugang zu seinen geistigen und seelischen Reichtümern und damit auch zu den materiellen." Daß man die geistige Gesamthaltung solcher Bücher, die unter dem frischen Eindruck einer Reise entstanden sind, auch aus der Art der beigegebenen Fotos erkennen kann, beweisen die hier zur Erörterung stehenden Bücher von Hoffmann-Harnisch und W. K. v. Nohara.[66]) Dieser scheint uns im Gegensatz zu dem seine Eindrücke auch gedanklich verarbeitenden Hoffmann-Harnisch zu sehr am rein Aktuellen-Sensationellen zu haften und dementsprechend seine Bilder auszuwählen, die mehr auffallen als anregen sollen. Als Schweizer unternahm Moeschlin[67]) 1935, als die Arbeitslosigkeit in der Schweiz immer größer wurde, eine mehrmonatige Studienreise nach Brasilien, besonders nach Paraná. Er sieht dort für seine Heimat die letzte Möglichkeit, am Aufbau eines unerschlossenen Neulandes zum Segen des eigenen Volkes mitzuarbeiten. Die farbenprächtige Wunderwelt des

[61]) Christian Munk, Die einsame Herde. Dresden 1937, Wilh. Heyne, 234 S., RM. 4.—.

[62]) Enrique Amorim, Die Carreta. Berlin 1937, 220 S., RM. 4.—, Holle & Co.

[63]) Hakon Mielche, Reise ans Ende der Welt. Wien (o. J.) Zinnen-Verlag, 288 S., RM. 6.50.

[64]) A. C. d'Araujo Guimarães, A Corte no Brasil. Porto Alegre 1936, Livraria do Globo, 246 S.

[65]) Hoffmann-Harnisch, Brasilien. Hamburg 1938, Hanseat. Verlag, 464 S., RM. 6.80 (kart.).

[66]) W. K. v. Nohara, Brasilien, Tag und Nacht. Berlin 1938, Rowohlt, 261 S., RM. 5.80.

[67]) Felix Moeschlin, Ich suche Land in Südbrasilien. Zürich 1936, 2. Aufl., Alb. Müller, 167 S., RM. 7.20.

Amazonasgebietes und seiner Bewohner schildern uns Anders[68]) auf Grund seiner Filmexpedition (1936) und Reiser[69]) an Hand eines deutschen Auswandererschicksals, das ebenso von Sehnsucht nach der Ferne wie von Heimweh — den zwei Polen der deutschen Seele — getragen wird. Aus der großen Zahl der Abhandlungen über das Deutschtum in Brasilien und die deutsch-brasilianischen Beziehungen heben wir hervor: die Arbeiten von: Sudhaus über die deutsche Auswanderung[69a]), Endreß[70]) über Blumenau, Porzelt[71]) über den deutschen Bauer in Rio Grande do Sul, Köhne[72]) über die Anfänge einer deutsch-brasilianischen Politik und Maria Kahle[73]) über die Gesamtentwicklung des Deutschtums, die mit dem „Tag des Kolonisten" (Dia do Colono am 25. Juli) schließt unter dem Wahlspruch: „Liebe zum neuen Vaterland, Treue dem alten Mutterland!" Über das evangelische Deutschtum berichten gut das Missionsbuch von Schmauß[74]) (Inspektionsreise 1936) und das Kolonistenschicksal von Scheer[75]), das er selbst ergreifend schildert. Schließlich sei noch auf eine sehr ansprechende Sammlung[76]) von Gedichten junger Deutschbrasilianer hingewiesen, die uns wertvolle kultursoziologische Einblicke gewährt.

Chile. Eine schwäbische Pfarrersfrau, Hilde Veil[77]), berichtet von ihrer Ausreise (1936) nach der deutschen Auslandspfarrei Temuco mit einer für alles Schöne und Edle auf dieser Welt

[68]) Franz E. Anders, In der Grünen Hölle. Berlin 1937, Scherl, 247 S. RM. 5.—.

[69]) Hans Reiser, Shiri Kaipi. Berlin 1938, Holle & Co., 350 S., RM. 3.50.

[69a]) Fritz Sudhaus, Deutschland und die Auswanderung nach Brasilien im 19. Jahrhundert. Hamburg 1940, 191 S., Bd. 11 der Reihe: Übersee-Geschichte.

[70]) Siegfried Endreß, Blumenau. Werden und Wesen einer deutsch-brasilian. Landschaft, Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart, Bd. 5, Oehringen 1938, Ferd. Rau, 194 S., RM. 4.—.

[71]) Hanns Porzelt, Der deutsche Bauer in Rio Grande do Sul. Ochsenfurt a. Main 1937, Fritz & Rappert, 112 S. RM. 3.—.

[72]) Reinhard Köhne, Karl v. Koseritz und die Anfänge einer dt.-brasilian. Politik. Bochum-Langendreer 1937, 90 S., Pöppinghaus.

[73]) Maria Kahle, Deutsche Heimat in Brasilien. Berlin 1937, Grenze u. Ausland. 152 S., RM. 3.80.

[74]) Georg Schmauss, Im Sonnenland Brasilien. Marburg 1938, Spener, 86 S., RM. 0.90.

[75]) Martin Scheer, Nur einer aus dem lebendigen Strom. Erlangen 1938, Martin Luther Verlag, 167 S., RM. 2.80.

[76]) Erste Mahd, Gedichte junger Deutschbrasilianer. Leipzig 1938, Schwarzhäupter Verlag, 39 S., RM. 1.80.

[77]) Veil, Meere verbinden. Erlebnisse schwäbischer Chilefahrer. Stuttgart 1937, Evang. Missionsverlag, 160 S., RM. 3.20.

stark aufgeschlossenen Erlebnisfähigkeit. Durch ihre anschaulichen, von guten Bildern unterstützten Schilderungen werden wir mit den großen Kulturleistungen der Chiledeutschen vertraut gemacht und erfahren z. B. von der Geschichte der deutschen Siedlung in Temuco, die aufs engste mit dem für Chile siegreichen chilenisch-peruanischen Krieg (1879) zusammenhängt. In das Leben und die Arbeit chiledeutscher Bauern führt uns der deutsche Lehrer Maeser[78]), dessen Buch auch bisher unveröffentlichte Briefe aus der Einwandererzeit beigegeben sind. — Portugals Imperium. In der Sammlung „Die Große Weltgeschichte", Bd. 8 hat Konetzke[79]) die Geschichte des spanischen und portugiesischen Volkes zusammenhängend und auf gründlichen wissenschaftlichen Einzelforschungen fußend behandelt. Leider ist ihm wie fast jedem, der diese beiden benachbarten und doch so verschiedenen Völker zusammen darstellen will, das Unglück passiert, daß Portugal zu kurz wegkommt, was sich vor allem in diesem Buch bei der neuesten portugiesischen Geschichte bedauerlich bemerkbar macht, wo man eine Führerpersönlichkeit wie Salazar unmöglich mit ein paar Sätzen abtun kann. Trotzdem gehört dieses Buch, auch dank seiner vorzüglichen Ausstattung, zu den besten Werken, die wir auf diesem Gebiete besitzen. Der große portugiesische Historiker Oliveira Martins[80]) hat in einem tiefgründigen Werke über die Söhne König Johanns I. (1385—1433) ein prachtvolles Zeitgemälde jener Tage gegeben, die erfüllt waren von den richtunggebenden Taten Heinrichs des Seefahrers (des dritten Sohnes Johanns I.), von der Einnahme Ceutas (1415) und der Entdeckung Madeiras und der Azoren. In einem kleineren Werk schildert uns Martins[81]), der dieses Buch den „Förderern des portugiesischen Imperiums" widmet, die im 18. Jahrhundert bestehenden Beziehungen zwischen Portugal und Marokko, das von den Portugiesen als ersten kolonisiert wurde. Beiden Büchern sind wertvolle historische Dokumente beigegeben. Über Vasco da Gamas zweite Indienfahrt hat Christine von Rohr[82]) in der Wiener National-Bibliothek eine Handschrift aufgefunden, die außer einem portug. Originalbericht zugleich den bisher unbekannten Bericht eines deutschen Teilnehmers

[78]) Rudolf Maeser, Zwischen See und Vulkan. Berlin 1939, Volk u. Reich Verlag, 95 S. mit vielen Bildern.

[79]) Rich. Konetzke, Geschichte des span. u. portug. Volkes. Leipzig 1939, Bibliogr. Institut, 430 S., RM. 19.50.

[80]) Oliveira Martins, Os filhos de D. João I. Lisbôa, 1936/6. Edição, 490 S.

[81]) Ol. Martins, Portugal e Marrocos no século XVIII. Lisbôa 1937, 210 S. Beide bei: Parceria Antonio Maria Pereira.

[82]) von Rohr, Neue Quellen zur zweiten Indienfahrt Vasco da Gamas. Leipzig 1939, K. F. Koehler, 107 S., RM. 10.—.

in deutscher Sprache enthält. Die Bearbeitung bringt den vollständigen Text und die Übersetzung des portug. Teiles sowie noch einen Bericht des Augenzeugen Lopes in deutscher Übersetzung. Die denkwürdige Nacht vor der Ausseglung Vasco da Gamas ist Gegenstand einer kleinen netten Erzählung von Schuster.[83]) Mit dichterischem Schwung, aber unter strenger Beobachtung der historischen Quellen schildert Baumgardt[84]) die Geschichte der ersten Weltumsegelung durch den in spanischen Diensten fahrenden Portugiesen Magalhães. Über das neue Portugal nach der nationalen Erhebung (1926), das die ruhmreiche Tradition seiner Vergangenheit vor allem im Hinblick auf sein Imperium wieder aufnimmt, haben in letzter Zeit viele Leute geschrieben, die nur die Konjunktur ausnützen wollten, da Portugal doch jetzt Mode sei. Leider kann man sich dieses Eindruckes auch bei dem Buch von Mayer[85]) in der ausgezeichneten Schriftenreihe „Weltgeschehen" nicht ganz erwehren, obwohl es einen brauchbaren Überblick gibt, der aber durch gewisse Sprachentgleisungen und zu viel Zitate im neuesten Zeitabschnitt gestört wird. Ein sehr gutes, klar gegliedertes Buch, dem man aber ein Sachregister und Literaturangaben wünschen möchte, ist das von Pommeranz-Liedtke[86]) und Richert in flottem Stil über Landschaft, Menschen und Geschichte von Portugal geschriebene Werk. Ausgezeichnet ist die deutsche Wiedergabe der Reden und Dokumente aus des portugiesischen Führers Salazar[87]) Wirken für den von ihm geschaffenen „Neuen Staat", woraus wir als Deutsche zugleich Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten mit unserer eigenen nationalen Erhebung erkennen können. Der bekannte deutsche Journalist Sieburg[88]) gibt uns in einer glänzenden Darstellung einen fesselnden Einblick in Land und Leute von Portugal, seine alte Kultur und sein neues Werden, wobei er in feinfühlender Weise mit seiner Kritik bis an die Grenze dessen geht, was für den Portugiesen noch tragbar ist. Seiner Meinung, daß die Erziehung des Volkes alles bedeutet für den neuen autoritären Staat, schließt sich auch an der Welsch-

[83]) Rud. Schuster, Belem-Erzählung. Berlin 1935, Die Rabenpresse, 17 S., RM. 1.50.

[84]) Rud. Baumgardt, Fernando Magallan. Berlin 1938, Rowohlt, 360 S., RM. 8.50.

[85]) Anton Mayer, Portugal. Leipzig 1939, Wilh. Goldmann, 102 S., RM. 2.50.

[86]) Pommeranz-Liedtke-Richert, Portugal. Berlin 1939, Steiniger-Verlage, 208 S., RM. 6.80.

[87]) Oliveira Salazar, Portugal, Das Werden eines neuen Staates. Essener Verlagsanst. 1938, 384 S., RM. 8.—.

[88]) Friedrich Sieburg, Neues Portugal, Bildnis eines alten Landes. Frankfurt a/M. 1937, Societäts-Verlag, 288 S., RM. 5.80.

schweizer Gonzague de Reynold[89]), der — auf Grund seiner romanischen Abstammung — ebenfalls ein hohes Einfühlungsvermögen für die Probleme des neuen Portugal beweist. Für sein auf gründlicher wissenschaftlicher Arbeit beruhendes Buch hat er die hohe Auszeichnung des portug. Staatspreises erhalten. Von spanischer Seite erfährt der neue Staat Portugals eine verständnisvolle Würdigung durch L. de Poncins[90]), der auch Vergleiche zwischen Salazar und Hitler, Mussolini und Kemal zieht und im Anhang die Dokumente über das Verbot der Geheimgesellschaften in Portugal gibt. Speziell mit den Freimaurern und ihrem besonders für Portugal unheilvollen Wirken hat sich Siebertz[91]) in einer eingehenden Studie befaßt. Er zeigt auf Grund seiner Aktenforschungen, daß der Kampf des Prinzen Dom Miguel I., des zweiten Sohnes von König Dom João VI. um eine nationale, konservative, unabhängige Regierung von der portug. Freimaurerei im Bunde mit Frankreich und England unterdrückt wurde und zum Sturze des Prinzen gegen den Willen des portug. Volkes führte. Für das portugiesische Kolonialreich, das — wie der Berichterstatter auf seiner Afrika-Reise 1938/39 selbst erlebte — im glänzenden Aufschwung ist, besitzen wir ausgezeichnete Einzeldarstellungen von Teixeira Botelho[92]) für Moçambique, von Moreira[93]) speziell über die Missionstätigkeit (die seit Salazar stark zunimmt) in Portug.-Ostafrika, von Alexandre da Silva Corrêa[94]) über Angola und von João Teixeira Pinto[95]) über das erst vor kurzem endgültig befriedete Portug.-Guinea. Dem bisher im Gegensatz zu den vorhandenen rein geographischen Darstellungen empfundenen Mangel einer geschichtlich kolonialpolitischen Gesamtdarstellung des portug. Kolonialreiches in deutscher Sprache habe ich in meinem Buche[96]) im Zusammenhang mit der portug.

[89]) Gonzague de Reynold, Portugal gestern — heute. Salzburg 1938, Otto Müller, 357 S., RM. 7.20.

[90]) de Poncins, Oliveira Salazar y el Nuevo Portugal. San Sebastián 1937, Libreria Internacional, 205 S., 5 pesetas.

[91]) Paul Siebertz, Freimaurer im Kampf um die Macht. Hamburg 1938, Hanseat. Verlag, 488 S.

[92]) Botelho, Historia militar e política dos Portugueses em Moçambique. Lisbôa 1934, Centro Tipográfico Colonial 2 vols.

[93]) Eduardo Moreira, Portuguese East Africa. A Study of its religious needs. London 1936, World Dominion Press, 104 S., 3s 6d.

[94]) da Silva Corrêa, Historia de Angola. Lisbôa 1937, Editorial Atica 2 vols. Colecçáo dos Clássicos da Expansão Portuguesa no mundo.

[95]) João Teixeira Pinto, A Ocupação Militar da Guiné. Lisbôa 1936, Agência Geral das Colonias, 220 S.

[96]) Ernst Gerhard Jacob, Das portugiesische Kolonialreich, Leipzig 1940, Goldmann, 139 S. RM. 2.85. Vgl. Diario da Manhã, Lisbôa, 3. Aug. 1940.

Staats- und Kulturgeschichte abzuhelfen versucht (unter Betonung der deutsch-portug. Beziehungen).

Spaniens Imperium. Land und Leute. Ein Vademecum für alle, die dursten nach Wissen um Spaniens Landschaft, Seele Geschichte und Kultur, ist das schöne Buch von Rumbucher[97]). Die Verfasserin schildert uns das ewige Spanien in: Burgos, Miraflores, Valladolid, Salamanca, Avila, Toledo, Escorial und Madrid mit stark religiösem Einfühlungsvermögen. Pauser[98]) gibt in einer kleinen, aber inhaltreichen Schrift einen guten Überblick über Katalonien und die katalanische Frage, während Piesold[99]) auf Grund guter Landeskenntnis in seinem Andorra-Büchlein einen der letzten vier europäischen Kleinststaaten geschildert hat. Vom rassenbiologischen Standpunkt aus untersucht der Arzt Lechler[100]) die Bluts- und Völkerströme auf der iberischen Halbinsel, schickt aber voraus, daß hier von einer „exakten" Betrachtung noch nicht die Rede sein kann. Aber: voir pour prévoir, die Wissenschaften sollen Richtungsweiser und nicht Selbstzweck sein! So gesehen vermag das Büchlein manche Anregung zu geben. Das große Lob, das wir dem 1. Band von Pidals[101]) „Spanien des Cid" bereits im vorigen Bericht zollten, gilt auch für den jetzt vorliegenden zweiten Band. Viel mehr als der Titel besagt, wird hier über spanisches Wesen in seinem Ewigkeitsgehalt dargelegt und die Verbindungslinien vom Mittelalter zur Gegenwart aufgezeigt. Ebenso führt uns der glänzende Beherrscher der spanischen Sprache, Beinhauer[102]), auf Grund feinsinniger Untersuchung der spanischen Eigenart zum besseren Verständnis mancher Gegenwartsprobleme, wie sie der Bürgerkrieg in Spanien aufgeworfen hat. — Religion, Kunst, Philosophie. Von den gesammelten Schriften der hl. Teresa von Jesu[103]) liegt jetzt der 5. Band vor, der sich würdig den früher bereits besprochenen anreiht. Im Jahre 1937 wurde der Prado in Madrid geschlossen. Der Gesandte Francos in Bern

[97]) Klara Rumbucher, Spanien. München 1939, Bruckmann, 422 S., RM. 7.80.

[98]) Franz Pauser, Spaniens Tor zum Mittelmeer. Leipzig 1938, Teubner, 72 S., RM. 1.60.

[99]) Werner Piesold, Andorra. Heidelberg 1936, Vowinckel, 55 S. RM. 3.20.

[100]) Karl Ludwig Lechler, Die Macht des Blutes im Werden der Völker. München 1939, J. F. Lehmann, 182 S., RM. 2.80.

[101]) Ramon Menéndez Pidal, Das Spanien des Cid. München 1937. Max Hueber, 405 S., RM. 12.40.

[102]) Beinhauer, Der span, Nationalcharakter. Paderborn 1937, Schöningh, 138 S., RM. 2.40.

[103]) Alkofer O. C. D., Die Seelenburg der hl. Teresia von Jesu. München 1938, Kösel-Pustet, 347 S., RM. 6.80.

übernahm den Schutz über die ausgeräumten 200 Meisterwerke und eröffnete im Februar 1939 mit ihnen eine Ausstellung in Genf, auf der das spanische Malerdreigestirn: Greco, Velásquez und Goya bewundert wurde. Ein neues ansprechendes Werk über Goya hat Nemitz[104]) veröffentlicht. Sein gut ausgestattetes Buch will der großen Vorstellung, die der Name Goya heute erweckt, dienen und Bewunderung und Verehrung für den großen Meister begründen helfen. Ein wenig beachtetes, weil nicht sehr ergiebiges Feld spanischer Kunst hat uns Gradmann[105]) mit seiner Auswahl spanischer Meisterzeichnungen näher gebracht. Während die Zahl der Handzeichnungen von Velázquez, Murillo und Zurbarán sehr gering ist, sind von Goya, zu dessen Zeit das zeichnerische Interesse in Spanien wuchs, allein 800 Blätter vorhanden. In den Veröffentlichungen des auf spanisch-kunstgeschichtlichem Gebiete sehr verdienstvollen Gryphius-Verlages ist jetzt ein besonders schöner und eindringlicher Band aus der bewährten Forschungsarbeit von Georg Weise[105a]) erschienen, der uns hier die Ergebnisse seiner Studien aus den Jahren 1932—33 vorlegt. Als zeitliche Grenze seiner Darstellungen nimmt er die Mitte des 16. Jahrhunderts, die nicht nur in religionsgeschichtlicher (Gegenreformation), sondern auch in kunstgeschichtlicher Hinsicht (romanistische Stilrichtung) eine tiefgreifende Wandlung bedeutet. Die künstlerische Wiedergabe der spanischen Plastiken und ihre meisterhafte Erläuterung bieten für jeden Kunstfreund einen hohen Genuß. Auf die engen Beziehungen zwischen deutscher und spanischer Rechtsphilosophie, die vor allem von dem in Deutschland selbst fast gar nicht bekannten deutschen Philosophen Krause („Krausismo") beeinflußt wurde, weist der Spanier Vicen[106]) hin. Die Lebensphilosophie von Unamuno (1864 bis 1937), der wie so mancher führende spanische Kopf in Literatur und Kunst ein Baske war (vgl. Zuloaga, Baroja, Maeztu), hat Kessel[107]) in einer Dissertation zusammenfassend bearbeitet, wobei er als Grundstimmungen z. B. den Homi-

---

[104]) Fritz Nemitz, Goya. Berlin 1940, Hans von Hugo Verlag, 163 S.

[105]) Erwin Gradmann, Span. Meisterzeichnungen. Frankfurt a. M. 1939, RM. 2.70.

[105a]) Georg Weise, Die Plastik der Renaissance und das Frühbarock in Toledo und dem übrigen Neukastilien. In: Span. Plastik aus 7 Jahrhunderten Bd. IV, Reutlingen 1939, Gryphius-Verlag, 48 S., 192 Bilder, RM. 25.—.

[106]) Felipe Gonzalez Vicen, Deutsche u. span. Rechtsphilosophie der Gegenwart. Tübingen 1937, Mohr, 44 S., RM. 1.50.

[107]) Jakob Kessel, Die Grundstimmung in Miguel de Unamunos Lebensphilosophie. Diss. Bonn, Aachen 1937, Nolte, 75 S.

nismus, Aeternismus und Agonismus aufstellt. Der berühmte Kulturphilosoph Ortega y Gasset[108]), der auch in Marburg studiert hat, bietet in seinem neuesten Buch Gedanken über Spaniens Landschaft und Geschichte. Es ist immer ein geistiges Stahlbad, wenn man diesen großen spanischen Denker liest. Er hat uns mit seinen geistreichen Essays, die in diesem Buch gesammelt sind (fünf Stück), mehr zu sagen als die meisten sog. „aktuellen" Bücher über Spanien. Besonders fesselnd sind seine Ausführungen über „Theorie Andalusiens", „Aufbau und Zerfall einer Nation" und „Tagebuch einer Sommerfahrt", das — obwohl schon 1925 entstanden — mit seinen Ausführungen über Liberalismus und Demokratie sehr aktuell ist. — Das goldene Zeitalter und der Niedergang. Immer wieder fesselt die Denker und Dichter Spaniens Blüte und Verfall. Aber nicht allen ist jene der spanischen Seele kongeniale Kraft des Denkens und Fühlens gegeben wie Ludwig Pfandl.[109]) In seinem neuesten Buche über Philipp II. versucht er den vielumstrittenen Charakter dieses Herrschers zu erklären mit Hilfe der aus C. G. Jungs psychologischer Lehre entnommenen „gefühlsbetonten Urerfahrungen (Archetypen), die dem Einzelmenschen von einer unterschiedlich weit gespannten Ahnenreihe vererbt sind", bei Philipp II. vor allem diese urtümliche Vorstellung vom Königtum, gegen dessen geringste Verletzung aus dem Kreise seiner Umgebung er feinfühlig reagiert. Pfandl vermittelt uns so wertvolle neue Erkenntnisse. Der russische Historiker Prawdin[110]) unternimmt den Versuch, Johanna die Wahnsinnige nicht als Opfer ihrer Krankheit (Art Schizophrenie), sondern als Opfer der Intriguen gegen sie von seiten ihres Vaters Ferdinand, ihres Gatten Philipp und ihres Sohnes Karl darzustellen, womit er trotz seiner geschickten Beweisführung (z. B. Geistesgestörtheit als politische Klugheit auszulegen) den dokumentarischen Beweis auf Grund der Quellen, die nun einmal für die psychiatrische Diagnose des Wahnsinns sprechen, schuldig bleibt. Eine interessante Arbeit über Isabella, die letzte Kreuzfahrerin, liegt von Walsh[111]) vor. Auf Grund neuester Forschungsergebnisse zeichnet er uns ein gutes Bild jener Herrscherin und ihrer Zeit und gibt

---

[108]) José Ortega y Gasset, Stern und Unstern. Gedanken über Spaniens Landschaft und Geschichte. Stuttgart 1938, Deutsche Verlagsanstalt, 248 S., RM. 5.25.

[109]) L. Pfandl, Philipp II von Spanien München 1938, Callwey, 560 S., RM. 12.50.

[110]) Michael Prawdin, Johanna die Wahnsinnige. Wien 1938, Otto Lorenz 340 S., RM. 5.— (kart.)

[111]) W. Th. Walsh, Isabella. Berlin 1938, Vorhut, Verlag O. Schlegel, 310 S.

manch vernünftige Urteile über damalige soziale Zustände wie Inquisition und spanisches Judentum. An guten zusammenfassenden Darstellungen des ganzen Zeitalters, die besonders auch dem Verständnis der spanischen Gegenwart dienen wollen, nennen wir Gregor[112]) und Davies[113]), der vor allem die neueren Forschungsergebnisse gut verarbeitet. Beide Bücher zeichnen sich auch durch ausführliche Sachregister und Literaturangaben aus. Ein packendes Kulturgemälde aus Spaniens Niedergang vom Hofe König Philipps IV. zeichnet uns in der Gestalt des herrschenden Ministers Olivares der berühmte spanische Arzt und Hochschullehrer Marañon[114]). Die Denkwürdigkeiten eines badischen Rheinbundoffiziers (1787—1839) von Franz von Holzing[115]) lassen uns den Anteil deutschen Blutes an der Gestaltung neuerer spanischer Geschichte erkennen. Schließlich sei noch auf einen guten kulturhistorischen Roman aus der Zeit Philipp II. von Hirth[116]) verwiesen.

Der spanische Bürgerkrieg. Daß dieser Krieg (1936—39) weniger eine Sache der Politik als vielmehr eine Frage der Moral war, ist die Überzeugung des klugen norwegischen Diplomaten Schlayer[117]) in seinem trefflichen Erlebnisbericht über die Zeit vom Juli 1936 bis Juli 1937 in Madrid. Der amerikanische Journalist Miller[118])schildert aus seinem reichbewegten Leben unter dem Motto: „Ich fand keinen Frieden" den Marokkokrieg gegen Abd-el-Krim (1925), Francos Hauptquartier und die Eroberung des Alcázar, um nur einige seiner spanischen Erlebnisse zu nennen. Groß ist die Zahl der Bücher und Schriften, die sich vor allem von deutscher Seite mit den Kampfhandlungen beschäftigen. Für alle Zeiten werden die Taten der deutschen „Legion Condor" unvergessen bleiben, nicht zuletzt durch die glänzenden Schilderungen, die sie gefunden haben durch:

---

[112]) Joseph Gregor, Das spanische Welttheater (Weltanschauung, Politik und Kunst der großen Epoche Spaniens) München 1937, Piper & Co., 536 S. RM. 8.50.

[113]) Trevor Davies, Spaniens Goldene Zeit (1501—1621). München 1937, R. Oldenburg, 320 S., RM. 7.50.

[114]) Gregorio Marañon, Olivares. Der Niedergang Spaniens als Weltmacht. München 1939, Callwey, 423 S.

[115]) von Holzing, Unter Napoleon in Spanien. Hrsg. von Dufner-Greif, Berlin 1937, Hans von Hugo Verlag, 282 S.

[116]) Otto A. Hirth, Antonio Párez und die spanischen Richter. München 1938, Eher, 352 S., RM. 3.75.

[117]) Felix Schlayer, Diplomat im roten Madrid. Berlin 1938, Herbig, 231 S., RM. 4.80.

[118]) Webb Miller, Ich fand keinen Frieden. Berlin 1938, Rowohlt, 395 S., RM. 6.50.

Beumelburg[118a]), der die Geschichte der Legion Condor im Auftrage des Reichsluftfahrtministeriums schrieb, Graf Hoyos[119]) der selbst einem alten spanischen Geschlecht entstammt, Führing[120]), der die Erlebnisse eines deutschen Unteroffiziers der Luftnachrichtentruppe nacherzählt und die deutsche Kameradschaft mit Spaniern und Italienern rühmt, Bley[121]), der 25 deutsche Flieger, Offiziere und Unteroffiziere, Bomber, Jäger und Aufklärungsflieger selbst zu Worte kommen läßt, Lent[122]), der nicht nur die kriegerischen Ereignisse, sondern auch das Werden des neuen spanischen Staates schildert und schließlich das von der Legion Condor[123]) (LC) selbst herausgegebene und mit einem Vorwort des spanischen Fliegergenerals Kindelan versehene Schriftchen. Das Hohe Lied auf den Heldenkampf von Alkazar, das hehre Symbol des spanischen Freiheitskampfes, schlägt Dietrich[124]) an, der als Kriegsfreiwilliger von 1918 die rechte innere Einstellung dazu mitbringt. Eine Gesamtwürdigung des Krieges gibt der französische General und hervorragende Spanienkenner Duval[125]), dessen Darlegungen aber auch die politische Seite des Kampfes berücksichtigen. Sieht er doch in diesem Kampfe eine dauernde Wechselwirkung zwischen Strategie und Innenpolitik. Was die mehr politische Berichterstattung anbetrifft, so verweisen wir auf die Schriften der Holländerin de Smeth[126]), des Portugiesen Augusto[127]), des Deutschen Dwinger[128]) und des Schweizers

---

[118a]) Werner Beumelburg, Kampf um Spanien. Oldenburg 1939, Stalling, 311 S., 10 Bildtafeln, RM. 6.80.

[119]) Graf Hoyos, Pedros y Pablos. München 1939, Bruckmann, 140 S., RM. 3.80.

[120]) H. Führing, Wir funken für Franco. Gütersloh 1939, Bertelsmann, 248 S., RM. 2.85.

[121]) Wulf Bley, Das Buch der Spanienflieger. Leipzig 1939, v. Hase & Koehler, 248 S., RM. 2.85.

[122]) Alfred Lent, Wir kämpften für Spanien. Oldenburg 1939, Stalling, 256 S., RM. 2.80.

[123]) Deutsche kämpfen in Spanien. Hrsg. von Legion Condor. Berlin 1939, Wilh. Limpert, 140 S., RM. 1.—.

[124]) Erich Dietrich, Kriegsschule Toledo. Leipzig 1937, Koehler & Amelang, 174 S., RM. 2.85.

[125]) Duval, Entwicklung und Lehren des Krieges in Spanien. Berlin 1938, Neff, 192 S., RM. 4.80.

[126]) Maria de Smeth, Arriba España. Berlin 1937, Nibelungen-Verlag, 250 S., RM. 4.50.

[127]) José Augusto, Jornal de um Correspondente da Guerra em Espanha. Lisbôa 1936, Empresa Nacional de Publicidade, 152 S., esc. 6.—.

[128]) Edwin Erich Dwinger, Spanische Silhouetten. Jena 1937, Eugen Diederichs, 102 S., RM. 1.80.

Heusser[129]). Ein hübsches Bilderbuch zum Verständnis des Bürgerkrieges schrieb v. Esebeck[130]). Schließlich verdient noch die gut unterrichtende Schrift von Kluge[131]) über die Kampfpresse Hervorhebung. — Nationaler Wiederaufbau. Der führende Dichter der nationalen und religiösen Erneuerung, der Tyrtäos des Freiheitskampfes ist José Maria Pemán, gegenwärtig spanischer Kultusminister und Präsident der „Real Academia Española". Irene Behn[132]) hat das große Verdienst, die „Kreuzzugsreden und Kriegsberichte" von Pemán, der in unzähligen Rundfunkansprachen die Truppen zum Kampfe anfeuerte, in feinsinniger Weise übersetzt und mit einer Würdigung Peméns versehen zu haben. Über Franco gibt es nun schon eine ganze Literatur. Von den besten Büchern über ihn heben wir hervor: Arraras[133]), ein alter Mitkämpfer des caudillo, dessen für Spanien geschriebenes Buch schon in viele Sprachen übersetzt wurde, und Timmermanns[134]), dessen Buch als eines der ersten erschien und eine gute Einführung gibt. Die „Geheimgeschichte des Bürgerkrieges" d. h. vor allem die freimaurerischen Hintergründe beschrieb in einem sehr temperamentvollen und aufschlußreichen Buche Wölfel[135]), der — Österreicher von Geburt — auf Grund jahrelanger Forschungen als guter Spanienkenner ein sehr umfangreiches Material verarbeitet und geschickt darstellt. Ebenfalls von einem Österreicher, der zugleich Spanier väterlicherseits ist, stammt das Buch von Sarabia[136]), das, in der Komposition etwas locker, als Ganzes genommen eine gute Einführung gibt in Geschichte und Gegenwart von Spanien. Ganz vortrefflich ist das kleine Buch von Schempp[137]), der die ideologischen Grundlagen des

---

[129]) Hans Heusser, Der Kampf um Madrid. Bern (o. J.), A. Francke, 138 S., RM. 3.80.

[130]) von Esebeck, Spanien. Land der Entscheidung. 95 Bilder. Bayreuth 1939, Gauverlag Bayr. Ostmark, 108 S., RM. 5.80.

[131]) F. H. Kluge, Nationalspanische Kampfzeitungen. Hamburg 1937, Evert, 51 S., RM. 1.40.

[132]) José Maria Pemán, Flammendes Spanien. Salzburg 1938, Otto Müller, 276 S., RM. 5.80.

[133]) Joaquin Arraras, Franco. Hamburg 1939, Hoffmann und Campe. 260 S.

[134]) Rudolf Timmermanns, Franco. Olten 137, Verlag Otto Walter, 256 S.

[135]) Dominik Josef Wölfel, So ist Spanien. Mauer bei Wien 1937, 655 S., Verlag Karl Kühne, RM. 12.50.

[136]) Josef Sarabia, Spanien ist erwacht. Wien 1938, Adolf Luser, 295 S., RM. 7.50.

[137]) Otto Schempp, Das autoritäre Spanien. Leipzig 1939, Goldmann, 136 S., RM. 2.85.

neuen Spaniens anschaulich schildert. Dazu empfehlen wir als eine treffliche Spezialstudie die von Erbler[138]). Um Spanien in seiner Rolle als alte, neuerstarkte Mittelmeermacht zu verstehen, greife man zu dem schönen Buch des Schweizers Buchser[139]) und zu den Abhandlungen von Hallmann[140]) und Reemtsen[141]). Eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis von den deutsch-spanischen Beziehungen zur Bismarckzeit gibt uns Windelband[142]) als willkommene Ergänzung zu den gerade auf diesem Gebiete mangelhaften Aktenpublikationen des Ausw. Amtes. — Die imperiale Idee. Wie in allen unseren bisherigen Berichten, die Zeitereignisse und Literaturerscheinungen im Zusammenhang und Überblick behandeln, schließen wir auch diesmal mit dem leitenden Grundgedanken des Paniberismus, der — wie die folgenden Worte Pemáns zeigen — jetzt eine Renaissance erlebt. Pemán sagte vorm portug. Radio-Klub 1936 folgendes: „Für uns wie für euch bedeutet Imperium nicht äußerliche Ausdehnung, nicht politische Herrschaft. Für euch wie für uns ist Imperium ein Wort, das eine übergreifende, hochherzige Gemeinschaft bedeutet, einen Zusammenschluß von Kräften, die sich für eine notwendige Aufgabe innerhalb der weltumfassenden Weltordnung einsetzen, und diese ist ein welterschließender und weltgliedernder katholischer Nationalismus[143]) [144]).

Ernst Gerhard Jacob.

---

[138]) Hans Erbler, Spaniens nationalsyndikalistischer Verfassungs- und Sozialbau. El Fuerodel Trabajo und das Programm der nationalsyndikalistischen Bewegung. Weimar 1939, Herm. Böhlau, 218 S., RM. 7.80.

[139]) Frank Buchser, Ritt ins dunkle Marokko (Tagebuch 1858). Aarau 1937, Sauerländer & Co., 246 S.

[140]) Hans Hallmann, Spanien und die französ.-englische Mittelmeer-Rivalität 1898-1907. Stuttgart 1937, Kohlhammer, 142 S., RM. 9.—.

[141]) Reemt Reemtsen, Spanisch-deutsche Beziehungen zur Zeit des ersten Dreibundvertrages 1882-1887. Berlin 1938, Emil Ebering, 125 S. RM. 5.40.

[142]) Wolfgang Windelband, Berlin—Madrid—Rom. Bismarck und die Reise des deutschen Kronprinzen 1883, Essener Verlagsanstalt 1940, 216 S., RM. 5.60.

[143]) Vgl. Beau, Staat, Nation, Imperium im Denken Salazars. In: Portugal (1140—1940), Festschrift der Univ. Köln.

[144]) Vier Wochen nach dem Einzug (14. Juni 1940) von Francos marokkanischen Soldaten in die Tanger-Zone erklärte Franco: „Spanien habe die Schaffung eines Imperiums noch vor sich, Voraussetzung sei aber die Übernahme von Gibraltar!" (17. Juli 1940.) Zu Amerika gewendet sagte Franco: „Das ist euer Grund und Boden — von Amerika verlangen wir nichts für uns selbst."

GESCHICHTE DER MATHEMATIK UND NATURWISSENSCHAFTEN

(Nachtrag)

Wegen des beschränkten Raumes mußten verschiedene Hinweise auf beachtliche Schriften zurückgestellt werden. Für einige besonders wertvolle Bücher ist jedoch die Wartezeit bis zum nächsten Gesamtbericht zu lang.

Paul Diepgen hat am 24. Nov. 1938 sein sechzigstes Lebensjahr vollendet. Aus diesem Anlaß haben vertraute Freunde charakteristische Arbeiten ihres Meisters in einem geschmackvollen Buch vereinigt.[1]) Sie haben ihm einen Kranz aus Blumen gewunden, die er selbst mit Liebe und Sorgfalt gepflanzt und gezogen hat. Sie haben den Titel „Medizin und Kultur" gewählt, weil er den Grundzug seines Wesens am besten kennzeichnet; ist doch nach seinen eigenen Worten in seinen weit verbreiteten Bändchen der „Geschichte der Medizin" (Sammlung Göschen) „besonderer Wert darauf gelegt, die Beziehungen der Kultur zur Medizin übersichtlich zu schildern". Mit Gewinn und Genuß liest man die Reden und Aufsätze, nicht zuletzt die hier erstmalig gesammelten Studien über Arnald von Villanova, den religiösen Schwärmer, aber zugleich weitblickenden und scharf beobachtenden Praktiker, der 3 Päpsten Leibarzt gewesen ist. Länger als 30 Jahre hat Diepgen sich mit dieser großen Persönlichkeit beschäftigt; er ist immer wieder von ihr angezogen worden. In dem Aufsatz „Wahrheit und Dichtung in der Geschichte der Medizin" hat D. an einem lehrreichen Beispiel die Gefahren aufgezeigt, die beim Verwischen der Grenzen von Wahrheit und Dichtung entstehen. Zwar braucht auch der Geschichtsforscher das Einfühlen, „das der Intuition des Dichters verwandt ist", aber sein Blick muß trotzdem unbefangen bleiben, sonst ist die Objektivität gefährdet; „die Ehrfurcht vor dem tatsächlichen Geschehen muß immer im Vordergrund stehen". Ehrfurcht vor den Tatsachen ist eins der Ziele für die Geschichte der Medizin. Sie soll nicht ein erholsames Ausspannen sein mit ästhetischem Genuß an Freud und Leid des ärztlichen Berufs, auch nicht das Aufspüren unterhaltender Seltsamkeiten, sie soll nicht bloß vereinzelte nachdenkliche Stunden ausfüllen, sondern sie soll helfen, den Arzt zu formen und sein inneres Verhältnis zu den Kranken und ihrer Umwelt zum denkbar besten zu machen.

[1]) Medizin und Kultur, Gesammelte Aufsätze von Paul Diepgen zu seinem 60. Geburtstag am 24. November 1938, hrsg. von W. Artelt, E. Heischkel, J. Schuster. 316 S., 1938. Geh. RM. 21.—. Ferdinand Enke-Verlag, Stuttgart-W.

Wenn man vorurteilslos durchdenkt, wie die Völker aus natürlichen Trieben heraus und wie frühere Ärztegeschlechter auf Grund ihrer Kenntnisse und Theorien Krankheiten behandelt haben, wenn man dabei erkennt, daß der Wandel in den Anschauungen der Medizin auch weltanschaulich durch magische, religiöse, philosophische, naturwissenschaftliche, soziale und politische Ideen bestimmt ist, dann wird man wie Diepgen geneigt, die Gegensätze auszugleichen, widerstrebende Ansichten zu versöhnen und überall nach einem wertvollen, dauerwürdigen Kern zu suchen.

Das wissenschaftliche Leben in Schweden während des 18. Jahrhunderts wird in einer Biographie wieder lebendig, in der Nordenmark den Lebenslauf und die ersprießliche Tätigkeit des Astronomen und langjährigen Akademiesekretärs Wargentin schildert.[2]) Mit neuen Tafeln für den Umlauf der Satelliten des Jupiter übertraf der junge Student 1741 die Cassini, Vater und Sohn, an Genauigkeit; so wurde er früh berühmt. Seit 1749 war er Sekretär der Akademie der Wissenschaften und pflegte als solcher ausgedehnte, fruchtbare Briefwechsel mit schwedischen und ausländischen Gelehrten. Seinem Feingefühl, seiner ruhigen Sachlichkeit und seinem verbindlichen Wesen hatte Schweden zu verdanken, daß ihm Wilcke, Bergmann und Scheele erhalten blieben, und daß diese Männer ihre Kräfte entfalten konnten. Außerdem legte Wargentin die Grundlagen für die schwedische Bevölkerungsstatistik.

Mit einer ausführlichen Biographie und einer Analyse der gedruckten und ungedruckten Schriften hat Oseen den bedeutenden Physiker Wilcke würdig geehrt[3]) und seine Arbeiten über Elektrizität, Magnetismus und Wärme beleuchtet. Wenig bekannt ist, daß sich Wilcke, angeregt durch die Lehre Lavoisiers, bemühte, das Problem der chemischen Verbindung im Zusammenhang mit der Elektrizität neu zu durchdenken; er starb darüber hin, durch einen rohen Zufall hinweggerafft. Der beigegebene Briefwechsel mit Scheele umfaßt 30 eng bedruckte Seiten; er ist sehr willkommen, denn in dem gründlichen Buch Nordenskiölds[4]) ist noch kein einziger dieser Briefe enthalten.

---

[2]) N. V. E. Nordenmark, „Pehr Wilhelm Wargentin. Kungl. Vetenskapsakademiens Sekreterare och Astronom 1749—1783". Avec un résumé français. Utgiven av Kungl. Svenska Vetenskapsakademien. Uppsala 1939, Almqvist & Wiksells Boktryckeri A.B.

[3]) C. W. Oseen, „Johan Carl Wilcke, Experimental-Fysiker". Utgiven av Kungl. Svenska Vetenskapsakademien. Uppsala 1939, Almqvist & Wiksells Boktryckeri A.B.

[4]) A. E. Nordenskiöld: „Carl Wilhelm Scheele. Nachgelassene Briefe und Aufzeichnungen". Stockholm 1892, P. A. Norstedt & Söner.

Arne Holmberg hat seine ausführliche Berzelius-Bibliographie durch ein geistvolles Buch über die Bildnisse seines großen Landsmannes ergänzt.[5]) Gemälde, Skulpturen, Denkmünzen, Zeichnungen, Schattenrisse, Holzschnitte, Stiche, Steindrucke und Daguerreotypien vermitteln eine gute Vorstellung von dem Aussehen des Mannes während der verschiedenen Abschnitte seines Lebens. Sie zeigen zugleich, wie sehr das Bildnis einer Person und damit das Urteil über sie von der Wesensart und dem Können des Künstlers und Beurteilers abhängt.

R. Winderlich.

---

[5]) Arne Holmberg: „Berzelius-Porträt. Illustrerad beskrivning" På Kungl. Vetenskapsakademien uppdrag utgiven Stockholm 1939. Uppsala, Almqvist & Wiksells Boktryckeri A.B.

KURZE ANZEIGEN

Die mit D. unterzeichneten Angaben sind von Arno Duch, alle übrigen vom Herausgeber.

I. Zeitschriften.

Zeitschrift für Kirchengeschichte Bd. 58 (1939).

B. Seeberg, Die Geschichtstheologie Justins des Märtyrers; K. Hennig, Die Auswanderung Martin Stephans; O. Lerche, Erwin Freihr. v. Manteuffel als Domherr in Merseburg 1864—1885; E. L. Dietrich, Der Urmensch als Androgyn; G. Klinge, Die Bedeutung der syrischen Theologen als Vermittler der griech. Philosophie an den Islam; E. Benz, Hans v. Ungnad und die Reformation unter den Südslawen; P. Dedic, Besitz und Beschaffung evangelischen Schrifttums in Steiermark und Kärnten in der Zeit des Kryptoprotestantismus.

Bd. 59, erster Halbband (1940): Fr. Gerke, Ideengeschichte der ältesten christlichen Kunst; G. László, Die Reiternomaden der Völkerwanderungszeit und das Christentum in Ungarn; B. Peters, Die deutschen Predigten Meister Eckharts; E. Seeberg, Arbeiten zur Geschichte der Theologie im 19. Jahrhundert.

Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters, Weimar, Herm. Böhlaus Nachf.

III, 2 (1939): Hans-Walter Klewitz, Das Ende des Reformpapsttums; Bernhard Schmeidler, Adam v. Bremen und das Chronicon Breve Bremense.

IV, 1 (1940): Dold (Neue Fragmente des Sang. 730, edictus Rothari): Brandi, Werla: Königspfalz, Volksburgen und Städte (Ergebnisse der Ausgrabung); Erdmann, Grab Heinrichs I.; Istvanyi, mittellatein. Philologie in Ungarn.

Vierteljahrschrift für Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte.

Bd. 34 (1940) H. 1/2: Otto Stolz, Die Bauernbefreiung in Süddeutschland im Zusammenhang der Geschichte; Karl Fröhlich, Neue Wege und Ziele der Rechtswahrzeichenforschung.

32: L. Beutin, Nordwestdeutschland und die Niederlande seit dem 30jähr. Kriege; Georg Sacke, Die sozialen und wirtschaftl. Voraussetzungen der Orientpolitik Katharinas II.; Heinrich Kramm, Zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Augsburg und München im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit.

Auslanddeutsche Volksforschung, Vierteljahrsschrift, hrsg. von Dr. Hans Joachim Beyer. Stuttgart, Frd. Enke. I. Bd., 1937.

Diese neue Zeitschrift strebt nach einer Zusammenfassung aller für das Deutschtum im Ausland in Frage kommenden Wissenschaften. Das 1. Heft behandelt: Die sudetendeutsche Frage in Versailles von E. Hölzle; Deutsche Volkskundearbeit in Lettland von L. Mackensen; Die erste große Überseewanderung deutscher Bauern (1709—1756) von O. Lohr,

Neu-Pasua und Neu-Banavci, zwei Schwabensiedlungen in Syrmien von H. Haller; Deutsche Volksgruppe und angelsächsische bürgerliche Gesellschaft von K. H. Pfeffer; daran schließen sich noch Forschungsberichte.

La Nuova Italia, 1940 Mai—August.

Auf die umfangreiche Bibliographie zur Geschichte sei besonders hingewiesen, ferner auf den von De Sarlo, Codignola, Cerini und Panigada verfaßten Sonderbericht über Geschichte und auf Corsinis Aufsatz über Toffanins „Pontano".

Bollettino storico Catanese (früher Arch. stor. per la Sicilia Orientale), Catania.

III (1938): Catalano, Artisti e artefici a Catania nel Rinascimento; Marletta, Un' ambasceria del Quattrocento (1434); IV (1939): Mandalari, Enrico Aristippo Arcidiacono di Catania nella vita culturale e politica del sec. XII.; Marletta, Per Matteo Silvaggio; Contributo alla storia della cultura lett. siciliana del sec. XVI.

Beide Hefte enthalten außerdem zahlreiche Besprechungen sizilianischer Geschichtsliteratur.

Zeitschrift für deutsche Geisteswissenschaft. E. Diederichs, Jena.

1938, H. 5: Hans Liermann, Nikolaus von Cues und das deutsche Recht (Nikolaus wollte Erhaltung des deutschen Rechts und lediglich Einfügung des römischen); Heinr. Bornkamm, Kurf. Moritz von Sachsen (bringt eine neue Würdigung des Kurfürsten, günstiger als Brandenburg sie gegeben hat); Theod. Hetzer, Dürers Bildnisse (tritt gegenüber Wätzold dafür ein, daß die in Dürers Bildnissen sich vollziehende Entwicklung beachtet werden muß, weil sich darin Dürers eigne innere Entwicklung ausspricht); Friedr. Knorr, Kritik und Auslegung in der deutschen Dichtung des Hochmittelalters (weist kritische Auseinandersetzung Wolframs mit Hartmann v. d. Aue nach, ferner eine in der Hs. C vorliegende Kommentierung des Niblungenlieds anstatt einer bisher angenommenen flüchtigen Abschrift); Ed. v. Jan, Deutsches Geistesgut in der französ. Romantik.

Deutsche Vierteljahrsschrift f. Lit. Wiss. u. Geistesgeschichte.

1940, I: E. Rothacker, Philosophiegeschichte und Geistesgeschichte. II: H. Oppel, Grundfragen der literarhistorischen Biographie.

Archivio storico italiano.

1939, IV: Arm. Sapori, Il personale delle Compagnie mercantili del medio evo; E. Rossi, La Biblioteca Nazionale e la sua storia; G. Lorenzoni, Ausführl. Besprechung von A. Dorens Ital. Wirtschaftsgeschichte.

La Rinascita.

1939: Rob. Ridolfi, Fortune della ‚Storia d'Italia' guicciardiniana prima della stampa; Fr. Simone, La coscienza della Rinascita negli Umanisti, I; Mich. Giorgiantonio, Per le Avveroismo napoletano; Franc. Simone, La coszienza della Rinascita negli Umanisti (Forts.); E. Lazzareschi, Relazioni di Cosimo de'Medici con Lucca; E. Garin (Beiträge z. Geschichte des humanistischen Gedankens); G. Toffanin, Über Jean Bodins Methodus ad facilem historiarum cognitionem; C. Angeleri, S. Agostino e la Rinascita.

1940: P. G. Ricci, Una consolatoria inedita del Marsuppini; G. Toffanin, Montaigne e l'idea classica; R. Papini, Interpretazione di Antonello da Messina; P. Paschini, Notizie su Vittoria Colonna; A. Meozzi, Lirica della Rinascita italiana nel primo Rinascimento di Spagna.

II. Sammelschriften.

Wirtschaft und Kultur. Festschrift zum 70. Geburtstag von Alfons Dopsch. Verlag Rud. M. Rohrer, Baden bei Wien. X, 696 S. Leinen 40,— M.

Nicht weniger als 43 Gelehrte (13 deutsche, 4 englische, je 3 aus Italien, Polen, Ungarn, je 2 aus Finnland, Frankreich, Jugoslavien, Norwegen, Schweiz, je 1 aus Dänemark, Holland, Japan, Spanien, ehemal. Tschechoslowakei, Türkei und USA.) haben sich zu dieser imposanten Huldigungsgabe vereint. Aus der reichen Fülle des Gebotenen heben wir hervor: Auseinandersetzung des Germanentums mit Romanismus und Christentum (Hans Naumann, Patzelt, Lennard), Siedlung und Wirtschaft (Edw. Schröder, Kötzschke, Ludmil Hauptmann, Helen Cam), Reiterheer der Westgoten (Sanchez), Verschiedenartigkeit der japan. und fränk. Vasallität (Uyehara), Bedeutung der Langobarden für Entstehung des italienischen Volkes (Walter Goetz), Bevölkerungsgeschichte der österreichischen Länder (Wopfner), Staatssteuern in den nord. Staaten (Törne, Johnsen), Kennzeichnung der Standesunterschiede im MA. (Lauffer), Entstehung der Vertragsarbeit unter der Grundherrschaft (Zycha), Rechtserinnerung im Volksbewußtsein (v. Künßberg), Rechtsvorstellung von der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes gegenüber der Schuld (Fehr). Der unterhaltsamen Plauderei Lhéritiers über die Entwicklung der geistigen Gemeinschaft in Kunst und Wissenschaft fehlt die begriffliche Klarheit. Halecki fordert vom Geschichtsphilosophen, daß er von der Wirklichkeit ausgehen müsse — welcher Philosoph hätte das seit Hegel nicht gefordert? — Aber diese Wirklichkeitsforschung hat als erstes die Periodisierung zu liefern. Und die Kulturgeschichte, die er geistig faßt, sei deshalb das ergiebigste Feld für den Geschichtsphilosophen, weil sie sich — im Gegensatz zu Politik und Wirtschaft — am leichtesten typologisch klassifizieren lasse! Um so freudiger stimmen wir den Ausführungen von Mitteis zu; was er für die Rechtsgeschichte fordert, ist im Grunde nichts anderes als eine fortgebildete und fortbildende Wiederanknüpfung an Eichhorn. D.

III. Allgemeine Werke.

Handbuch der Kulturgeschichte, hrsg. von Heinz Kindermann. Potsdam, Akad. Verlagsgesellschaft Athenaion. Vgl. die Besprechung in dieser Zeitschrift Bd. XXVII (1937) S. 327ff.

Es liegen weiterhin 1939 fertig vor: Die griechische und römische Kultur von Ernst Lewald („Kultur der Antike").

Wilhelm Mühlmann, Methodik der Völkerkunde. Stuttgart, Ferd. Enke Verlag, 1938. VIII, 275 S. Geh. 14,— RM, geb. 15,80 RM.

Bietet (S. 8—90) eine analysierende Geschichte der Völkerkunde-Wissenschaft, die an sich schon eine respektable, auch den Historikern

willkommene Gabe ist. Auf diesem Fundament wird in Form einer Methodik das Programm einer universalistischen Völkerkunde aufgebaut, die u. a. dazu bestimmt scheint, die ganze Kulturgeschichte mehr und mehr in sich aufzusaugen. Was einst Lamprecht, den Verf. gar nicht erwähnt, dieser als Aufgabe stellte (Kulturgeschichte = vergleichende Geschichte der sozialpsychischen Entwicklungsfaktoren), wird hier, freilich eindringlicher und unter Verwendung der Ergebnisse der seither fortgeschrittenen Einzelwissenschaften, vor allem der Biologie, Psychologie und Soziologie, für die Völkerkunde in Anspruch genommen. Jede Wissenschaft ist das, was sie sich als Ziel setzt, es gibt keine gegebenen Grenzen gegeneinander, und so wird immer die für die Erkenntnis geleistete Arbeit entscheidend bleiben. In diesem Sinne begrüßen wir diese Programmatik aufs herzlichste. Eine reiche Bibliographie beschließt das Buch. D.

Herbert Weinelt, Forschungen zur Volkstumsgeographie des südschlesischen Stammesgebiets. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg-Leipzig, 1940. 246 Seiten mit 104 Abb.

Aus der ungemein rührigen Tätigkeit der Sudetendeutschen ist auch dieses inhaltsreiche Buch hervorgegangen, als 25. Band „der Beiträge zur Sudetendeutschen Volkskunde", die die deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag herausgibt. Weinelts Forschungen gelten den Grundzügen der deutschen Siedlungsgeschichte im Sudetengebiet, dann den Siedlungsformen, den Stadtrechten, dem Werden der Volksgrenze, der Volkskundegeographie, den Flurnamen und der Kulturgeographie, der Sprachlandschaft, der Konstanz der Kulturformenlandschaft, dem bairischen Einfluß, zuletzt den Einzellandschaften. Eine Überfülle von Stoff ist hier verarbeitet und z. T. neu herangeholt. Die beigegebenen Karten sind überaus lehrreich — ich erwähne z. B. die über die Herkunft der Stadtrechte, über Sprachgrenzen, über Flurnamen usw. Der Verf. hat sich den Weg zu diesem Buche durch zahlreiche eigene Arbeiten gebahnt.

W. Hellpach, Einführung in die Völkerpsychologie. Stuttgart, Ferd. Enke, 1938. 178 S. 8,— RM.

Nur ein so vielseitig bewanderter und tatkräftiger Geist konnte es versuchen, eine so große Fülle von Fragen auf verhältnismäßig knappem Raum zu behandeln. Hellpach ist von Wundt ausgegangen, aber es ist ein weiter Abstand zwischen dem, was Wundt vor 40 Jahren zu bieten vermochte und dem jetzigen Stand der Völkerpsychologie, den Hellpach mit diesem neuen Buch verkörpert. Es ist in folgende Abschnitte gegliedert: Volk und Völker, Volk als Naturtatsache, Volk als geistige Gestalt, Volk als Willensschöpfung. Auch der völkerpsychologische Laie spürt die Fülle von neuen und gerade den Historiker anregenden Fragen, die in diesem Buche behandelt sind, und so kann sein Studium warm empfohlen werden.

Leo Frobenius, Schicksalskunde (= Schriften zur Kulturkunde V), Verlag Hermann Böhlaus Nachf., Weimar 1938. 211 S. Geb. 5,20 RM.

Fr. hat sich namentlich in den letzten 20 Jahren seines unermüdlichen Forscherlebens in mehreren Anläufen um die Grundlegung einer allgemeinen Kulturkunde bemüht, die er „perspektivisch", d. h. historisch

gesehen und „morphologisch" behandelt wissen wollte. Kultur war ihm geradezu ein selbständiger Organismus über den Menschen. Kulturkreis und -wanderung sind die Pfeiler seiner Betrachtungsweise. Von der Deutung des einzelnen ausgehend, sucht er durch Aufreihung technischer, sozialer und seelischer Kulturmotive in die Tiefe der organischen Kultur vorzudringen und ihr Wesen zu bestimmen. Als Ziel schwebte ihm dabei eine Geschichte des menschlichen Geistes vor. Diese seine letzte Zusammenfassung, die die ganze Lebhaftigkeit seiner Persönlichkeit auf den Leser ausströmt, steckt auch für den nach andern Prinzipien arbeitenden Kulturhistoriker voller Anregungen. D.

Jesse-Gaettens, Handbuch der Münzkunde von Mittel- und Nordeuropa. Herausgegeben unter Mitarbeit von mehr als 60 Fachgelehrten des In- und Auslandes. Verlag: Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig, A. Riechmann & Co., Halle. Bd. 1, Liefrg. 1: Aabenraa — Bardowiek. 1939. Brosch. 10,50 RM.

Was hier geboten wird, ist der Anfang eines alphabetischen Nachschlagewerkes über Münzorte und Münzherrschaften von hohem wissenschaftlichem Range, das auf Jahrzehnte hinaus dem numismatischen Fachmann ein unentbehrliches tägliches Gebrauchsbuch sein wird und dem Historiker und Kulturhistoriker die Ergebnisse der Münzforschung fast mühelos zugänglich macht. Behandelt ist der Raum zwischen Burgund und Baltikum, zwischen Schweiz und Norwegen, der Nachdruck liegt auf Deutschland. Die einzelnen Artikel — genannt seien etwa Aachen, Allobroger, Amberg, Grafen von Andechs, Anhalt, Annaberg, Altdorf (Schweiz), Antwerpen, Aquileja, Augsburg, Baden, Babenberger, Bar (Lothringen) — stellen die Münzgeschichte jeweils in die politische Geschichte, erwähnen Wappen und Schutzpatrone, geben Einzelheiten über Münzrecht, -prägungen, -sorten, Währung usw. und schließen mit eingehendem Literaturverzeichnis (auch für die politische Geschichte). Wer über das Lokale und Besondere hinaus den Blick auf allgemeine Erkenntnis richtet, wird schon aus dieser Lieferung einen bestimmenden Eindruck empfangen: kein anderes Gebiet führt uns die politische Ohnmacht und wirtschaftliche Zerrissenheit des alten Reiches so unmittelbar greifbar vor Augen wie die Münzgeschichte. D.

IV. Altertum.

Erich Bethe, Ahnenbild und Familiengeschichte bei Griechen und Römern. München, C. H. Becksche Verlagshandlung 1935. 121 S. 2,80 RM.

Dieses inhaltreiche und anregende Buch schildert den Ahnenkult, der bei den Griechen idealistisch, bei den Römern durchaus nüchtern ist, in beiden Fällen aber Grundlage eines tief verwurzelten Familiensinnes wird. Die Kunst verbindet sich mit diesen seelischen Bedürfnissen: Totenmasken, Herme, Grabrelief, Büsten wachsen aus dem Ahnenkult hervor. Der Verf. stellt ein umfassendes Wissen über Ahnenkult auf der ganzen Erde in den Dienst seiner Ausführungen, und man lernt daraus auch vielerlei über Namengebung, über die Konstruktion von Ahnentafeln bis hin zu den Göttern, über Grabinschriften usw. Ein Buch von reichem Inhalt und von schöner Form.

Werner Nauhardt, Das Bild des Herrschers in der griechischen Dichtung. Berlin, Junker u. Dünnhaupt, 1940. (Neue deutsche Forschungen Bd. 255.) 98 S. 4,50 RM.

Der Verf. schildert die literarische Darstellung von Homer und Hesiod über Pindar, Äschylos, Sophokles, Euripides bis zu Theokrit und Kallimachos. Er zeigt die Wandlungen der Auffassung je nach der Wandlung der staatlichen Verhältnisse: im heroischen Zeitalter, in der Tyrannis, in der Polis und zuletzt im vierten Jahrhundert — eine sehr lehrreiche Untersuchung.

Bernhard Schweitzer, Studien zur Entstehung des Porträts bei den Griechen. Leipzig, S. Hirzel, 1940 (Berichte der sächs. Akad. der Wissenschaften, Philol.-hist. Kl. 91).

Das wirkliche Porträt entsteht in der griechischen Kunst erst im 4. Jahrhundert, aber der Leipziger Archäologe untersucht hier die südlichen Metopen des Parthenon als Vorstufen und setzt diese Entwicklung in Zusammenhang mit dem griechischen Geistesleben und seinem Übergang zum Individualismus, dessen Anfänge im 5. Jahrhundert bis zu den Parthenon-Metopen untersucht werden.

V. Mittelalter.

E. Schaffran, Geschichte der Langobarden. Leipzig, v. Hase u. Koehler 1938 (Deutsches Ahnenerbe, Reihe der Volkstümlichen Schriften, 156 S.).

Diese Zusammenfassung der langobardischen Geschichte wird vielen willkommen sein, besonders da sie auch die langobardische Kunst, das besondere Arbeitsgebiet des Verfassers, in die Darstellung einbezieht. Daß S. gerade diese Kunst für selbständiger hält als andere Forscher, tut der Schilderung keinen Eintrag — diese umstrittene Frage wird auch damit nicht zur Ruhe kommen. Eher könnte man an dem Hineintragen moderner Begriffe in die Völkerwanderungszeit Anstoß nehmen. Daß die Langobarden nicht die nationale Einigung Italiens anstrebten, sondern nur aus Ausdehnungsdrang gegen Rom und das Papsttum kämpften, daß das damalige Papsttum in den Germanen die künftige Gefahr gesehen und sie gehaßt habe, daß Paulus Diaconus und die Langobarden vom Nordischen und vom Rassenbegriff schon etwas ahnten, daß die langobardischen Könige Rassenschutzgesetze gegeben hätten, daß die Langobarden eine Abneigung gegen die Antike besessen hätten — das alles sind unzutreffende Anschauungen. Auch in den Anmerkungen stimmt nicht alles. Aber das mit großer Hingabe geschriebene Buch soll deshalb nicht verworfen werden; es könnte, etwas überarbeitet, einen erwünschten Zweck erfüllen.

Harold Picton, Die langobardische Kunst in Italien, ihre Eigenschaften und ihre Quellen. Augsburg, Verlag Filser. 22 S. und 46 Abb.

Der Verf. will einen Überblick geben und vor allem den Zusammenhang der langobardischen Kunst mit der übrigen germanischen und mit der östlichen Kunst darlegen. Mit Vorsicht behauptet er den Einfluß der langobardischen Kunst auf die italienische — auf dem Gebiet des Kunstgewerbes ist die langobardische Eigenart ja nicht zu bestreiten. Die Abbildungen bringen wertvolles, seltenes Material.

Germanenrechte. Verlag Hermann Böhlaus Nachf. Weimar.

In der im vorigen Heft gegebenen Übersicht über die bisher erschienenen Bände ist übersehen worden, daß 1934 die „Gesetze des Karolingerreiches" in drei Teilbänden erschienen sind, und daß den beiden ersten Bänden norwegischen Rechtes 1939 ein dritter gefolgt ist.

Werner Stief, Heidnische Sinnbilder an christlichen Kirchen und auf Werken der Volkskunst. Leipzig, v. Hase und Koehler 1939 (Ahnenerbe, Volkst. Schriften Bd. 8). 304 S. Geb. 8,75 RM.

Das wertvollste an diesem Buche ist das reiche darin gebotene vorwiegend mitteldeutsche Material (fast 300 Abb.), das zum guten Teil neu oder wenig bekannt ist und einen überraschenden Einblick in das Weiterleben älterer heidnischer Vorstellungen an Kirchen und sonst gibt. Der Verfasser läßt offen, ob es sich dabei um eine Bannung heidnischer Gottheiten oder um eine Anpassung der Kirche an weiterlebende volkstümliche Vorstellungen handelt. Das Buch ist nicht frei von Einseitigkeiten, aber es vermag auf Grund seines Materials vielfache Anregung zu geben, für die man dem Verf. dankbar sein muß.

E. Grohne, Tongefäße in Bremen seit dem Mittelalter. Untersucht auf Grund von Bodenfunden. Bremen, Arthur Geist, 1940 (= Jahresbericht des Bremer Focke-Museums 1940).

Der Verf. erörtert die Fundverhältnisse, die mittelalterliche Irdenware, das bleiglasierte Tongeschirr, das Steinzeug, die Fayencen, Porzellan und Steinzeug. Das Material stammt aus zwei Bremer Privatsammlungen. Die Darstellung Grohnes ist mit zahlreichen Abbildungen versehen, und die Wissenschaft von der Keramik wird aus dieser Schrift reichen Gewinn ziehen.

F. Steinbach und F. Petri, Zur Grundlegung der europäischen Einheit durch die Franken. Verlag S. Hirzel, Leipzig 1939. 64 S. Kart. 3,— RM.

Die Franken sind unter Chlodwig nicht bloß mit einem Herren- und Heeresaufgebot, sondern mit der Hauptmasse ihres Volkes nach Nord- und Mittelgallien eingedrungen und haben sich dort bis zur Loire und darüber hinaus als Volk angesiedelt. Von daher erklärt sich die vielfältige kulturelle Verschiedenheit zwischen Nord- und Südfrankreich wie die entsprechende Übereinstimmung zwischen Nordfrankreich und den Rheinlanden. Die heutige Sprachgrenze ist eine durch nachfolgende Romanisierung erzwungene Rückzugslinie und sagt daher nichts mehr über den volklichen Charakter des alten Frankenreiches aus. Petri, der diese neue Anschauung begründet hat, hält gegenüber Gamillscheg mit Recht daran fest, daß Ortsnamen und Bodenfunde noch jene Volkssiedlung weitgehend erweisen. D.

Wilhelm Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Deutsche Kaiserzeit. Herausgegeben von Robert Holtzmann. Bd. 1, Heft 1 u. 2 (zusammen mit Walter Holtzmann, Paul Kirn, Otto Meyer, Heinrich Sproemberg, Georgine Tangl). Verlag Emil Ebering, Berlin 1938, 1939. XV 357 S. Je 4.80 RM.

Der „Wattenbach" war durch Generationen das unentbehrliche Haus- und Handbuch jedes Mittelalterforschers, er wird es auch in dieser Neugestaltung sein, für die wir R. Holtzmann und seinen Mitarbeitern zu

tiefem Danke verpflichtet sind. Vom alten Wortlaut ist hier und da einiges beibehalten, im ganzen tritt sie uns als neues Werk entgegen. Die hier behandelte Zeit von 900—1050 ist glücklich als Einheit gefaßt; die neuere Literatur ist — nicht immer vollständig — verarbeitet, nichthistoriographische Q. sowie Hdss. sind jetzt stärker berücksichtigt; die stofflichen Erweiterungen kommen vor allem der Kulturgeschichte zugute. Auf Einzelheiten komme ich an anderer Stelle zurück.

Eben erscheint das 3. Heft (1940 S. 359—617. Pr. 6.40 RM), mit dem das Zeitalter des Investiturstr. (1050—1125) eröffnet wird. Ihm ist — als Novum — eine Übersicht über die Briefsammlungen der Zeit von C. Erdmann eingefügt, Bernh. Schmeidler behandelt Sachsen und Thüringen. D.

Herm. Wießner, Sachinhalt und wirtschaftliche Bedeutung der Weistümer im deutschen Kulturgebiet (Veröffentlichungen des Seminars für Wirtschafts- und Kulturgeschichte an der Universität Wien, H. 9/10). Verlag Rohrer, Baden-Wien 1934. 314 S. 20,— RM.

Der Verf. stellt sich auf den neueren Standpunkt, daß die Weistümer nicht autonome Satzungen freier Bauern, sondern hofrechtliche Ordnungen und deshalb von begrenztem historischem Werte sind. Aber an der Hand solcher kritischen Einstellung holt er nun aus ihnen das Mögliche heraus — es ergibt sich noch immer genug an Aufschlüssen über die deutsche Agrargeschichte.

Grenzrecht und Grenzzeichen. Freiburg i. B., Herder 1940.

In der Sammlung „Das Rechtswahrzeichen. Beiträge zur Rechtsgeschichte und rechtlichen Volkskunde", hrsg. von K. S. Bader in Freiburg i. B., ist diese Schrift das zweite Heft. Sie ist eine Sammelschrift zu Ehren von Theodor Knapps 85. Geburtstag und enthält Abhandlungen von A. Diehl (Theodor Knapps wissenschaftliches Werk), von Knapp selber (Über Marksteine und andere Grenzbezeichungen, vornehmlich im südwestl. Deutschland), P. Gößler (Von Grenzen der Frühzeit, ihren Zeichen und ihrem Nachleben), K. S. Bader (Die Gemarkungsgrenze), Eb. Frhr. v. Künßberg (Geheime Grenzzeugen), K. Ilg (Grenzzeichen in den Alpen), K. O. Müller (alte Grenzzeichen nach dem württ. Forstkartenwerk von Gadner und Öttinger 1548ff.), A. Senti (Beiträge zum Grenzrecht der alten Herrschaft Rheinfelden). Diese Schrift mit ihrem reichen Inhalt ist des hochverdienten Jubilars würdig!

Eberh. Schmieder, Geschichte des Arbeitsrechts im deutschen Mittelalter. I. Leipzig, K. F. Koehler Verlag, 1939.

Der Verf. hat sich ein noch kaum behandeltes Thema gewählt. In zwei Hauptabschnitten wird das Arbeitsrecht bis zum 12., dann bis zum 16. Jahrhundert geschildert; im ersten steht die ländliche, im zweiten die städtische Arbeit im Vordergrund. Der noch ausstehende zweite Band soll die neuere Zeit behandeln.

W. Ganzenmüller, Die Alchemie im Mittelalter. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1938.

Bei der großen Rolle, die die Alchemie im geistigen Leben des Mittelalters gespielt hat, ist es sehr dankenswert, daß ein Historiker ihre Geschichte dargestellt hat. Es war nicht alles nur Unkraut, was auf alchemistischem Boden emporschoß; es gab tiefe Geister, die in die Geheim-

nisse des Kosmos einzudringen hofften. Indem der Verf. auch diese Bestrebungen darstellt, gibt er eine gewisse Rechtfertigung der Alchemie und ihres Erkenntnisdrangs. Die Anlehnung an arabisches Wissen hat dabei eine bedeutsame Rolle gespielt.

Ibn Fadlāns' Reisebericht, hrsg. und erläutert von A. Zeki Vali di Togan (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, hrsg. von der deutschen Morgenländischen Gesellschaft XXIV, 3). Kommissionsverlag von F. A. Brockhaus, Leipzig 1939.

Ibn Fadlāns hat 922 im Auftrag des Sultans von Bagdad an einer Gesandtschaftsreise teilgenommen, die über Persien und Buchara zum König der Wolgabulgaren führte. Er hat die Reise beschrieben und uns Nachrichten über die Völker seines Reisewegs gebracht, die einzigartig sind, denn sie enthüllen uns Kulturzustände, von denen wir sonst nichts wissen würden. Der Verf. schildert alles Gesehene mit überlegener Anschauung, denn er ist hochkultiviert gegenüber diesen Primitiven, deren Dasein uns noch heute ein stilles Grauen einflößt. Der türkische Gelehrte Zeki Validi Togan, früher in Bonn, jetzt in Stambul, hat den arabisch geschriebenen Bericht ins Deutsche übersetzt, ihn erläutert und mit zahlreichen Exkursen versehen, die zwei Drittel des Buches füllen und eine große Gelehrsamkeit bekunden.

Gerhard Kießling, Deutsche Kaiserbildnisse des Mittelalters. Ein Beitrag zur Geschichte des mittelalterlichen Kaisertums und zur Entwicklung der Porträtkunst. Leipzig, Bibliogr. Institut 1937 (Meyers Bunte Bändchen Nr. 33). 0,90 RM. 55 S. und 17 Abb.

Darstellungen und Bilder führen von Karl d. Gr. bis zu Maximilian I., bis 1200 in Übereinstimmung mit P. E. Schramm, dessen „Kaiser- und Königsbilder" leider bisher noch nicht fortgesetzt sind. Das Büchlein führt gut in die Entwicklung des Bildnisses ein und läßt seit Karl IV. einen „wirklichen Porträtwillen" entstehen.

H. Dannenbauer, Vom Werden des deutschen Volkes. Indogermanen, Germanen, Deutsche. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1935. 38 S. 1,50 RM. (Philosophie und Geschichte 54).

Der Verf. will mit diesem Vortrag, wie er selber sagt, nichts Neues geben, faßt aber Grundgedanken der deutschen Entwicklung glücklich zusammen und klärt dabei manches sehr eindringlich, was heute sehr oft durcheinandergeworfen wird. Es sind tapfere Worte, die dabei fallen: über die Urheimat der Indogermanen (die der Verf. mit Recht in Südrußland und östlich davon sucht), über einige Rassenfragen, über den Mischungsprozeß, aus dem die Germanen entstanden, über den Unterschied zwischen Germanen und Deutschen, über den Einfluß der geschichtlichen Erlebnisse, über „das unsterbliche Verdienst" Karls d. Gr. um Deutschland usw. — es sind haltbare Grundbegriffe der Geschichtswissenschaft, die der Verf. einmal wieder ohne Rücksicht auf Schlagworte der Zeit bekanntgegeben hat. Man sollte diesen Vortrag jedem Deutschen in die Hand drücken. Der Vortrag ist mit sehr wertvollen Anmerkungen unterbaut.

Walther Betzendörfer, Glauben und Wissen bei den großen Denkern des Mittelalters. (VIII, 260 S. 1931. Leop. Klotz, Gotha. 12,— RM.)

Verf. verfolgt das Zentralproblem der Scholastik, die Frage nach dem Verhältnis von Glauben und Wissen, bei den einzelnen Denkern im Zu-

sammenhang ihrer Geistesarbeit: Der Ausgangspunkt ist die neuplatonisch-augustinische Auffassung, die einen Gegensatz von wahrer Religion und wahrer Philosophie nicht gelten läßt, vielmehr beide identifiziert (Eriugena); die Hochscholastik weist die Übereinstimmung beider Größen nach, wobei B. gegen Harnack die thomistische Lehre über Glauben und Wissen als ein Muster von Klarheit bezeichnet, während die Spätscholastik (Ockham) mit der Feststellung des unvereinbaren Gegensatzes von Glauben und Wissen die letzten Konsequenzen des Aristotelismus zieht.

Fritz Ernst, Eberhard im Bart. Die Politik eines deutschen Landesherrn am Ende des Mittelalters. Stuttgart, Kohlhammer 1933. X, 244 S. 9,— RM.

Diese schon 1933 erschienene Arbeit soll auch hier hervorgehoben werden. Die Schilderung eines deutschen Territorialstaates auf der ersten Höhe seines Werdens ist an sich reizvoll und für die Forschung überaus wertvoll. Wo man einsetzt: bei den Landständen oder den Finanzen, bei der Kirchenhoheit, der Verwaltungsorganisation, beim Heerwesen oder beim Gericht — überall findet man das gleiche Streben zur Staatlichkeit und zur Ausdehnung der landesherrlichen Rechte. Und eine zähe Außenpolitik kommt hinzu und führt schließlich zur Erhebung Eberhards in den Herzogsstand. Es war ein verdienter Lohn, denn sicherlich war, wie Ernst urteilt, Eberhard einer der begabtesten und erfolgreichsten Herrscher des Landes.

VI. Neuzeit.

Niccolo Machiavelli, Der Fürst (il principe), übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. Friedr. Blaschke. Leipzig, Felix Meiner, 1940 (Philos. Bibl. 188).

Diese Übersetzung erscheint in 2. Auflage, mit einer Einleitung, die sowohl die Politik wie die Ethik Machiavellis aus den Ideen der Zeit zu erklären versucht. Auch die Anmerkungen führen diese Absicht weiter. Der Leser, der den Urtext nicht beherrscht, wird mit dieser Übersetzung gut arbeiten können.

Gedenkschrift zum 400. Todestage des Erasmus von Rotterdam. Basel, Verlag Braus-Riggenbach, 1936. 325 S.

Die Historische und Antiquarische Gesellschaft in Basel ist die Herausgeberin dieser Schrift, an der 20 Fachgelehrte mitgearbeitet haben. Der verstorbene P. S. Allen hat den jungen Erasmus behandelt, Huizinga Erasmus' Stellung zu Vaterland und Nationen, Benedetto Croce Erasmus und die neapol. Humanisten, Staehelin Erasmus und Ökolampad, R. Lichtenhan die politische Hoffnung Erasmus' und ihr Zusammenbruch, Werner Kaegi Erasmus im 18. Jahrhundert, Husner die Bibliothek Erasmus', Paul Gans die Erasmusbildnisse Hans Holbeins d. J., Gertrud Jung, Erasmus und Vives usw. — eine Zusammenstellung von hohem Wert.

Friedrich Parpert, Die endlose Reformation. Verlag E. Reinhardt, München 1939. 240 S. Brosch. 4,80 RM.

Das Buch mutet zunächst an wie ein dithyrambisches Spiel um einige Begriffe, dahinter steht ein starkes ästhetisches Erleben und die leiden-

schaftliche Sehnsucht, alles große Geistige und Künstlerische der Neuzeit in den Dom einer protestantischen Kirche aufzunehmen. Wer sich redlich um geschichtliche Erkenntnis bemüht, dem ist das alles verschwommen und mystisch, das Buch steht außerhalb der Wissenschaft und will es auch, es greift nach einer höheren Krone, es zielt auf Reformation der Reformation, auf Neubau der protestantischen Kirche von innen her. Seine Forderung und sein Dogma: Luthers Tat ist nur der Anfang der ständig ins Endlose fortzubildenden Reformation; Luther hat die Laien in die Kirche gezogen, sie werden nun ihre Schöpfer und Träger; Philosophen, Staatsmänner, Soldaten, Baumeister, Maler, Musiker und Dichter — das sind die „Werker dieser werdenden Kirche". Auch Beethoven und Grünewald gehören als schöpferische Einsame in ihre Reihe, und die Gotik ist der Baustil der Reformation als Vorläufer Luthers! Die alte Frage der Gebildeten: „Können wir noch Christen sein?" — hier ist sie gelöst: die Kirche der endlosen Reformation wird auch für die unkirchlichen Frommen Raum haben. Zu bedauern sind nur die armen 30 Millionen Katholiken, denn ihre Kirche ist „in ihrem Äußeren erstarrt, in ihrem Inneren ohne jeden reformatorischen Willen". D.

Eugen v. Frauenholz, Des Lazarus von Schwendi Denkschrift über die politische Lage des deutschen Reiches von 1574 (Münchener Hist. Abhandlungen, 2. Reihe, 10. Heft). München, C. H. Beck 1939. 38 S. 2,50 RM.

Man hat im 18. Jahrhundert von dieser Schrift gesagt, daß ihre Befolgung den 30jähr. Krieg verhindert haben würde. Jedenfalls ist sie wohl das schönste Zeugnis deutschen Reichs- und Einheitswillens aus der Zeit der Gegenreformation und spricht uns noch unmittelbar an. Sie sieht die Lösung des Reichsproblems in der Toleranz und Parität der Konfessionen vor dem Kaiser sowie in der Ausschaltung des ausländischen Einflusses (Spanien, Frankreich, Papst) in deutschen Angelegenheiten.

In der „Weberschiffchen-Bücherei" hat Oberarchivrat Dr. J. Bergel „Friedland, das Schloß Wallensteins" mit geschichtlicher Darstellung und 24 (gezeichneten) Abbildungen herausgegeben (Leipzig, J. J. Weber 1940).

N. V. E. Nordenmark, Anders Celsius. Uppsala-Stockholm, Almquist u. Wiksells 1936 (Lychnos-Bibliothek Bd. I). 284 S.

Eine Biographie des berühmten Astronomen, der von 1730 bis zu seinem frühen Tode 1744 Professor in Uppsala war.

Lychnos, Jahrbuch der schwedischen Gesellschaft für Geschichte der Wissenschaften. Ebenda 1936.

Der Band enthält Aufsätze aus allen Wissenschaftsgebieten. Paul Diepgen hat einen Aufsatz über das Berliner Institut für Geschichte der Medizin beigesteuert; ferner seien erwähnt Aufsätze über Astrologie, über Celsius, Comenius, Paracelsus, Rudbeckius, Olaus Magnus, Newton, Bercelius, Vesalius; dann Lindberg, Zur älteren Geschichte der Univ. Uppsala.

Viktor Thiel, Geschichte der Papiererzeugung im Donauraum. Biberach, Günther-Staib Verlag, 1940. 189 S.

Dieses mit zahlreichen Abbildungen und einer lehrreichen geographischen Karte ausgestattete Buch gilt der mit dem 15. Jahrhundert be-

ginnenden Papiererzeugung in den österreichischen Ländern, die von Schwaben aus angeregt wurde und die schon im 18. Jahrhundert sich hoch entwickelte und im 19. Jahrhundert zu einer großen Ausfuhrindustrie wurde. Der Verf. hat viel unbekanntes Material zusammengebracht und interessante Entdeckungen gemacht — so über den Zusammenhang von Montanindustrie und Papiererzeugung. Auch geht er überall auf die weiteren Wirkungen in Wirtschaft und Kulturleben ein.

Die schönen, 1861 von Heinrich v. Sybel in München gehaltenen Vorträge über den Prinzen Eugen sind 1937 bei Georg D. W. Callwey in München neu erschienen (152 S., 3,50 RM.). Eine sehr willkommene Gabe, denn diese Vorträge vereinigen überlegene Forschung und glänzende Darstellung.

Max Miller, Neuwürttemberg unter Herzog und Kurfürst Friedrich. Organisation und Verwaltung. Stuttgart, Kohlhammer 1934. 255 S.

Ursprünglich in den Württ. Vierteljahresheften abgedruckt, ist diese Arbeit dann, vermehrt um Register und Literaturverzeichnis, selbständig erschienen. Die vorwiegend aus ungedrucktem Material der württ. Archive geschöpfte Darstellung schildert den nach Säkularisation der geistlichen Gebiete und Mediatisierung der schwäbischen Reichsstädte entstehenden württ. Staat: die neue Verwaltung, das Finanzwesen, das Militär, die Wirtschaftspolitik, Polizei, Rechtspflege, Kirche und Schule, dazu der Fürst und seine Berater von 1802—1806. Es ist eine Reform im Sinne des aufgeklärten Absolutismus, die bei allen ihren Mängeln doch das neuwürtt. Staatsgebiet zur ersten Einheit brachte. Dieses Buch verdient alles Lob, auch wenn es an Kunst der Darstellung an die badische Verwaltungsorganisation von W. Andreas nicht heranreicht.

Bayern und der heilige Stuhl in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nach den Akten des Wiener Nuntius Severoli und der Münchener Nuntien Serra-Cassano, Mercy d'Argenteau und Viale Prelà, sowie den Weisungen des römischen Staatssekretariats aus dem vatikanischen Geheimarchiv von P. Beda Bastgen. Schäftlarn. 2 Teile. XXIV, 1071 S. München 1940, Verlag Lentner. 14,— RM. (= Beiträge zur Altbayerischen Kirchengeschichte Bd. 17.)

Die bairische Geschichte der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts ist durch die Veröffentlichung der französischen Gesandtschaftsberichte aus München seit 1815 (denen bald die Wiener Berichte folgen sollen) und nun durch diese Nuntiaturberichte in ganz besonderem Maße bereichert worden. Bastgen gibt das Material von 1816—1846, aber nicht im Wortlaut, sondern in einer nach Materien gegliederten Verarbeitung. Eine umfangreiche Einleitung behandelt „die Kirchenpolitik unter Montgelas", dem folgt „die Errichtung der neuen Bistümer" und „die Ernennung der ersten Weihbischöfe"; der 2. Band „die Besetzung der bischöflichen Stühle", „die Ernennungen der Pröpste". Kürzere Abhandlungen über den „Verkehr mit dem hl. Stuhl", „das Plazet", „die dritte Instanz", über „Volksmissionsversuche in Bayern" sind eingefügt. Ein Anhang bringt auf fast 200 Seiten wichtigere Akten im Wortlaut, dann ein sehr wertvolles und gegliedertes Literaturverzeichnis auf 62 Seiten und ein sehr gutes Register, das sich auf die gesamte bayrische Geschichte in diesem Zeitraum bezieht und auch alle Werke über bayrische Klöster

und Kirchen angibt. Das Werk Bastgens ist höchst inhaltreich (so z. B. für Montgelas, König Max Joseph und Ludwig I.) und außerordentlich sorgfältig gearbeitet, eine zuverlässige Fundgrube für alle Verhältnisse dieses Zeitalters.

S. Berger, Leopold von Ranke und seine Heimat. Merseburg, Fr. Stollberg 1936.

Der Merseburger Landesrat Dr. Berger veröffentlicht in dieser Schrift den Vortrag, den er bei der 50. Wiederkehr von Rankes Todestag in Wiehe a. d. Unstrut gehalten hat, mit feiner Einfühlung in das Wesen Rankes und mit Betonung seiner mitteldeutschen Eigenart.

B. Hoeft, Das Schicksal der Ranke-Bibliothek. Berlin, Ebering 1937 (Hist. Studien H. 307). 56 S. 2,40 RM.

Das Schicksal von Rankes großer Bibliothek, die von der amerikanischen Universität Syracuse erworben worden ist, wird geschildert; der Ankauf für den preußischen Staat zerschlug sich aus finanziellen Gründen.

Oswald Spengler, Reden und Aufsätze. München, C. H. Beck 1937. 295 S. Geb. 6,— RM.

Auch wer dem „Untergang des Abendlandes" und der morphologischen Geschichtsauffassung nicht durchaus zu folgen vermag, wird das universalhistorische Wissen und Wollen Spenglers mit Bewunderung anerkennen müssen. Und diese Reden und Aufsätze bestätigen dieses Urteil, denn sie gelten sowohl Fragen des Altertums wie der amerikanischen Kulturen, der Gegenwart in historischer, philosophischer und künstlerischer Hinsicht, und niemand wird sich der Schönheit und Eindringlichkeit von Spenglers Stil entziehen können. Dieses Buch ist eine erwünschte Ergänzung zu den größeren und selbständigen Werken, und es ist sehr dankenswert, daß der Verlag dieses vornehm ausgestattete Buch zu so billigem Preise darbietet.

W. A. Eicke, Léon Bazalgette (1873—1929) und seine Anschauungen über Latinität und Germanentum. Bonner Diss., Verlag Gebr. Scheur, Bonn 1937.

Der Verf. macht mit einem Schriftsteller bekannt, der zum Heile Frankreichs Latinität und Germanentum, Geist und Tat miteinander vereinen wollte. Denn er sieht eine lateinische Dekadenz und eine germanische Vitalität vor sich und möchte die Aufgabe Frankreichs dahin bestimmen, Mittler zwischen Latinität und Germanentum zu sein. Diese Schrift ist für die Gegenwart ungemein lehrreich. Der Pazifist und radikale Sozialist Bazalgette wollte damit die von ihm und anderen geahnte Katastrophe Frankreichs aufhalten.

J. Strzygowski, Geistige Umkehr. Indogermanische Gegenwartsstreifzüge eines Kunstforschers. Heidelberg, Carl Winter 1938. 252 S. 5,— RM.

Die Aufsätze dieses Buches gelten in zwei Hauptabschnitten dem „Leben" und der „Wissenschaft", die hier auf der Anklagebank sitzt, vor allem die Geschichtswissenschaft. Die Abkehr des Deutschen vom Humanismus und von dem damit verbundenen mediterranischen Machtwillen wird mit Leidenschaft gefordert, nur im Nordischen liegt das Heil.

Charlotte Harrer, Die Geschichte der Münchner Tagespresse 1870 bis 1890. (Zeitung und Leben, hrsg. von Karl d'Ester, Bd. 75.) Würzburg, Konrad Triltsch Verlag 1940. 208 S. 6,60 RM.

Für das Münchener politische und geistige Leben dieser 20 Jahre ist diese Arbeit recht aufschlußreich, die Schilderung der führenden Redakteure und Verleger ist jedoch sehr dürftig. Was die Verf. über Jörg sagt, gibt keinerlei Vorstellung von seinem publizistischen Einfluß, und Georg Hirth, der nach dem Tode seines Schwiegervaters Julius Knorr — also seit 1881 — die Neuesten Nachrichten beherrschte und politisch und künstlerisch beherrschte, wird keineswegs erschöpfend gekennzeichnet. Inwieweit Adele Spitzeder in diese Darstellung gehören soll, bleibt zweifelhaft.

Die Kolonialbücherei. Berlin, Steiniger Verlag 1940.

Auf Wunsch der Auslandsorganisation sei auf das neue Unternehmen der Kolonialbücherei hingewiesen; sechs Hefte sind davon erschienen, die das koloniale Interesse pflegen sollen. Diese Hefte enthalten die Schilderungen deutscher Kolonialpioniere — es sind kurze Erzählungen, die vor allem die Jugend fesseln werden.

Karl Stählin, Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bd. 3: (Von Paul I. bis zum Tode Nikolaus' I.). 550 S. Ost-Europa-Verlag, Königsberg-Berlin 1935. Kart. 13,50 RM.

Ein nachträglicher Hinweis auf diesen Band kann nur eine uneingeschränkte neue Empfehlung sein. St. besitzt die bei eigentlichen Forschern nicht allzu häufige Gabe, Geschichte anschaulich darzustellen und fließend zu erzählen. Überall spürt man die sicheren Fundamente exakter Materialbeherrschung durch, neue Quellen sind erschlossen, niemals wird der Flug des das Ganze überschauenden Geistes dadurch gehemmt: Man kann den Band mit höchstem Genuß in einem Zuge durchlesen. St. schreibt politische Geschichte, die Entwicklung der sozialen und geistigen Kultur ist organisch eingefügt. D.

Portugal 1140—1640. Festschrift der Universität Köln zu den portugiesischen Staatsfeiern des Jahres 1940. Köln, Balduin Pick. (176 S. 15,— RM.)

Diese Festschrift, die Prof. Fritz Schalk herausgegeben hat, enthält wertvolle Beiträge zur portugiesischen Geschichte, so Walter v. Stocker: Das Problem der Megalithbauten in Portugal und in Deutschland, Ludwig Pfandl: Philipp II. und der Typus des spanisch-habsburgischen Familiengesichts, Fritz Schalk, Petrarca und Camões, ferner sprach- und literaturgeschichtliche Aufsätze. Über Staat, Nation, Imperium handelt A. Z. Beau, über die deutsch-portugiesischen Kulturbeziehungen G. C. Ramos. Edmund Schramms Aufsatz über Portugal in den „Heterodoxos" (in der spanischen Ketzergeschichte) von Menandez y Pelayo ist kirchengeschichtlich von Interesse. Vgl. auch o. S. 218.

DER LÆSTADIANISMUS

VON ERNST ALKER

Am 21. Februar 1861 starb, einsam in einem kahlen und kalten Raum, auf einem Bärenfell liegend, der Pfarrer der lappländischen Gemeinde Pajala, Lars Levi Læstadius, nach einem furchtbaren Todeskampf. Das Leben einer ebenso merkwürdigen wie scharf ausgeprägten Persönlichkeit hatte damit sein Ende erreicht, ein Leben, das nicht nur in der schwedischen Kirchengeschichte unvergängliche Spuren hinterließ, sondern auch die sozialen Verhältnisse im nördlichsten Skandinavien auf nachdrücklichste und günstigste Weise beeinflußte. Letztlich ist Læstadius der Mann, welcher die einzige nomadische Bevölkerung Europas, die Lappen, vom völligen Untergang errettete, indem er bei ihnen einen auf religiösen Gründen beruhenden Abscheu gegen typisch zivilisatorische Genußmittel, vor allem den Alkohol, hervorrief, der vor dem Auftreten dieses Pfarrers das Naturvolk aufs schwerste bedrohte. Læstadius ist es zu verdanken, daß Lappland, berüchtigt durch die Branntweinpest und die vielen mit ihr in Zusammenhang stehenden Vergehen gegen die Sicherheit des Lebens und des Eigentums sowie die öffentliche Ordnung — in den riesengroßen, menschenleeren, an Verkehrsverbindungen armen und schwer zugänglichen halbarktischen Gebieten konnte die Staatsgewalt, ob es nun die Schwedens, Norwegens oder die des Großfürstentums Finnland war, sich nur unzureichend durchsetzen — zu einer Provinz wurde, in der das sittliche Niveau der nüchternen und in zäher Arbeit gegen ungünstige Naturverhältnisse sich behauptenden Bevölkerung erstaunlich höher liegt als ihr geistiges. Diese Ergebnisse waren von Læstadius eigentlich nicht beabsichtigt gewesen, ebensowenig wie sein erfolgreicher Kampf gegen den selbstverständlich gewordenen Alkoholismus seiner Umgebung und Mitzeit. Was Læstadius erreicht hatte, das war in seinen Augen bloß ein Nebenergebnis, auf welches er sich in Aus-

einandersetzungen mit den ihm vielfach nicht wohlwollend gesinnten Vertretern von Staat und Kirche mit Nachdruck berufen konnte — entscheidend für ihn war einzig und allein das fanatische religiöse Erlebnis, welches er in späteren Jahrzehnten seines Lebens in sich trug und das er mit bewunderungswürdiger Einfühlungsfähigkeit den geistig primitiven Menschen seiner Umwelt zugänglich machte. Lars Levi Læstadius' religiöse Läuterung drückte sich in Formen aus, welche dem Seelenerbe einer vom Christentum nur oberflächlich berührten und in Wirklichkeit eher in alten heidnischen Vorstellungen lebenden Bevölkerung entsprachen. Mag auch dieser Schnittpunkt zweier an sich vollkommen verschiedener kultureller Ebenen — Læstadius stand nicht nur durch seinen Beruf und seine Bildung, sondern auch durch seine Herkunft aus einer kulturell bedeutsamen Familie (ein entfernter Verwandter von ihm war der hervorragendste Philosoph Schwedens, Kristoffer Jakob Boström) hoch über seiner Gemeinde — letztlich ein Zufallsergebnis sein, so hat Læstadius doch mit erstaunlichem Wissen nicht nur um die Einzel-, sondern auch die Massenseele diesen Umstand auszuwerten vermocht. Denn die Bevölkerung Lapplands ist keineswegs eine geschlossene, gleichmäßig reagierende Einheit, die ethnische Grundlage ist in nicht geringem Maß zersetzt durch Neusiedler finnischer und schwedischer Herkunft. Die vorhandenen Zeugnisse und Belege ermöglichen eine gewisse Erhellung der seelischen Entwicklung von Lars Levi Læstadius und damit wenigstens auch an einer Stelle ein Eindringen in das vielberedete und letzthin noch immer unerkannte und unbegreifliche Phänomen der Massenseele. Ein Aufrollen der inneren Entwicklung einer Einzelpersönlichkeit bietet also, wenigstens für eine kurze Wegstrecke, Einsichten in eine merkwürdige Volkspsyche und überdies gewisse Erkenntnisse auf religionsgeschichtlichem Gebiet, die sich keineswegs auf den vorliegenden und etwas abseitigen Fall begrenzen.

Lars Levi Læstadius wurde am 10. Januar 1800 in Arjeplog in Lappland geboren. Sein Vater, Carl Læstadius, früherer Bergvogt, ein lebenslustiger, temperamentvoller Mann, entsprechend der Sitte der Zeit und seiner Umgebung alles andere als ein Verächter geistiger Getränke, war durch den Verlust seines

ursprünglichen Berufes — der Bergbaubetrieb, den er leitete, mußte wegen Unergiebigkeit und aus Kapitalmangel eingestellt werden — gezwungen, sich als Neusiedler in der Lappmark inmitten einer großartigen, aber kargen Natur unter den ärmlichsten Lebensbedingungen durchzuschlagen. Lars Levis Mutter, Anna Magdalena Johansdotter, war trotz ihrer offenkundigen Herkunft aus lappischem Blut diesem Mann und seinem Lebenskampf nicht gewachsen. Als Vierzigjährige gebar sie, wie berichtet wird, in einer „kalten und elenden Hütte" Lars Levi. Seine frühen Kindheitsjahre waren nur allzu reich an düsteren Eindrücken; wie bei fast allen Neusiedlern blieben Hunger und Kälte die treuesten Gäste in der engen Kate, in der manchmal als zweifelhafter Sorgenbrecher der Branntwein auftauchte, den der Vater von seinen tagelangen Reisen nach dem nächsten Marktflecken mitbrachte. Doch die Gewöhnung an Entbehrungen und Strapazen machte zusammen mit der Erlernung der lappischen und finnischen Sprache den zukünftigen Prediger sehr geeignet für einen Beruf, welcher an seine Vertreter höchste und meistens nur in geringem Maß erfüllte Ansprüche stellte. Ein längerer Verbleib des Knaben im Hause eines materiell besser situierten geistlichen Verwandten förderte sehr die intellektuelle Entwicklung Lars Levis. Im Jahre 1816 wurde er Schüler des Gymnasiums zu Härnösand, des wichtigsten kulturellen Mittelpunktes in Nordschweden. 1820 begann er in Uppsala — wohin er selbstverständlich zu Fuß wanderte, ungeachtet der großen, viele hundert Kilometer betragenden Entfernung — das Studium der Theologie, die für ihn aber nur als Brotberuf Bedeutung hatte; alle seine geistigen Interessen waren damals ausschließlich der Botanik zugewandt, die er bereits als Gymnasiast mit Eifer theoretisch und auf Wanderungen, welche sportliche Rekordleistungen darstellten, praktisch betrieben hatte. 1825 empfing er in Härnösand die Weihen, welche ihm das Recht gaben, das Pfarramt auszuüben. Noch im gleichen Jahr wurde er zum Vizepastor von Arjeplog ernannt und damit zum Seelsorger jenes Kirchspieles, in dem er die tiefe Not und Entbehrung seiner Kinderjahre erlebt hatte. Im nächsten Jahr erfolgte seine Versetzung nach Karesuando, die mit der Beförderung zum Pastor verbunden war. Seine Vor-

gesetzten drückten dadurch ihr besonderes Vertrauen zu dem jungen Geistlichen aus, der im Gegensatz zu den meisten seiner Amtsgenossen wirklich mit der Welt, in der er wirken sollte, vertraut war und das Lappische und Finnische so gut sprach wie das Schwedische.

In Karesuando verbrachte Læstadius dreiundzwanzig Jahre seines Lebens, in einer Gegend, die damals beinahe noch Wildnis war, infolge ihrer nördlichen Lage und ihrer starken Erhebung durch ein fast arktisches Klima gekennzeichnet. Die Fichte kann hier nicht mehr ihr Leben fristen, nur Birken und Zwergweiden gedeihen noch im Land des Nordwindes. Mit „In aquilone" könnte man den nun folgenden Abschnitt seiner äußeren Lebensgeschichte wirkungsvoll überschreiben. Lars Levis Hauptinteressen galten zunächst keineswegs der praktischen Seelsorge, sondern wissenschaftlichen Bemühungen. Neben der Ausgestaltung seines kostbaren Herbariums widmete er sich floristischen Studien und gewann rasch einen weit über Schwedens Grenzen hinaus klingenden Namen als bester zeitgenössischer Kenner der Flora Nordschwedens und als Entdecker vieler neuer Pflanzenarten. Eine nordische Weidenart wurde ihm zu Ehren Salix Læstadiana benannt. Daneben betrieb Læstadius Studien zur Kenntnis der lappischen Mythologie, die er in einer Schrift zusammenfaßte, welche nachmals sogar ins Französische übertragen wurde. Für die nachdrückliche Unterstützung der unter der Leitung von Gaimard stehenden Lappmark-Expedition erhielt er — nachdem er schon früher zum Mitglied bedeutender wissenschaftlicher Gesellschaften des In- und Auslandes berufen worden war — 1841 die Ernennung zum Offizier der französischen Ehrenlegion. Solche Erfolge und Ehrungen hätten die Eitelkeit des Pfarrers einer weltfernen und armen Gemeinde hoch oben im äußersten Norden zufriedenstellen können — sofern Eitelkeit für eine tiefgründige und fanatische Natur wie Læstadius von großer Bedeutung gewesen wäre.

Mit einem wacheren Sinn, als es sonst bei der damaligen Oberschicht gewöhnlich der Fall war, erkannte er, daß die Zustände in dem ihm unterstehenden Kirchspiel, welches menschenarm war, aber größer als manches deutsche Fürstentum, viel, sehr viel zu wünschen übrig ließen. Weit verstreut in den Einöden

wohnten die nomadischen Lappen, nur dem Namen nach christianisiert, in Wirklichkeit noch immer ihren alten Göttern opfernd. Von einer geistigen Befürsorgung konnte kaum die Rede sein. Trotz allen, schon seit zwei Jahrhunderten begonnenen Bemühungen fehlte es immer noch an Geistlichen, die mit dem Wesen, geschweige denn mit der Sprache der Bevölkerung vertraut waren. Die Predigten wurden meistens in schwedischer Sprache gehalten und blieben den Lappen im allgemeinen unverständlich. Die Lebensweise der Bevölkerung brachte es mit sich, daß mit Rücksicht auf die großen Entfernungen Kirchenbesuch nur an wenigen Tagen des Jahres erfolgte. Dann übersetzten wenig gebildete Dolmetscher stokkend, zögernd und hilflos das, was sie meistens selbst nicht verstanden. Sogar dann, wenn ausnahmsweise ihre Kenntnisse und ihre Intelligenz hinreichten, fielen die Predigtübersetzungen schlecht aus; der lappischen Sprache fehlen nämlich so gut wie alle Wörter für reine Begriffe. Die Lehren aber, welche die Pastoren von der Kanzel verkündigten, waren mehr abstrakter als konkreter Art und konnten der Gemeinde selbst unter günstigen Voraussetzungen weder wirkliche Belehrung noch Erbauung bieten. Dazu trat der Mißbrauch geistiger Getränke als eine für lappländische Verhältnisse selbstverständliche Erscheinung. Obwohl man nach Beendigung der Napoleonischen Kriege dem früher von Staats wegen geradezu geförderten Branntweinverbrauch nun durch Verbot der Spriteinfuhr nach der Lappmark entgegentrat, vermehrte sich dieser; Schleichhändler erzielten durch den Verkauf von Branntwein unter dem Namen Kognak — die Einfuhr von Kognak war sonderbarerweise gestattet — große Verdienste, die sich noch dadurch steigerten, daß die alkoholsüchtigen Lappen auf diese Weise in vollkommene wirtschaftliche Abhängigkeit von Aufkäufern, Händlern und Wirten kamen. Læstadius begriff, daß eine Besserung solcher Zustände nur dann erreicht werden könne, wenn er durch seine persönliche Lebensführung ein vorbildliches Beispiel gäbe. Deshalb verzichtete er für seine Person vollkommen auf den Genuß geistiger Getränke, die er vorher entsprechend der Gewohnheit der Zeit keineswegs verachtet hatte. Bei der Durchführung seines Vorhabens erwies Læstadius aber

nicht nur Selbstzucht, sondern auch eine ungeheure Energie im Kampf gegen alteingewurzelte Gewohnheiten, welche gerade mit der wirtschaftlichen Seite seines Pfarramts in enger Verbindung standen. So war es bei der Ablieferung der Naturalzehnten üblich, daß der Pfarrer seine Gemeindemitglieder ausgiebig mit Schnaps bewirtete und selbst fleißig mittrank. Læstadius wich nicht vor der Verärgerung und dem Haß zurück, den seine neue und rücksichtslos konsequent durchgehaltene Einstellung notwendigerweise auslöste.

Die inneren Voraussetzungen dieses so radikalen Umschwunges sind nicht ganz geklärt. Den äußeren Anlaß gaben der 1839 erfolgte Tod eines seiner vielen Kinder (1827 hatte sich Lars Levi mit der Neusiedlertochter Brita Catarina Alstadius verheiratet, die ihm nicht weniger als elf Nachkommen gebar) sowie eine schwere eigene Erkrankung, in der er sich Rechenschaft über sein bisheriges Leben zu geben versuchte. Er warf sich vor, ein großer und unbußfertiger Sünder zu sein. Aus den vorliegenden Quellen wird es nicht ganz klar, worin diese seine Sünden bestanden haben sollen, ob sie aus Eitelkeit und intellektuellem Machtwillen sich herleiten oder aus dem Gefühl einer allgemeinen Schuldhaftigkeit oder aus dem Bewußtsein von Verfehlungen contra sextum. Es ist auch denkbar, daß nun in Læstadius eine religiöse Leidenschaft lebendig wurde, die er vielleicht schon in seiner Kindheit empfunden hatte, wie wenigstens gewisse merkwürdige Berichte über Angstvisionen vermuten lassen.

Mit dieser großen inneren Wandlung steht in Zusammenhang, daß sein Interesse für wissenschaftliche Tätigkeit und auch für die Botanik in den Hintergrund trat und schließlich ganz verschwand — sein wertvolles Herbarium allerdings hat er nicht, wie behauptet wurde, vernichtet, es wird in der Akademie der Wissenschaften in Stockholm aufbewahrt — und daß er sich nun ganz seinen pastoralen Aufgaben als Seelsorger und Kanzelredner widmete. Dies fand u. a. auch darin Ausdruck, daß er 1843 in Härnösand als einziger Lappland-Geistlicher das gesetzlich vorgeschriebene, aber praktisch genommen noch nie ernsthaft verlangte Pastoralexamen ablegte. In das Aufsehen, welches sein Schritt erregte, mischte sich in Härnösand lebhafte Entrüstung über die Art seines Auftretens; er kam in grober Bauern-

tracht, zu Hause gewebt und genäht, ohne Talar und Beffchen — aber den Orden der Ehrenlegion auf der Brust. Die Verärgerung über Læstadius steigerte sich noch durch eine Schrift, als Anhang seinen Pastoralthesen beigefügt, mit dem Titel „Crepula mundi". In ihr unterzieht er die Zustände von Staat und Kirche einer scharfen und rücksichtslosen, man kann ohne Übertreibung sagen, im Geiste Savonarolas gehaltenen Kritik und stellt dem Abendland mit seiner von wirklicher Kultur sich immer mehr entfernenden und daher leerlaufenden Zivilisation den Untergang in Aussicht. Die heftigsten Angriffe richten sich gegen den Materialismus der Zeit, gegen die Jagd nach Genuß und Luxus, die herzlose Überhebung der bessersituierten Klassen, die religionszerstörende Philosophie und die rationalistischen Lehren der Straußschen Theologie. Die eigentliche Quelle des Übels, das sich bis in die entferntesten Wildnisse des Nordens auszubreiten begonnen hätte, seien die Städte. Zwischen den Zeilen richtet sich mancher Angriff gegen Esaias Tegnér, der nicht nur ein berühmter Dichter, sondern in späteren Jahren auch ein einflußreicher Bischof gewesen war; der christlich-asketische Fanatismus des Læstadius wendete sich gegen den vorwiegend ästhetisch orientierten, mehr auf Plato und dem Hellenismus als auf den Evangelien aufgebauten Glauben Tegnérs. Dem Umstande, daß F. M. Franzén, der Bischof von Härnösand, nicht gerade zu den Bewunderern seines Amtsgenossen gehörte, verdankte Læstadius die Möglichkeit zur Veröffentlichung dieser Schrift, welche im Domkapitel schweren Anstoß erregt hatte. Aus „Crepula mundi" lassen sich manche wertvolle Rückschlüsse auf Lars Levis neue Seelenlage, Ergebnis einer tiefgründigen Wandlung, ziehen. Sein Grundzug ist ein brennender Haß gegen alle Verfeinerung physischer oder psychischer Art, die Verachtung des Wohlstandes und der Bildung. Es bedarf keines besonderen Scharfblickes, um zu erkennen, daß sich Læstadius auf diese Weise, unterbewußt, für die maßlosen Entbehrungen und zahllosen Verzichte seiner freudlosen, dunklen, von Hunger, Kälte und Armut bedrückten Jugend rächte, indem er jene als Weg des Heils erklärte. Damit hielt er aber auch Gerichtstag über sich selber und die lockenden Wünsche und Luftschlösser, welche er in den langen Jahren der Entsagung aufgebaut hatte.

Ein tiefes, quälendes Schuldbewußtsein, das auf sein heftiges und nicht erfolgloses Streben nach Namen, Ansehen und Macht in der Welt des Geistes und der Wissenschaft zurückging und das wohl auch in den tiefsten, unerhellbaren Gründen seines Wesens verankert war, erfüllte ihn; der sich nun entwickelnde fanatische Asketismus stellt einen deutlichen Abreagierungs- und Überwindungsversuch dar. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet wendete er sich letztlich gegen sich selbst, gegen seine andere Seele, die nach dem Glanz, nach dem Glück und nach dem betörenden Rausch der Welt verlangte. Einem Eudaimonismus solcher Art setzte er eine religiöse Hingabe entgegen, deren wichtigste sittliche Forderung Entsagung war. In einer in Härnösand gehaltenen Predigt griff er das laue Christentum seiner Zeit an, das weder religiöse Leidenschaft kennt noch die Kraft zum Verzicht auf Diesseitigkeit und ihre Freuden und Güter hat, und das sich mit leeren Zeremonien überkommener Art begnügt, hinter denen kein erlebter und in notvollem Ringen erkämpfter Inhalt zu finden ist.

Sowohl in seiner Schrift als auch in seinem Kanzelvortrag hatte Læstadius zur Kennzeichnung all dieser Übel packend-plastische Bilder und reichlich grobe Worte verwendet. Aber sie sind matt und kraftlos gemessen an jenen Predigten, welche er in seiner Gemeinde hielt und die bald unerhörtes Aufsehen hervorriefen, auch außerhalb des Kirchspiels. Sie bewirkten einen erstaunlichen und wenigstens von außen betrachtet schier unbegreiflichen Umschlag in der Seelenlage seiner Zuhörer. Mit erschütternden Worten voll veristischer, vor nichts zurückschreckender Vergleiche malte er in der überfüllten Kirche die sittliche Verderbtheit seiner Zuhörer aus, nannte unverblümt alle ihre Vergehen und Verbrechen beim wahren Namen, oft sich unmittelbar an die Sünder wendend. Voll Strenge forderte er zu maßloser Reue und vorbehaltloser Besserung auf und rief mit flammender Beredsamkeit die ewigen Strafen der Hölle über die Unbußfertigen herab. Læstadius sprach so, daß er für die primitive Intelligenz seiner lappischen und finnischen Zuhörer verständlich war. Er war noch sehr zurückhaltend in seinen Ausdrücken, wenn er seine Worte auf folgende Weise formulierte: „Da laufen die Kinder des Teufels um die Wette zur Hölle. Da

sitzen die Herren und diejenigen, welche glauben Herren zu sein, in prächtigen Schlitten und fahren in höchster Eile in die Hölle. Da fahren die gnädigen Branntweinfabrikanten und Gastwirte in die Hölle. Da fahren die christlichen Mehlhändler, die Wucherpreise fordern, in die Hölle."

Immer häufiger geschah es, daß während dieser Predigten — die im Anfang auf Widerstand und Spott auch unter den Lappen gestoßen waren, insbesondere da der Branntwein als eine teuflische Erfindung verflucht wurde — die dichtgedrängte Zuhörerschaft von einer Art Massenpsychose erfaßt wurde, die sich in ekstatischen Symptomen ausdrückte. Unartikulierte Rufe erklangen, verzweifelte Schreie wurden ausgestoßen, einander unbekannte Menschen begannen sich weinend oder lachend zu umarmen; andere gerieten in zwangsmäßige, wiegende Bewegungen, während einige halb bewußtlos dasaßen. Der Zustand der „liikutuksia" war eingetreten, wie der finnische terminus technicus, der sich ungefähr mit „Bewegungen" übersetzen läßt, lautet. Læstadius tat nichts, um gegen diese Wirkungen seiner Kanzelreden einzuschreiten, obwohl sie nach allgemeinen Vorstellungen empörende Verstöße gegen die Kirchenzucht darstellten, im Gegenteil, er hielt sie für die ersten, notwendigen Zeichen einer sichtbar werdenden beginnenden Besserung.

Daß diese wirklich eintrat, ist eine unbezweifelbare, durch eine Fülle von Beispielen belegbare und sogar durch das Zeugnis persönlicher Gegner des Læstadius erhärtete Tatsache. Die allgemein verbreitete, Männer und Frauen gleichmäßig erfassende Trunksucht nahm ab und verschwand sogar fast vollkommen, mit ihr die zahlreichen Mißstände und Verbrechen, die früher an der Tagesordnung gewesen waren und von Kirche und Staat als unvermeidbare Übel hingenommen wurden. Das Unglaubliche und Unfaßbare hatte sich ereignet, daß das Kirchspiel Karesuando, verrufen infolge seiner Unsittlichkeit und des ethischen Tiefstandes der Bevölkerung, allmählich eine Mustergemeinde wurde, die auch in zivilisierteren Gegenden ihresgleichen nicht fand. Und die Besserung war nicht nur ein vorübergehender Rausch, sie hielt an, mit unverminderter Stärke, Jahrzehnte hindurch und konnte sich ungeachtet gelegentlicher Ermattungen und gewisser pathologischer Übertreibungen bis in die Gegenwart

erhalten. Sie blieb auch keineswegs auf den Pfarrsprengel Karesuando beschränkt. Die Læstadianer fühlten nämlich die innere Verpflichtung, die Mitmenschen zu bekehren, die wieder ihrerseits Proselyten machten. So kam es, daß der Læstadianismus allmählich das ganze schwedische Lappland ergriff, die Landesgrenzen im Westen, Norden und Osten überschritt, im nördlichen Norwegen, Finnland eindrang und sich sogar stellenweise in Rußland einzubürgern begann. Die Agitation berufsmäßiger Laienmissionare — Menschen, deren Leben vor ihrer Bekehrung meistens keineswegs vorbildlich gewesen war — trug das ihre zur Verbreitung der neuen religiösen Bewegung bei. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß der Læstadianismus, wenigstens in gewissen Teilen von Finnland, eine an sich unbändige, zwischen phlegmatischer Langsamkeit und rücksichtsloser Energie schwankende Bevölkerung zu einer positiven Einstellung gegenüber dem Staat und der Gemeinschaft erzogen hat.

Neben der volkstümlichen Rhetorik, der stets die Predigtentwürfe des Læstadius und seiner Missionare zugrunde lagen, war das sogenannte „geistliche Verfluchen" ein wirkungsvolles Propagandamittel; einzeln oder in Scharen eilten die Bekehrten den Ungläubigen entgegen und verfluchten sie wegen ihrer Sünden, die gewöhnlich rücksichtslos beim Namen genannt wurden, solange, bis die Verfluchten sich als schuldig bekannt hatten.

Höchst charakteristisch für das Wesen der Bewegung ist es, daß Læstadius alle einsame, nur private und innere Reue für wertlos erklärte und darauf bestand, sie müsse in Anwesenheit anderer, als Ausdruck einer geistlichen Gemeinschaft ausbrechen. Deshalb verlangte er öffentliche Beichte. Die Absolution stand keineswegs nur dem Geistlichen, sondern jedem gläubigen Menschen, vor allem aber der Gemeinde als solcher zu. Ohne Beichte war eine Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft undenkbar. Solche Betonung des Beichtinstitutes, verbunden mit der Anstellung oft sehr eindringlicher Beichtfragen, bedeutet an sich einen beträchtlichen Unterschied gegenüber dem schwedischen Protestantismus, greift aber anderseits auf bestimmte Intentionen Luthers zurück. Der Glaube an die heiligende und heilende Kraft solcher Beichten war so groß, daß die erfolgte

Sündenvergebung Sühnung jedes Vergehens darstellte, sogar dann, wenn es einen Bruch der staatlichen Rechtsordnung ausmachte; die Absolution befreite eo ipso von den gesetzlichen Strafen.

Religionsgeschichtlich und religionspsychologisch betrachtet stellt diese Betonung des Gemeinschaftsprinzipes als Ausdruck des massenethischen Willens ein unprotestantisches, vorreformatorisches Prinzip dar. Der Læstadianismus vertritt die Ansicht, der einzelne Mensch könne Gott nicht ohne Vermittlung gegenüberstehen, er bedürfe dazu unweigerlich der Hilfe seiner Glaubensgenossen. Der Glaube allein genüge nicht, die nachfolgende wirkliche Besserung des Lebens werde die für die Vermeidung der Hölle bzw. für die Erlangung der ewigen Seligkeit unerläßlichen guten Werke bewirken. Es ist vielleicht nicht allzu gewagt, daraus — mit Rücksicht darauf, daß Læstadius an sich kein Lehrgebäude theologischer Art aufgestellt hat, sondern nur Anstöße gab, die sich in der Massenpsyche selbständig weiterentwickelten — den Schluß zu ziehen, daß bloß der Form nach christianisierte Menschen einer wenig entwickelten Intelligenzstufe in dem Augenblick, da sie das Erlebnis eines irgendwie verwirklichten protestantischen Christentums haben, zwangsläufig zu religiösen Formen finden, die vielfach vorprotestantisch und unreformatorisch sind.

Darauf deutet auch der Umstand hin, daß die Bibel für die Læstadianer nur untergeordnete Bedeutung hat. Sie wird nicht verworfen, wie es bei manchen verwandten Sekten der Fall gewesen ist, aber auch nicht als das verkörperte Wort Gottes betrachtet und gewertet, nur die Funktion eines Vehikels ist ihr zugeteilt. Denn sie bietet u. a. Stoff für die Predigt, den eigentlichen Mittelpunkt des Gottesdienstes. Der religiöse Führer einer Gemeinde ist nicht der Geistliche, sondern der Prediger, das Wort Gottes wird nicht durch die Lesung der Bibel erlebt, sondern durch die lebendige Rede. (Die Zurücksetzung der Bibel war ursprünglich nur eine taktische Maßnahme Lars Levis. Er wußte, daß bloß wenige Angehörige seiner Gemeinde sie zu lesen und noch weniger Mitglieder seines Sprengels sie zu begreifen imstande waren. In dem Maß, wie Læstadius die Macht des gesprochenen Wortes über die Menschenseele begriff, rückte der

Kanzelvortrag in den Vordergrund seiner religiösen Vorstellungen.) Unprotestantisch und mit der reservierten Haltung der Bibellektüre gegenüber in Zusammenhang stehend, war die Wichtigkeit des gemeinsamen Gebetes der Versammlung, neben dem das private Gebet — zwar nicht an sich abgelehnt, aber oft als Ausdruck von Selbstgerechtigkeit betrachtet — in den Hintergrund trat. Bei Ankunft eines Predigers in einer Ortschaft wurden regelrechte Gebetsversammlungen (finnisch „rukouksia") veranstaltet, die bezeichnenderweise sehr an die katholischen Exerzitien erinnern — selbstverständlich nicht infolge einer etwa bestehenden Sympathie für den Katholizismus.

Doch nicht nur in vorprotestantische, unreformatorische Schichten religiösen Erlebens führte der Læstadianismus zurück. Mit ausgesprochen asketischer Tendenz wird die Ablieferung alles Schmuckes verlangt, der im Interesse der Armen verkauft werden sollte. Ja, noch mehr, für die Læstadianer ist es unzulässig, sich vornehm oder auch nur gut zu kleiden und irgendwelchen Wert auf Annehmlichkeiten des Lebens zu legen. Dies drücke nicht überwundene Hoffart des Herzens aus, welche nur durch das „geistige Verfluchen" zu bekämpfen wäre, eine fanatische, doch von tiefem religiösen Sinn getragene Handlung, der Rettung einer Seele dienend. Die Unduldsamkeit des Læstadianismus, seine glühende Feindschaft gegen Verfeinerung jeder Art, konnte oft groteske Formen annehmen; sie erstreckte sich — um ein paar Beispiele zu nennen — auf weltliche Lieder, Zimmerpflanzen, bunte Kleider, Goldringe, Gardinen, Bilder, steife Kragen und sogar auf Hüte, die sich nicht fest an den Kopf anschlossen. Die Neigung, alle sichtbaren Unterschiede der Lebenshaltung auszugleichen und die Glaubenskraft als einzigen Wertmesser der Sittlichkeit und ethischen Rangordnung gelten zu lassen, sind, ebenso wie die strengen asketischen Forderungen Erscheinungen, welche namentlich bei mittelalterlichen Sekten häufig auftraten, beobachtbar aber auch bei den Quäkern, mit denen der Læstadianismus überhaupt manche Ähnlichkeit aufweist. In Hinsicht des Asketismus ist allerdings eine gewisse Zwiespältigkeit auffällig. Einerseits schließt dieser Asketismus keineswegs ein positives Verhältnis zu Besitz und Eigentum aus (der Læstadianismus ist in seinem Wirkungsgebiet nicht selten

ein Träger kapitalistischer Seelenhaltung geworden, wie der Calvinismus in den Niederlanden und in Nordamerika), anderseits bleibt eine gewisse kommunistische Tendenz unverkennbar, die sich vor allem in der Einrichtung der „rakkauden aterioita", der Liebesmähler äußert, welche vollkommen ohne historische Erinnerung an die Sitte der frühchristlichen *ἀγάπη* entstand. (Auch hier war eine ursprünglich rein organisatorische Maßnahme der erste Anstoß zu einer religiösen Forderung: der Besuch der Gebetsversammlungen und des Gottesdienstes zwang viele Teilnehmer zu weiten und beschwerlichen Reisen, auf denen die vermögenden Gläubigen ihre armen Mitbrüder kostenlos speisen mußten).

Von allen Eigentümlichkeiten dieser Sekte hat die obenerwähnte „liikutuksia", die religiöse Ekstase mit ihren teilweise pathologischen Äußerungsformen, dem Læstadianismus nicht nur das spezifische Charakteristikum, sondern auch die Durchschlagsfähigkeit und zähe Lebenskraft verliehen. Die Hervorrufung der Ekstase, welche Læstadius persönlich fremd war, lag ursprünglich nicht in seiner bewußten Absicht. Als sie auftrat, nahm er sie als ein Zeichen erfolgter Wandlung hin und machte nicht den geringsten Versuch, obwohl von seinen kirchlichen Vorgesetzten im Interesse einer ordnungsmäßigen Durchführung des Gottesdienstes dazu dringendst aufgefordert, sie zu verhindern. Psychologisch betrachtet ist diese Ekstase nicht schwer zu begreifen, eine Reaktion gegen die unerhörten Einsamkeiten Lapplands, wo die Isolierung den an sich noch kollektiv empfindenden Menschen zu einem Individualismus zwingt, der ihm nicht gemäß ist. Einen anderen Faktor von hoher Bedeutung stellt der Umstand dar, daß die ursprüngliche Religion der Lappen, welche sich trotz der oberflächlichen Christianisierung noch recht lebendig erhalten hatte, ekstatische Elemente in sich schließt. Diese im Brauchtum verwurzelten ekstatischen Elemente, deren Ausbruch nicht nur durch religiöse Anlässe bewirkt wird und welcher sich in Schreien, Springen, Stampfen, Tanzen, Händeklatschen und Umarmen als Ausdruck der Freude äußert (anderseits kann ein ungewohntes Geräusch oder ein kleiner, doch ungewöhnlicher Vorfall, etwa das Herausfallen von Glut aus dem Ofen, jähe Rasereiausbrüche, begleitet von Ge-

walttaten, hervorrufen), dürften auch gewisse rassenmäßige Grundlagen haben, die mit der bekannten Labilität der lappischen Seelenlage in engem Zusammenhang stehen. Jedenfalls hat sich die „liikutuksia" bei den psychisch mehr ausbalancierten Finnen in wesentlich geringerem Maß durchgesetzt als bei den Lappen. Auf Vertreter der nordischen Rasse greift die Verzückung nur in Ausnahmefällen über, welche dann fast immer Folge einer Massenpsychose ist. Bezeichnenderweise hat der Læstadianismus in Gegenden mit vorwiegend nordischer Bevölkerung nie richtig Fuß fassen können, was sicher nicht nur mit ihrem höheren Kulturniveau und ihrer besseren geistigen Entwicklung in Zusammenhang steht. Wie schon angedeutet, nahm Læstadius selbst nicht an der „liikutuksia" teil (so sehr er sie seinen Zwecken dienstbar machte und ihr nie entgegentrat), was u. a. darauf zurückzuführen ist, daß das nordische Element, ungeachtet des lappischen Einschlags von der Mutter her, im rassischen Aufbau seiner Persönlichkeit entscheidend war.

Dieses nordische Element in Læstadius hat zur notwendigen Sicherung seiner führenden Position unter den Anhängern beigetragen. Er übte insofern einen dämpfenden Einfluß aus, als er Tendenzen unterdrückte, die einen Bruch mit der Staatskirche wünschten. Bei aller entschiedenen Gegnerschaft gegen die Staatskirche, bei aller schonungslosen Kritik ihrer entwesentlichenden und volksfremden Liberalisierung verblieb er, wenn auch am äußersten Rand, doch innerhalb ihres Rahmens.

Betrachtet man den Læstadianismus zusammenfassend, so fällt es einem schwer, sich der Verlockung zu entziehen, gewisse entwicklungsgeschichtlich gefärbte Überlegungen anzustellen. Sicherlich ist es nicht unbedenklich, bei religionsgeschichtlichen und religionspsychologischen Erörterungen den Begriff „Entwicklung" einzuführen, der sehr oft eine Wertung oder Abwertung in sich schließt. Ein entwicklungsgeschichtlich orientierter Betrachter des Læstadianismus hätte wohl die Neigung, den alten Satz „Natura non facit saltum" anzuführen, was in diesem Fall bedeutet, versäumte Entwicklungsstadien würden unter allen Umständen nachgeholt. Læstadius, der Abkömmling einer alten Theologenfamilie, war weniger radikal als seine Anhänger, da das Plasma seines Geschlechtes durch viele Gene-

rationen dem intensiven Erlebnis eines Christentums unterworfen gewesen war, das trotz den durch Reformation, Renaissance und Humanismus verursachten Veränderungen einen mittelalterlichen Kern bewahrt hat. Die Anhänger des Læstadius aber, bei denen dämpfende Voraussetzungen solcher Art fehlten, machten eine rückläufige Bewegung durch, deren Bogen mit Notwendigkeit eine viel größere Spannung haben mußte als der ihres geistigen Führers. Eine derartige Hypothese wird durch den Umstand gestützt, daß auch schon früher verwandte Erscheinungen auf nordschwedischem Boden zu beobachten waren. Als im 18. Jahrhundert der Pietismus nach Skandinavien kam, entwickelte er in Norrland und in Finnland eigenartige ekstatische Sekten, welche gleichsam als eine Art rückläufige Bewegung die im pietistischen Protestantismus verkapselten mittelalterlichen Grundelemente zu einer unzeitgemäßen, sozusagen aus den geschichtlichen Abläufen herausfallenden Blüte brachten. Diese ekstatischen Sekten, deren Anreger übrigens Geistliche der Staatskirche gewesen waren, Isac Grape und sein Vikar Nils Viklund in Övertorneå, die allerdings dadurch mit ihrer vorgesetzten Behörde und manchem Amtsgenossen in schärfsten Widerspruch kamen, zeigten zwar keine besondere Lebens- und Durchsetzungsfähigkeit — die unbarmherzige altprotestantische Dogmatik führte mit Hilfe des Staates einen Vernichtungskampf gegen sie —, haben aber doch in mancher Beziehung den Boden für den unendlich erfolgreicheren und vitaleren Læstadianismus geschaffen. Wie dieser, so waren auch jene vorwiegend bei einer in rassischer Hinsicht nicht als nordisch anzusprechenden Menschenschicht beheimatet. Unbezweifelbar ist wohl auch, daß gewisse der Gegenwart angehörende Sekten, namentlich die sehr mächtigen „Pingstvänner" (Pfingstfreunde), obwohl an sich anglosächsisch-amerikanischen Ursprungs und Charakters, bestimmte, noch ziemlich ungeklärte innere Bezüge zu den alten dissidentischen Bewegungen aufweisen. Das Sonderbare ist die Ausbreitung der „Pingstvänner" auch in Gegenden, die Siedlungsgebiet rein nordischer Bevölkerung sind, was mit dem Lebensraum der älteren Sekten nicht übereinstimmt. Es fragt sich, kann tatsächlich das ekstatische Element, das ja mit eine Eigentümlichkeit der „Pingstvänner" ist, wenn auch keines-

wegs so entwickelt wie beim Læstadianismus, wesentlich auf eine Bevölkerung vorwiegend nordischer Rassenstruktur übergreifen, oder erklärt sich das Problem einfach dadurch, daß der ekstatische Einschlag bei den „Pingstvänner" nur in rassisch andersgearteten Individuen bzw. Bevölkerungsschichten zum Ausdruck kommt? Ein gründliches Studium der „Pingstvänner"-Bewegung kann sowohl in religionspsychologischer als auch kulturgeschichtlicher Hinsicht schätzenswerte Aufschlüsse ergeben. Es wird dem Forscher hier sozusagen lebendes Material geboten, dessen Vergleichung mit verwandten Phänomenen der Vergangenheit erhellend wirkt.

Es war bisher oft die Rede von den günstigen soziologischen Einflüssen, die von Læstadius ausgingen. Um so wichtiger für eine gerechte Bewertung des Læstadianismus ist gerade deswegen ein Hinweis auf üble Folgen, welche — wie immer man auch das Vorgefallene betrachten mag — die an sich starke Opposition noch wesentlich vermehrt haben. Um eine wirkliche innere Umwandlung zu bewirken, peitschte Læstadius, keineswegs wählerisch in der Art seiner Mittel, gewisse Instinkte der Volksseele auf eine Weise auf, die unter Umständen als geistiger Terror bezeichnet werden kann. Solange Læstadius durch seine persönliche Anwesenheit und durch die Macht seiner Autorität die ihm verfallenen Menschen beherrschte, kamen kaum je Ausschreitungen vor. Da er sich aber auch fanatischer Anhänger bediente, um seine Lehre zu verbreiten, traf es nicht selten ein, daß gewisse Entartungen sich zu zeigen begannen, für die Læstadius, sehr zum Schaden seines Namens und Rufes, die Verantwortung zu tragen hatte. Dabei handelte es sich nicht nur um Erscheinungen aufsehenerregender und störender, doch letzthin harmloser Art, wie etwa die sogenannten „Hihuliter", læstadianische Bekehrte und Gläubige, welche lärmende ekstatische Äußerungen während der Predigt und des Gottesdienstes mit einer erstaunlichen Virtuosität betrieben und die bezeichnenderweise nur in Finnland, also außerhalb des unmittelbaren Einflußbereiches Lars Levis, auftraten. Sehr viel ernster waren die Vorgänge in der norwegischen Lappmark, in Kautokeino, während des Jahres 1852. Dort waren einige Anhänger der Sekte zu der Überzeugung gekommen, ihre Umwendung

hätte sie in jeder Beziehung geheiligt und, überstrahlt von der göttlichen Gnade, wie sie waren, hätten sie das Licht der Bibel und irgendwelche geistliche Führung nicht mehr nötig. Daraus leiteten sie das Recht ab, Ungläubige mit allen Mitteln, auch durch körperliche Bedrohung und durch Gewalttaten, dem einzig wahren Glauben zuzuführen und Widerstrebende nicht nur geistig, sondern auch physisch zu vernichten. In einer an sich sehr friedlichen lappischen Bevölkerung hatte der Læstadianismus dermaßen dunkle Abgründe aufgerissen; nun begannen uralte rachsüchtige Ressentiments hervorzudringen, und die Erinnerung an jahrhundertelange Unterdrückung und Ausnützung durch norwegische Händler und Beamte verdichtete sich jäh zu einer Haßwelle. Der Vorgang hat eine erstaunliche Ähnlichkeit — mag es sich auch um einen Sturm im Wasserglas gehandelt haben — mit einem welthistorischen Vorgang, mit dem Ausbruch des deutschen Bauernkrieges, den Luthers Wort von der Freiheit eines Christenmenschen entfesselte. In Kautokeino erschlug eine Schar fanatischer Lappen, die sich schon vorher zahlreicher Ausschreitungen gegen Ungläubige schuldig gemacht hatte, einen Polizeibeamten und einen Kaufmann, bedrohten den Geistlichen und steckten einige Gebäude in Brand. All dies im Auftrag und Namen Gottes, mit dem sie in engster Gemeinschaft zu stehen vermeinten. Vorgänge solcher Art, im erwähnten Fall schlossen sie mit fünf Todesurteilen und langjährigen Zuchthausstrafen ab, belasteten das Ansehen von Lars Levi Læstadius schwer, dem man vielfach die intellektuelle Urheberschaft zuschob. Læstadius verteidigte sich gegen diese Anschuldigungen, er wäre nie in Kautokeino gewesen, das weit von seinem damaligen Wohnort entfernt ist. Er hat bei seiner Verteidigung nicht begriffen, daß sie doch auch eine Selbstanklage war: Zugeständnis nämlich der Entfesselung von Kräften, die er zwar selbst noch in einigermaßen geregelten Bahnen halten konnte, welche aber, sich selbst überlassen, Mächte der Zerstörung werden mußten.

Derartige Vorwürfe sowie der wachsende Widerstand bei staatlichen und kirchlichen Behörden verdüsterten die späteren Lebensjahrzehnte Lars Levis, der seit 1848 wieder in Pajala tätig war. Auch in seiner neuen Gemeinde traf er, der Sieggewohnte

und nicht wenig Herrschsüchtige, auf Opposition, die er nicht vollkommen niederzuzwingen imstande war, vielleicht deswegen, weil sich inzwischen seine asketischen Forderungen noch verschärft hatten, der Inhalt und die Form seiner Predigten immer stärkeren Anstoß erregte und die „liikutuksia" immer mehr um sich griff. Viele Feinde schuf er sich durch die von ihm in den Jahren 1852—54 herausgegebene und in der Hauptsache von ihm verfaßte Zeitschrift „Ens ropandes röst i öknen" (Die Stimme des Rufenden in der Wüste), in der er die offizielle Staatskirche und den liberalen und orthodoxen Protestantismus in einer Weise angriff, welche an die zornigsten Epochen der Reformation erinnert. So sagte Læstadius z. B. in dem berüchtigten Aufsatz „Einige Worte über das Bellen der Hunde" von den Geistlichen („den stummen Hunden"): „Wenn einige von diesen stummen Hunden den Wolf kommen sehen, dann kriechen sie unter das Bett und klemmen den Schwanz zwischen die Beine, als die schäbigen Hunde, die sie sind. Wahrlich, diese stummen Hunde sind das Fressen nicht wert, das man ihnen gibt. Sie müssen gehängt und ihre Haut soll abgezogen werden. Die Zeit wird kommen, da alle stummen Hunde am Galgen baumeln werden. Denn wenn die Masse des Volkes durch den Leichtsinn und die Versäumnisse der Geistlichkeit in geistiges Dunkel und moralische Verblendung abgesackt ist, wird es nicht lange dauern, bis die rohe Masse, erhitzt durch politischen Fanatismus, zu rufen beginnt: Alle Mann ans Seil und den Dieb an dessen Ende! Hängt den letzten König an den Gedärmen des letzten Geistlichen auf!" Diese Hemmungslosigkeit und Heftigkeit im Ausdruck, die vielleicht bei den Predigten für die Lappen noch einigermaßen begreiflich gewesen wären (ihre Wirksamkeit ist jedenfalls Tatsache), zeigte Læstadius auch oft in persönlichem Umgang, sogar bei Persönlichkeiten, welche der Dynastie angehörten, und in seinem nie abreißenden Schriftwechsel mit den geistlichen vorgesetzten Behörden, welche mit Beschwerdeschriften gegen Lars Levi überhäuft wurden. So äußerte er sich z. B. einmal über die Unterzeichner einer gegen ihn gerichteten Anklage: „Ihr empfindliches Gewissen wird durch meine Predigten im Dienst der Nüchternheit sehr bedrückt, sie empfinden diese als die gröbste Ketzerei, durch welche die Gemeinde zum

Abfall von dem reinen, echten, in der Branntweinbrennerei und im Alkohol verklärten Luthertum verleitet wird." Es sei seine Absicht, mit diesem Schreiben „glatte und sich krümmende Schlangen, die am liebsten sich im Dunkeln bewegen, dazu zu zwingen, ans Tageslicht zu kommen. Es liegt in der Natur der Sache, daß alle zu den Blutegeln gehörenden Personen sich sehr durch das Bittersalz der Wahrheit belästigt fühlen." In der genannten Zeitschrift gelten die heftigsten Angriffe sowohl dem liberalen Protestantismus, wie ihn Esaias Tegnér vergegenwärtigte, als auch der Orthodoxie, die laut Læstadius auf das Gehirn einen ebenso üblen Einfluß haben soll wie angeblich die Galle. Man muß sich wundern, daß unter solchen Verhältnissen Læstadius im großen und ganzen doch ziemlich ungerügt — papierene Verwarnungen, die ihm in Massen zuflogen, nahm er nicht ernst — geblieben ist. Seine Erfolge als Seelsorger hatten ihm nicht nur bei seinen Freunden erhebliche Autorität verschafft. Und außerdem wagte man es einfach nicht, gegen ihn vorzugehen, da man wußte, daß sein Fanatismus einen Bruch mit der Staatskirche, an deren äußerstem Rand er sich ohnehin befand, nicht scheuen würde; und der unbedingten Gefolgschaft seiner Anhänger konnte er sicher sein.

Nur teilweise, und zwar in finnischer Sprache, ist eine von Læstadius hinterlassene Arbeit gedruckt, der er laut eigener Aussage zwölf Jahre seines Lebens gewidmet hatte. Hier versucht er, seine Welt- und Lebensschau in eine Art System zu bringen. Diese Abhandlung, sie hat den sonderbaren Titel „Dårhushjonet" (Der Irrenhäusler), entwickelt eine seltsame „karnistische" — Læstadius selbst hat diesen Ausdruck geschaffen — Philosophie. Unverhüllter Materialismus verbindet sich hier mit dem Bibelglauben; für Læstadius ist das, was man gemeinhin Seele nennt, nur ein Ausdruck der Nerven- und Körperfunktion.

Dieses Werk gehört zu den vielen Widersprüchen, die für das rätselhafte Wesen Lars Levi Læstadius' bezeichnend sind. Die tiefsten Ursachen der wenigstens in der nordischen Kirchengeschichte beispiellosen Erfolge, welche seine seelsorgerische Tätigkeit zeitigte, lassen sich erhellen und deuten, aber die eigentlichen Urgründe seiner Persönlichkeit bleiben unzugänglich. Seine Religiosität und damit sein Christentum haben ohne

Zweifel eine merkwürdige rückläufige Bewegung radikalster Art durchgemacht — was die Voraussetzung seiner Durchsetzungsfähigkeit und die Ursache seines fanatischen Kampfes gegen den zeitgenössischen Protestantismus waren — und, als Nebenergebnis, nicht nur sein inneres, sondern auch sein äußeres Leben auf die Bahn einer unverkennbaren Kultur- und Zivilisationsfeindschaft gezwungen. Es fragt sich, war eine solche asketische Einstellung, die doch keineswegs den Willen zur Macht und eine gelegentlich kalvinistisch anmutende Haltung gegenüber dem Geld ausschloß, das Ergebnis sublimierter Not seiner qualvollen Jugend oder die Folge des kosmischen Rhythmus einer Landschaft, voll von Härte und Armut, aber auch von Weite, Größe und Unberührtheit, einer Landschaft, die seit der Eiszeit keine wesentliche Veränderung mehr erlebt hatte. Vielleicht ist das Rätsel Læstadius deutbar, wenn man annimmt, es hätte in ihm, dem Sohn einer alten, kulturell bedeutsamen Familie, eine Begegnung mit den frühesten Voraussetzungen primitivster menschlicher Gesittung stattgefunden.[1])

[1]) Die ersten wichtigen Veröffentlichungen über L. L. Læstadius sind die Aufsätze von J. A. Englund in Teologisk Tidskrift, Jg. 1874, 1876, 1880, 1881. Unter den späteren Arbeiten sind besonders wichtig die Bücher von M. Edquist, Lars Levi Læstadius (Uppsala 1914) und C. J. E. Hasselberg, Under polstjärnan (Uppsala 1935) mit umfassendem Literaturverzeichnis.

Ein ungemein lebendiges und wahrheitsgetreues Bild der lappländischen Zustände und Verhältnisse vor der Zeit Lars Levis bieten die Aufzeichnungen seines Bruders Petrus Læstadius, die er im Jahr 1827 während seiner Tätigkeit als Missionar in der Lappmark machte. Das „Journal" des Petrus Læstadius wurde 1928 in zwei Bänden neu gedruckt (Stockholm).

Weitere Literatur: P. Heurgren, Lars Levi Læstadius (Örebo 1916). — V. Lindholm, Som örnar över vidderna (Stockholm 1937). — O. Selinus, Lars Levi Læstadius (Sverges la'rares nykterhetsfo'rbunds småscrifter 8, Jönköping 1930).

In 2 Romanen („Han som kjempet mot mørket", „Hyrdene som for vill", Oslo 1937 und 1938) schildert A. Markusson den Lebensgang des Læstadius; ersterer auch in deutscher Übersetzung („In der Finsternis wohnen die Adler", Berlin 1938).

Über neuere, mit dem Læstadianismus verwandte schwedische Sekten berichten die beiden Bücher E. Linderholms „Pingströrelsen, dess förutsättningar och uppkomst" (Stockholm 1924) und „Pingströrelsen i Sverige" (Stockholm 1925) sowie Efr. Briem „Den moderna pingströrelsen" (Stockholm 1924).

AUS DER KINDHEIT CARL AUGUSTS VON WEIMAR

TAGEBUCHAUFZEICHNUNGEN UND BERICHTE SEINES ERZIEHERS

VON WILLY ANDREAS

Die Erziehung Carl Augusts von Weimar war durch seine Mutter, die Herzogin Anna Amalia, und ihre Berater höchst sorgfältig angelegt. Darüber gibt die Berufungsgeschichte des Grafen Görtz, der auf eigenen Wunsch damit betraut wurde, sichere Auskunft[1]) und ebenso die gründliche Art, wie der Unterricht des Erbprinzen und seines Bruders Constantin aufgebaut und später durch Wielands Mitberufung erweitert wurde.

Kein Geringerer als Goethe hat der Herzogin in seinem Nachruf nachgerühmt, welche Sorge sie der Erziehung ihrer Söhne zugewendet habe. „Vortreffliche verdienstvolle Lehrer", so heißt es dann, „wurden angestellt, wodurch sie zu einer Versammlung vorzüglicher Männer den Anlaß gab und allen denjenige begründete, was später für diesen besondere Land ja für das ganze deutsche Vaterland, so lebhaft und bedeutend wirkte."

Die bisher von mir über Carl Augusts Jugendjahre veröffentlichten Quellenzeugnisse aus den reichen Beständen des Thüringischen Haus- und Staatsarchivs setzen sich zusammen aus den von Görtz und für ihn ausgearbeiteten pädagogischen An-

---

[1]) Siehe darüber meinen Aufsatz „Erziehungspläne für Carl August von Weimar" in dieser Zeitschrift, Band 28 (1926) und die zur großen Ausgabe der Briefe Carl Augusts dann veröffentlichten Archivstücke. — Neuerdings konnte ich aus den Geheimen Kanzlei-Akten des Weimarer Staatsarchivs (E 23 188) feststellen, daß Görtz, wie aus seinem Schreiben vom 31. Oktober 1759 an Anna Amalia hervorgeht, sie um Übernahme aus Gothaischen Diensten anging. Zugleich verband er damit die weitere Bitte, bei der Erziehung ihrer Prinzen auf ihn ihr Augenmerk zu richten.

weisungen sowie den von ihm aufgestellten Stundenplänen[2]), wozu seine in literarischer Form erschienenen „Briefe eines Printzenhofmeisters über Basedows Printzen Erziehung und hauptsächlich über dessen Agathokrator" (Heilbronn 1771) kamen. So viel Aufschlüsse sie uns über den Geist geben, in dem man den Knaben für seinen fürstlichen Beruf heranzubilden versuchte, einen tieferen Blick gewähren erst die Berichte seines Hofmeisters über den tatsächlichen Fortgang der Erziehungsarbeit. Zweimal im Jahr pflegte er sie der Mutter der beiden Prinzen zu erstatten. Hieraus erst erfahren wir Näheres darüber, wie Görtzens pädagogische Grundsätze und Praxis auf den begabten, aber eigenwilligen Thronfolger wirkten. Erst aus ihnen ersehen wir, ob und wie weit der Graf überhaupt seine Absichten durchzusetzen vermochte, welche Gedanken und Sorgen er sich über die Entwicklung seines Zöglings machte. Ideal und Wirklichkeit, Wollen und Vollbringen waren auch hier zweierlei, und daß sie auseinanderklafften, zeigte sich sogar sehr bald, nachdem Görtz sein Amt angetreten hatte. Denn schon die ersten Berichte lassen die Schwierigkeiten deutlich erkennen, auf die der eifrige Mentor stieß; zeitweise gewann es sogar den Anschein, als würden Lehrer und Schüler der Problematik erliegen, die nur zu rasch in dem Erziehungswerk hervortrat. Die Regelmäßigkeit der Berichterstattung erlaubt uns, die in der Natur des Kindes gegründeten immer wiederkehrenden Schwierigkeiten, die noch dem Manne zu schaffen machten, einigermaßen von denen zu sondern, die mehr vorübergehender Art oder leichter zu meistern waren. Wie kostbar diese Quellenzeugnisse für die Erkenntnis der Jugendgeschichte Carl Augusts und die Aufhellung seines Charakters sind, liegt auf der Hand.[3]) Sie waren

[2]) Vergleiche dazu die Beilagen zu oben erwähntem Aufsatz, darunter die Reihe der Stundenpläne von 1762 bis 1773.

[3]) Bisher hatten wir ja über die Entwicklung des heranwachsenden Prinzen nur durch das Buch Wilhelm Bodes, „Karl August von Weimar. Jugendjahre", Berlin 1913, oberflächliche Kunde, oder es waren nur kleinere Ausschnitte daraus beleuchtet worden. So hat Othmar Freiherr von Stotzingen im Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1909 und 1910 einen Teil der Briefe mitgeteilt, die Görtz während der bekannten mit den beiden Prinzen unternommenen Frankreichreise 1774/5 seiner Gemahlin schrieb. Karl Obser hellte „Wielands Übersiedlung nach Weimar" (Euphorion, Bd. VIII) aus den Papieren von Görtz auf.

Von den Berichten des Grafen Görtz dagegen ist bisher bloß der erste

ja unmittelbar an die Mutter und Regentin des Landes gerichtet; sie betrafen ihr vornehmstes und verantwortungsvollstes Anliegen, dem Herzogtum nach erreichter Volljährigkeit des Thronfolgers einen tüchtigen Herrscher, möglichst sogar einen Musterfürsten im Sinne des aufgeklärten Jahrhunderts zuzuführen. Anna Amalia war in diesem Fall besonders anspruchsvoll; sie verlangte viel von dem Manne, dem sie einst die Leitung der Erziehung anvertraut hatte, denn sie nahm es mit der charakterlichen und geistigen Ausbildung ihres Sohnes und Nachfolgers ungemein ernst. In Görtz hatte sie tatsächlich einen Mann gefunden, der nicht bloß eine hohe Auffassung von den Pflichten eines künftigen Landesherrn besaß, sondern auch seinen eigenen Beruf aufs gewissenhafteste ausübte.

Trotzdem könnte man fragen, ob seine Berichterstattung eine hinreichend sichere Grundlage bietet, um die Entwicklung seines Zöglings zu beurteilen. Kein Lehrer vermag ja die eigene Wirkung voll und unbefangen zu beurteilen; denn wie oft kennt er sich selber noch weniger als den Schüler, und Görtz sah in der Tat manches recht einseitig an. Auch war er von sich und der Vortrefflichkeit seiner Maßnahmen etwas eingenommen. Da zudem schon bald eine Entfremdung zwischen ihm und Anna Amalia eintrat und beide sich voneinander enttäuscht fühlten, ließen sich sogar Zweifel erheben, ob der Graf in seinen Berichten an die von ihm etwas gefürchtete Herzogin die Dinge so schilderte, wie er sie empfand. Verschwieg er vielleicht manches, was die ihm nicht mehr ganz wohlgesinnte hohe Dame verdrießen konnte, und mußte er nicht Wert darauf legen,

veröffentlicht worden und zwar von Karl Kehrbach, „Zur Geschichte der frühesten Jugenderziehung des Großherzogs Karl August von Sachsen Weimar" in „Freundesgaben für Carl August Hugo Burkhardt zum siebzigsten Geburtstag", Weimar 1900.

Mit Rücksicht darauf, daß Quellenzeugnisse von anderer Seite über die Erziehung Carl Augusts nicht vorliegen, gebe ich die wichtigsten der Görtzschen Halbjahresberichte im Anhang dieser Studie im Originaltext wieder. Zwei kleinere Bruchstücke aus den Berichten vom 16. September 1765 und vom 6. Mai 1769 hat u. a. Georg Mentz, „Aus den Papieren des Grafen Görtz, des Erziehers Karl Augusts" in der Festschrift für Otto Dobenecker „Beiträge zur thüringischen und sächsischen Geschichte", Jena 1929, bekannt gemacht. Die Veröffentlichung der Görtzschen Berichte erlaubt nun dem Leser, sich selbst ein Urteil über Zögling und Erzieher zu bilden.

seinen eigenen Ansichten durch Unterstreichung bestimmter Eigenschaften Carl Augusts mehr Nachdruck zu verleihen?

Daß indessen Görtzens Berichte bei aller höfischen Beflissenheit und trotz ihrer etwas süßlichen Ausdrucksweise ehrlich abgefaßt sind und ein zuverlässiges Bild seiner Eindrücke entwerfen, ergibt der Vergleich mit intimeren Quellenzeugnissen, nämlich den Aufzeichnungen, die er seinem Tagebuch anvertraute. Sie waren für ihn selbst und nur für ihn bestimmt. Hemmungen oder Rücksichten, wie sie allenfalls gegenüber Anna Amalia geboten waren, fielen somit ganz weg. So ist denn auch der unmittelbare Niederschlag seiner Stimmungen, die Versagen oder Fortschritte der beiden Prinzen in ihm verursachten, weit unmittelbarer und lebhafter als in seinen offiziellen Berichten, aber Grundklang und Urteilsweise sind doch die gleichen wie dort. Görtz gab darin in einer Art Zwiesprache mit sich selber über seine Erfahrungen und Wahrnehmungen Rechenschaft, wie es seinem Erziehungseifer entsprach, auch dienten die täglichen Niederschriften als Stoffsammlung und Grundlage für seine amtlichen Berichte an die Herzogin. Während es aber in diesen darauf ankam, in Kürze ein Gesamtbild des Zöglings zu entwerfen, und seine guten wie seine bösen Eigenschaften nur allgemein zu charakterisieren, ohne auf einzelne Vorkommnisse und ihre psychologische Auswertung einzugehen, befaßte sich das Journal gerade damit.

„Journal bey der Erziehung des Herrn Erbprintzens zu Sachsen-Weimar" lautet die Aufschrift, und zwar erstreckt sich der Inhalt über die Zeit vom 7. Mai 1762 bis zum 2. März 1766. Die persönlichen Aufzeichnungen von Görtz setzen also mit dem Antritt seines Amtes ein und ermöglichen es, für einen Zeitraum von nahezu vier Jahren sich ein recht genaues Bild von Görtzens Absichten, von der Handhabung seiner Pflichten, den von ihm getroffenen Maßnahmen und ihrer Wirkung zu machen. Warum sie nicht fortgeführt wurden oder, wenn dies am Ende doch geschah, warum sie nicht erhalten sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Das Bedürfnis, seine Beobachtungen für sich festzuhalten, bewahrte jedoch Görtz, wie ein gleichfalls vorhandenes „Tagebuch" bezeugt, das einen noch persönlicheren Charakter hat. Während nämlich das „Journal" ausschließlich der Erziehung der beiden Prinzen gewidmet ist, geht das spätere

Tagebuch, das sich allerdings auf den Winter 1770/71 beschränkt, dann und wann auch auf Fragen seines eigenen Innenlebens ein und zwar in einer etwas pietistischen Gefühlsfärbung. Beide Niederschriften befinden sich im Gräflich Rechbergschen Archiv zu Donzdorf, wo der gesamte Nachlaß des Grafen Görtz verwahrt wird.[4]) Er wurde mir entgegenkommenderweise zur Auswertung zugänglich gemacht.[5])

Mit Erschließung all dieser aus der Feder von Görtz stammenden Quellenzeugnisse läßt sich das Bild der Erziehung Carl Augusts erheblich vertiefen und durch zahlreiche biographisch wichtige Züge verfeinern.

Man sieht den Grafen bemüht, das Verhalten seines Zöglings im täglichen Umgang daheim oder bei Berührungen mit der Außenwelt zu studieren und zwar in der Absicht seine Verstandes- und Charaktereigenschaften psychologisch zu erfassen, wobei der moralisierende Klang der Görtzschen Bemerkungen, ihre Selbstgefälligkeit oder wehleidige Zuspitzung auf die eigene Person auffällt.

Zwar schaut man nicht etwa ins eigentliche Getriebe des Hofes und selten nur in den Tageslauf der Prinzen hinein. Keineswegs schwebte dem Verfasser der Wunsch vor, für sich etwa Erinnerungen an seine Weimarer Jahre festzuhalten oder gar fesselnd zu erzählen; er schrieb als Pflichtmensch nur auf, was zu seinem damaligen pädagogischen Handwerk gehörte, und alle sechs Monate wurde daraus ein zusammenfassender Bericht an die Landesherrin. Meist wird nur das gute oder schlechte Benehmen der beiden Prinzen bei bestimmten Gelegenheiten beschrieben. Ja, man möchte sagen, Görtz achtete in seiner Wachsamkeit, die mitunter etwas kleinlich anmutet, viel zu sehr auf die einzelnen Handlungen, das heißt auf diese oder jene Unart,

---

[4]) Seiner Erlaucht dem Herrn Grafen von Rechberg bin ich für die gütige Erlaubnis zur Benutzung des Donzdorfer Archivs und die weitherzige Unterstützung, die meine Forschungen zur Geschichte Carl Augusts dort finden, zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

[5]) Auch die Korrespondenz des Grafen Görtz mit seiner Gemahlin, mit Dalberg, dem Gothaischen Minister von Frankenberg, der Gräfin Giannini und anderen Persönlichkeiten des Hofes gewährten mir mancherlei Einblicke in die weimarischen Verhältnisse und die dortige Stellung des Grafen.

die Carl August womöglich abends feierlich bereuen mußte. Der Tüftler sah nicht das Ganze der werdenden oder schlummernden Persönlichkeit. Sein Blick haftete wohl auch zu sehr an den äußeren Formen der Erziehung und des Verhaltens. Gewissenhafter aber kann ein Chronist die großen Aktionen der Weltgeschichte nicht verzeichnen als Eustachius Graf von Görtz genannt Schlitz die Ereignisse seines Herrschaftsbereichs, der Kinderstube. So unbedeutend das Meiste davon wirkt, dem Biographen sind die zahlreichen Einzelzüge aus diesen frühen Jahren Carl Augusts willkommen, da man bisher fast gar nichts davon wußte. Einige leere Blätter seiner Jugendzeit sind nun für uns beschrieben, wenn auch nicht gerade ausgefüllt. Auch für einige Milieueindrücke ist man dankbar.

Da erfährt man gleich zu Anfang, daß der noch nicht fünfjährige Carl August von der Gewohnheit, sich von den Damen und Kavalieren des Hofes die Hand küssen zu lassen, schwer losmachen kann. Tags darauf hört man, daß „heute der Prinz das süße Vergnügen gefühlt habe, wohl zu tun, indem er einem Armen ein Almosen gab."[6]) Ein andermal wird vermerkt, daß der Genuß von Kaffee, der gelegentlich verabreicht wurde, die Wirkung hatte, den Prinzen flüchtig zu machen. Bei einem Schluck Champagner und anderen geistigen Getränken, die an der mütterlichen Tafel verstattet wurden, war es ebenso. Bisweilen tritt einmal an dem Knaben eine Neigung hervor, die bei dem erwachsenen Manne zur Leidenschaft wurde. So berichtet Görtz, als die Herzogin den Prinzen zu einer Jagd mitnahm: „Ich versuchte ihm Mitleid für die Tiere und Abscheu gegen dieses Vergnügen einzuflößen, aber ich konnte mir nicht schmeicheln, damit Glück gehabt zu haben." Carl August war fünf Jahre alt, als er zum erstenmal, als Domino maskiert, auf einem Ball erschien; nach Tisch wäre er am liebsten auch beim Tanze geblieben. Man wundert sich, daß der Knabe verhältnismäßig oft an solchen Veranstaltungen teilnehmen durfte. Mit sieben Jahren, so hört man durch das Journal, spielte er in einem Stückchen „Orakel" die Rolle des Oleander, ohne die

[6]) Dazu siehe Th. Lockemann, „Zur Erziehungsgeschichte Carl Augusts", Jahrb. d. Goethegesellsch. Bd. 2, 1915.

geringste Verlegenheit, mit richtigem Gefühlsausdruck und gutem Gedächtnis.[7]) Der mehr als genaue Hofmeister hielt es für bedeutsam genug, einmal zu erwähnen, daß der Prinz im Spiel gegen seine Mutter gewonnen. Er versäumte es auch nicht, seinem Tagebuch das unfürstliche Geheimnis anzuvertrauen, daß dem Herrn Erbprinzen nach einer größeren Gesellschaft abends ein kleines Malheur zugestoßen sei, und Constantin bei der Hochzeit des Herrn von Stein mit Fräulein von Schardt, Goethes späterer Freundin, sein Höschen verunreinigt habe, wofür er Arrest bekam. Nein, der Graf ließ seinen Schutzbefohlenen nichts durchgehen. Da Görtz Acht darauf gab, daß seine Prinzen von anderen Leuten keine schlechten Manieren annähmen, mißfiel ihm der allzu familiäre Verkehr des künftigen Landesherrn mit Fähnrichen und Leutnants, den Herrn von Milkau und von Stubenroth, was dem Siebenjährigen und seinem Bruder, wie das Journal sagt, die gebührende Aufklärung eintrug. Dem Schreibmeister Roth hinwiederum, der seinen Unterricht durch kleine, nicht zur Sache gehörige Ablenkungen würzte, legte der Graf nahe, solches hinfort zu unterlassen. Versuche des Erbprinzen, einem anderen seiner Lehrer, dem gutmütigen Rat Heermann, ein wenig auf der Nase herumzutanzen, wurden mit Rügen und kleinen Strafen gebüßt. Griff Görtz gar einmal zur Rute, dann wurde selbstverständlich der Vollzug als eine höchst wichtige Handlung im Journal gebucht. Darnach hat Görtz selten und anscheinend ungern von diesem Strafmittel Gebrauch gemacht. Daß er bei der Herzogin selbst nur in besonderen Fällen beschwerdeführend erschien, um Unarten ihrer Söhne zu melden, ist aus den wenigen Einträgen dieser Art ersichtlich. Sie ermahnte dann Carl August und hielt ihm mütterliche Strafpredigten, deren Wirkung oft nur geringe Zeit andauerte. Natürlich erfährt man alle Unarten, die sich Carl August leistete, und die Schwankungen seines Benehmens. Es gab in diesen Jahren vor der Konfirmation Perioden, wo Görtz wochenlang über dieselben Dinge Klage führte, bis die Ungezogenheiten abklangen. Er hatte es nicht leicht; war er einmal mit dem einen Prinzen eine Zeitlang zufrieden, dann bereitete ihm meist der

[7]) Journal vom 22. Oktober 1764.

andere Pein. So wird das Erziehungsjournal manchmal zum Sündenregister. Was Carl August anlangt, reicht es vom Grimassenschneiden, Flüchtigkeit im Unterricht, unhöflichem Benehmen und Eigensinn bis zum Ungehorsam und zur Aufsässigkeit gegen den Lehrer.

Ab und zu wurden die Prinzen auch der Öffentlichkeit vorgeführt. Es geschah vielleicht häufiger als bei ihrem zarten Alter angezeigt war, entsprach aber wohl den höfischen Anschauungen und dem Herkommen. Schon das scheint uns auffallend, wie oft sie ihre Mahlzeit mit Erwachsenen und Personen von Stande teilen mußten. Mit ihnen zusammen speisten ja nicht nur Görtz und die andern Lehrer, unter denen recht häufig der Konsistorialrat Seidler war, sondern es fanden sich außerdem öfters hohe Beamte und Hofleute zu Tisch ein wie der Hofmarschall von Witzleben und der Oberforstmeister von Schardt. Mitunter erschienen die Geheimräte von Fritsch, Greiner und Nonne, der Kammerrat Berendis oder Mitglieder der Stände, auch durchreisende Aristokraten und Fremde von auswärts. Das mochte der Angewöhnung guter Formen förderlich sein; aber es fehlte den Prinzen doch das unbefangene Fürsichsein oder das Zusammenleben mit anderen Kindern, worauf sie Anspruch hatten, und der häufige Verkehr mit Erwachsenen stellte doch eine etwas zu frühe Beanspruchung dar. Görtz selber begrüßte es, wenn die Sommerzeit herannahte, die in Belvedere verbracht wurde, wo man ungestörter dahinlebte. Gerade darauf war er ja bedacht, Carl August alles fern zu halten, was ihn mit einer verfrühten Vorstellung von seiner künftigen Würde erfüllen könnte; immer wieder aber wurde er Zeuge, wie gedankenlose oder unterwürfige Besucher das Gegenteil davon taten, indem sie ihre Schmeicheleien anbrachten, die mitunter auch dem Prinzen unangenehm waren, erst recht aber seinem Erzieher, der darin sehr verständig dachte. Aber er vermochte das nicht ganz zu unterbinden. So konnte man eines Tages aus dem Munde Carl Augusts, obwohl er noch nicht fünf Jahre alt war, hören, daß er einmal an die Regierung komme, aber auch den Ausspruch, er müsse dann generös sein; wer ihm diesen Gedanken eingepflanzt hatte, konnte er nicht sagen. Beim Besuch der preußischen Prinzen Anfang Februar 1763 wurde Carl August

in das Hofzeremoniell mit eingespannt und stattete dem Thronfolger, nachdem sich dieser in seine Gemächer zurückgezogen hatte, einen Besuch ab, wobei er sich gut und ernsthaft aufführte; von dieser Anstrengung erholte er sich dann, indem er nach der Rückkehr in seinem Zimmer wild herumtanzte. Den Prinzen Heinrich traf er bei seiner Staatsvisite nicht an. Natürlich erwiderten die hohen Gäste den Besuch des kleinen Herrn, wobei er sich wieder ordentlich betrug. Bei dem Ball, der abends stattfand, war der künftige Beherrscher Weimars als Cupido maskiert und speiste an einem kleinen Tisch im Saale mit. Görtz war Hofmann genug, um sich zu freuen, als der sechsjährige Prinz bei Eröffnung und Schluß des Weimarer und Jenaer Landtags, dem er (1763) beiwohnte, seine Komplimente und Anreden bei der Begrüßung durch die Stände richtig herausbrachte. Bei der Reise der beiden Prinzen nach Eisenach (16. Juni 1765), der ersten, die sie unternahmen, kamen sie, so erzählt Görtz, „unter allgemeinem, rührenden Beifall unzähligen Volkes" an; sie gewannen, berichtet er weiter, das Herz Aller, die sie kennen lernten und benahmen sich artig. Sogar die Herren Stände sprachen dem Hofmeister ihre besondere Erkenntlichkeit aus und bewilligten ihm eine Gratifikation von dreihundert Talern!

Begreiflicherweise enthüllt sich in den Görtzschen Aufzeichnungen auch seine eigene menschliche und erzieherische Persönlichkeit mit ihren Vorzügen und Schwächen deutlicher als in seinen offiziellen Halbjahresberichten. So liegt es nahe, die Auswertung seines Journals mit einem Blick auf ihn und das von ihm eingeschlagene pädagogische Verfahren zu eröffnen.

Görtz trat an die ihm übertragene Aufgabe, wie schon in einer früheren Studie dargelegt wurde, als ein Mann von starkem Verantwortungsgefühl heran, das in seinen christlichen Überzeugungen gegründet war.[8]) Erfüllt von dem Optimismus seines ebenso aufgeklärten wie erziehungsfreudigen Zeitalters, das sich im Vollbesitz der Vernunft fühlte, Menschen vornehmlich durch Einsicht und Wissen formen zu können glaubte, legte er es darauf an, Carl August zu einem gottesfürchtigen, guten, wahr-

[8]) Siehe darüber meine Bemerkungen im „Archiv für Kulturgeschichte", Bd. 28 (1938) Seite 53ff.

heitsliebenden Jüngling und zu einem edlen Fürsten heranzubilden, der in treuer Pflichterfüllung seine Untertanen nach erleuchteten Grundsätzen regiere und glücklich mache. Görtz war selbst noch jung und ging mit bestem Willen und einem gewissen Idealismus ans Werk. Er meinte es gut mit seinen beiden Zöglingen und wollte sie auf alle Weise fördern. Die Vorstellung, durch einen künftigen Regenten, womöglich durch einen Musterfürsten auf die Welt wirken zu können, beglückte ihn; dieses Streben, das aufrichtig und rein war, verband sich wohl von Anfang an mit dem Wunsch, sich selbst einen Namen zu machen. In späteren Jahren, als Volljährigkeit und Regierungsantritt des Erbprinzen näher heranrückten, mochte ihn auch der Gedanke locken, eine einflußreiche oder gar eine leitende Stellung im Staate zu erringen. Daß solche Träume schon früher sich regten, ist nicht zu erweisen, aber keineswegs ausgeschlossen. Im übrigen wäre es ja auch nicht verwerflich, wenn ihm dergleichen vorschwebte.

Da es sich um Knaben im zartesten Alter handelte, deren Erziehung ihn auf Jahre hinaus vollkommen und ausschließlich beanspruchte, mußte es, soweit Görtzens Geltungsbedürfnis mit im Spiele war, sein erstes Anliegen sein, sich das Vertrauen ihrer Mutter zu bewahren. Zudem war er ein Mensch, der Anerkennung brauchte, um sein schwankendes Selbstgefühl im Gleichgewicht zu halten. Warum nun die Beziehungen zwischen ihm und der Herzogin verhältnismäßig bald kühler wurden und Trübungen erfuhren, ist nicht ganz durchsichtig. Mag sein, daß erste Regungen mütterlicher Eifersucht, die Anna Amalia später auf dem Höhepunkte der Spannung Görtz und Wieland gegenüber empfand, schon bald nach Antritt des Gouverneurspostens aufkeimten. Sicher ist das nicht auszumachen. Eher dürften aber andere Dinge, die man bisweilen zu spüren vermeint, ohne daß man sie deutlich fassen kann, dem weichmütigen, empfindlichen Görtz zu schaffen gemacht haben: so das etwas launenhafte Stimmungsbarometer der hohen Dame, der er nur schwer die erbetenen Entschlüsse abringen konnte. Regte sich in Anna Amalia das welfische Geblüt und der Eigensinn ihres Hauses? — Fast möchte man es meinen, denn sie konnte sich recht hartnäckig sperren, wenn er ihr Wünsche vortrug; gab sie dann

ihre Einwilligung, erfolgte sie nicht immer in liebenswürdiger Form. Um so mehr verdrossen ihn einzelne, anscheinend aber sehr seltene Eingriffe der Herzogin, Mäkeleien ihrer Geheimräte, die bisweilen in die Erziehung hineinzureden suchten. Sogar Mitglieder der Stände gaben gelegentlich ihre Meinung zum besten, was dem Herrn Erbprinzen ratsam sein möchte. So bekam Görtz einmal von einem dieser Herren zu hören, daß die Ernährungsweise der Kinder ihnen schädlich sei. Bald gewann der Graf den Eindruck, daß das Hofleben die Erziehung des Erbprinzen nicht erleichtere, weil nur wenig Personen dem öffentlichen Wohl zugewandt seien und die Mehrzahl dazu beitrage, die guten Lehren wieder zu verwischen, die man in Tagen und Wochen dem Zögling beigebracht habe. Dazu kleine Reibereien mit dem Leibchirurgus Engelhardt und Zwischenträgereien der Dienerschaft. Alles — soweit man sieht — höchst belanglose Dinge, über die ein anderer sich kaum geärgert hätte; aber Görtz hatte nun einmal den Hang, alles schwarz zu sehen und jede Kleinigkeit schwer zu nehmen, und als er sich mit einem Fräulein von Üchtritz aus Gotha verheiratete, bemühte sich seine leicht verstimmbare Frau, die ihn vergötterte, anscheinend wenig, seine Verletzbarkeit zu mildern. So wuchs der Argwohn gegen seine Umgebung, da er überall Kritik, Unfreundlichkeit, Zurücksetzung oder Ränke gegen seine Person witterte, und die schon im ersten Jahr einsetzende Entfremdung zur Herzogin fand an dem kleinen Hof leicht Nahrung; denn ein Mann wie Görtz, der etwas zur Selbstquälerei neigte, entdeckte immer wieder irgendwelche Ursachen, sich gekränkt oder beeinträchtigt zu fühlen. Spürte er Widerstände oder gingen die Dinge nicht gleich nach seinem Wunsch, wurde er sofort ungeduldig und begann zu lamentieren. Es war eine innere Unruhe in ihm, die seinen Freunden mitunter auf die Nerven fiel, so daß auch Dalberg, dem er gern sein Herz ausschüttete, ihn glaubte dämpfen zu müssen.[9])

Für ihm feindlich gesinnt hielt Görtz besonders den Freiherrn von Fritsch, einen der nächsten Ratgeber der Herzogin. Die Ursache der Unstimmigkeit ist nicht erfaßbar; wahrscheinlich hat Görtz sie stärker empfunden, als sie war.

[9]) Dalberg war der Pate eines Töchterchens von Görtz.

Schon im März 1763 hatte Görtz das Gefühl Neid zu erwecken. Anscheinend sah er auch den Kammerrat Berendis, der öfters mit der Herzogin Mutter in dienstliche Berührung kam, als seinen Gegner an. Als man den Sprachmeister Dumanoir als Lehrer im Französischen bestimmte, gegen dessen Person Görtz an sich nichts einzuwenden hatte, las der Graf sofort in der, wie er meinte, kurz angebundenen Art, in der es ihm eröffnet wurde, einen Mangel an Vertrauen heraus und fühlte sich versucht, den Erzieherposten wieder aufzugeben. Der Geheime Rat Greiner, der ebenso wie sein Kollege Nonne bisweilen in solchen aufgebauschten Bagatellen beschwichtigend eingriff, mußte ihn beruhigen.

An Stelle eines natürlichen Vertrauensverhältnisses zwischen Mutter und Erzieher schlichen sich, ohne daß es zu schärferen Auseinandersetzungen oder zu glattem Bruch kam, Spannungen und Mißverständnisse ein.

Nach den Aufzeichnungen von Görtz darf man annehmen, daß er die Aussprache mit Anna Amalia nicht suchte und daß er Meinungsverschiedenheiten mit ihr möglichst aus dem Wege ging. Wenn er auch in seinem Eifer nicht erlahmte, so wird doch die bis zur Hypochondrie gesteigerte Reizbarkeit des empfindlichen Mannes keine glückliche Beigabe seiner pädagogischen Bemühungen gewesen sein.

Görtz war noch kein volles Jahr in seiner Stellung, da mußte der Generalsuperintendent Basch, der öfters auch unter den Tischgästen des Prinzenhofes erscheint, ihm zureden, sich nicht eine Stelle verleiden zu lassen, an die ihn die göttliche Vorsehung gerufen habe. Auf diesen „rührenden Zuspruch" faßte der Graf wieder Mut und nahm sich vor, auf seinem Posten zu bleiben, solange er die Möglichkeit sähe, den Thronfolger zu Frömmigkeit und Tugend zu erziehen.

Görtz hatte, wie schon gesagt, eine ebenso wohlwollende wie ernste Auffassung von seinem Beruf. Es fehlte ihm auch nicht an innerem Anteil und psychologischem Interesse. Anscheinend hatte er aber nicht die unbefangene Art mit Kindern umzugehen, sich scheinbar mit ihnen auf die gleiche Stufe zu stellen, um sie aus sich herauszulocken und ihr Vertrauen zu erwerben, so daß sie sich schließlich der Leitung des Erziehers wie einem

älteren Kameraden freiwillig unterordnen. Er gehörte nicht zu denen, die ihren Zöglingen spielend beibringen, was sie lernen sollten. Er trat ihnen als Erwachsener mit dem Gewicht eines solchen entgegen und beurteilte wohl auch ihr Verhalten nicht immer nach den Maßstäben des Kindesalters. In der peinlich genauen Art, wie Görtz seinen Zögling beobachtete und sein Verhalten bis zu den geringfügigsten Unarten aufzeichnete, steckte doch andererseits die Freude des Jahrhunderts am Innenleben des Menschen, an der Ergründung seelischer Vorgänge und eine gewisse Erziehungsleidenschaft. Nur daß sie bei ihm allerdings ziemlich form- und traditionsgebunden erscheint. Vor allem geht aus den täglichen Aufzeichnungen hervor, daß Görtz keine Spur von Humor hatte; so nahm er Mutwilligkeit, Verstöße gegen den Gehorsam und die kleinen Kriegslisten, deren sich Kinder im Umgang mit den Erwachsenen bedienen, zu ernst, und daher fiel auch auf die Begeisterung, mit der er ursprünglich sein Amt angetreten, ein Reif, als die ersten Erziehungsschwierigkeiten auftauchten, die ein anderer, etwa ein erfahrener Schulmann, sicherlich leichter getragen oder gar nicht als solche empfunden hätte. So kann es sein, daß seinem Beginnen jene Freudigkeit und die ungezwungene Selbstverständlichkeit fehlte, die der lebensvolle kleine Prinz zu spüren einen Anspruch hatte. Doch darf man nicht meinen, Carl Augusts Kindertage seien ihm durch einen verständnislosen, auf ihm lastenden Hofmeister vergällt worden. Görtz war alles andere als eine tyrannische Natur. Eher nimmt man an ihm eine gewisse Gemütsweichheit wahr; für jeden Beweis der Anhänglichkeit, den er von seinem Zögling erfuhr, war er bis zur Rührseligkeit dankbar. Von Anfang an hat er um seine Zuneigung geworben; als nach monatelanger Zurückhaltung, ja Abwehr Carl August ihm erste Zeichen von Zutrauen entgegenbrachte, war er darüber glücklich. Aber er trug zu schwer an sich und an anderen Menschen, als daß sein geschäftiges, altjüngferlich besorgtes Wesen von den Kindern immer als wohltuend hätte empfunden werden können. So schlug er mitunter säuerlich süße Töne an, wo herzhafte Derbheit am Platz gewesen wäre. Das war doch wohl nicht ganz die Führung, die der zeitweilig recht ungebärdige Carl August und sein zerfahrener Bruder Constantin, ein nervöses,

nach dem Tode des Vaters auf die Welt gekommenes Kind, brauchten. Es gibt Porträts und Stiche[10]) von Görtz, die physiognomisch zu bestätigen scheinen, was seine eigenhändigen Aufzeichnungen aussagen: ein mageres Gesicht mit ansehnlicher, aber zurückfliehender Stirn, eine gebogene spitze Nase, ganz schmale Lippen, das Kinn etwas dürftig entwickelt, die Augen ziemlich tiefliegend und von dem stumpfen Blick der Kurzsichtigen, daher etwas hochmütig wirkend. Ein wenig anziehendes Antlitz, dessen Ausdruck eine gewisse Starrheit zeigt: Das Bild eines Hypochonders und eines Mannes, der sich nur in seinem Kreise drehen kann.

Das von Görtz geführte Journal gewährt uns Einblick in die von ihm angewandten Erziehungsmittel. Er geizte nicht mit Lob, wenn Carl August es verdiente. Es gibt sogar eine ganze Reihe von Briefchen, worin er dem sechsjährigen Prinzen in warmherziger Weise und mit kleinen liebenswürdigen Rokokoschnörkeln seine Anerkennung dafür ausspricht, daß er bei der Predigt aufmerksam blieb oder sonst sich gut betrug.

Wahrscheinlich wollte er seinem Zögling damit auch beibringen, wie man einen artigen Brief in höfischem Französisch nach allen Regeln der Kunst abfasse. Natürlich wurden dem Knaben auch Belohnungen für ordentliche Aufführung versprochen. So zeigte sich Carl August von seiner brävsten Seite, als ihm seine Mutter den Weimarischen Hausorden für den neuangeschafften französischen Hofanzug in Aussicht stellte, und als der Prinz, der damals noch nicht sechs Jahre war, seinen Dank für beides durch vorzügliches Betragen abstattete, schwamm sein Erzieher in Glück. Mitunter versuchte er, wenn

[10]) Das bei W. Bode, „Der weimarische Musenhof" S. 145 wiedergegebene Ölbild des Grafen Görtz, möglicherweise von dem Weimarer Hofmaler Heinsius gemalt, zeigt ein jugendliches, kluges und empfindsames Gesicht, das eher angenehm wirkt. Ob es wirklich ähnlich ist, entzieht sich wie meist bei solchen Porträts älterer Zeit der Feststellung. Jedenfalls gleicht es nur wenig den beiden uns überlieferten im folgenden beschriebenen Stichen. Der eine findet sich bei Bode, „Carl August von Weimar. Jugendjahre" S. 316, gezeichnet von E. Hof, gestochen von C. Guerin, der andere bei v. Stotzingen, „Beiträge zur Jugendgeschichte des Herzogs Carl August", Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (1909) S. 320, gestochen von D. Berger. Beide stammen aus der späteren Staatsministerzeit von Görtz. — Mit einigem Vorbehalt ziehe ich sie zur Charakteristik heran.

er über Carl August unzufrieden war, dadurch auf ihn zu wirken, daß er ihm seine Berichte an die Herzogin zu lesen gab, um ihm einzuschärfen, auf welche Eigenschaften es ankomme. Er wollte im Guten mit ihm auskommen und wünschte seiner Natur nach lieber durch gütliches Zureden als durch Strafen sein Ziel zu erreichen. Wenn er einmal schreibt, er habe den beiden Jungen, als sie nicht fleißig waren, damit gedroht, ihnen einen Tag lang überhaupt keine Stunden geben zu lassen, dann fragt man sich, ob Carl August und Constantin von diesem etwas hilflosen Appell an ihre Gesinnung sehr ergriffen waren. Manchmal muten die von Görtz verwendeten Strafmittel recht merkwürdig an. Das Grimassenschneiden des Zöglings bekämpfte er gelegentlich dadurch, daß er ihn nachäffte; vielleicht gefiel das Carl August ganz gut. Andere Male heftete er Carl August, wenn diesem irgendeine Unart ausgetrieben werden sollte, einen Zettel an, auf dem geschrieben stand, worin er gefehlt hatte. Dieser Papierfetzen wurde wieder entfernt, wenn der Prinz in sich zu gehen schien. Eine Art Anprangerung also! Es gab Tatzen, aber von der Rute machte Görtz, wie gesagt, ungern Gebrauch. Bisweilen drohte er auch nur mit ihr, indem er sie an den Spiegel steckte, was aber, wie man sich denken kann, nicht immer den gewünschten Erfolg hatte. Ob es wohl viel half, daß Görtz dem Siebenjährigen, als er beim Kirchgang fünfmal Anordnungen nicht befolgt hatte, das Kapitel „Lob guter Kinderzucht“[11]) aus der Bibel zu lesen gab und ihn dadurch zu rühren versuchte? — Auch kam es vor, daß Görtz, wenn er Carl August auf einer Lüge oder sonst einem bedenklicheren Vergehen ertappte, ihn morgens nicht beten oder ihm keine Stunden erteilen ließ; es waren Versuche, das Kind an seinem Ehr- und Schamgefühl zu packen. Auch da war die Wirkung keineswegs sicher, obwohl es vorkam, daß Carl August durch Tränen erreichte, daß er doch beten dürfe; verspürte Görtz eine Besserung, dann lenkte er um so lieber freundlich ein; so strenge Ansprüche er erhob, war er doch kein Mann der Härte und den guten Fonds in der Charakteranlage des Prinzen erkannte er stets an.

[11]) Gemeint ist das 30. Kapitel des Buches Jesus Sirach aus dem Alten Testament, überschrieben „Lob guter Kinderzucht. Wert der Gesundheit.“ — Journal 11. März 1764.

Vergleicht man die beiden Brüder miteinander, so bleibt der Eindruck, daß der Ältere erziehungsfähiger war als der Jüngere, der körperlich und seelisch in einer weniger günstigen Verfassung sich befand.

Bei Carl August entsprangen die Unarten und Hemmungslosigkeiten mehr einem gewissen Kraftüberschuß, bei Constantin einer angeborenen, nie ganz überwundenen Schwäche. Es ist denn auch sichtbar, daß Carl August sich dem Bruder von Anfang an überlegen fühlte; Versuche jedoch, den anderen dies spüren zu lassen und sich ihm gegenüber aufzuspielen, bekämpfte Görtz mit Recht. Da aber die Leistungen Constantins geringer waren und die Lehrer Mühe hatten, ihn zur Aufmerksamkeit zu zwingen, lenkte der Unterricht in den Stunden, die beide gemeinsam erhielten, Carl August öfters eher ab als daß er ihn fesselte.

Als der Erbprinz im Alter von vier Jahren, acht Monaten und vier Tagen Görtz überantwortet wurde, ließ sich der erste Eindruck ungemein günstig an. Nach der Schilderung des Grafen war Carl August damals ein gesundes Kind, körperlich weder zu zart noch zu derb, gut gewachsen, von geradem Gliederbau und empfänglicher Seele. Er fand ihn gelehrig und über sein Alter hinaus vernünftig. Der Junge zeigte, wie Görtz richtig erkannte, eine leichte Auffassungsgabe und ein ausgezeichnetes Gedächtnis — zwei Eigenschaften, die sich in Carl Augusts Leben bis ans Ende behaupteten. Wenn er ihn allerdings bei der ersten Begegnung für sanft und lenksam hielt, so mußte er in dieser Hinsicht bald umlernen. Schon am vierten Tage nämlich stellte Görtz fest, daß der Prinz auszuprobieren suchte, ob er sich seinem Willen entziehen könne. Er war wohl zu lang bloß in den Händen von Frauen gewesen, die ihm manches hatten durchgehen lassen, und hing denn auch sehr an der Kammerfrau Michaelis, die seit dem ersten Jahr für ihn gesorgt hatte, und ebenso — länger als es Görtz erwünscht war — an seiner früheren Erzieherin, Fräulein von Quernheim[12]), die dem Grafen

[12]) Wie aus den geheimen Kanzleiakten (B 25826) anläßlich der bevorstehenden Verheiratung der Hofdame von Quernheim mit dem Kammerjunker und Oberforstmeister von Witzleben (1771) hervorgeht, wurden für Fräulein von Quernheim außer dem üblichen Ausstattungsgeld von

einige eifersüchtige Aufwallungen nicht ganz verbergen konnte. Zurechtweisungen steckte der Prinz ungern ein; erhielt er einen Tadel, dann schmollte er. Eigensinn und Launischkeit traten bald so stark hervor, daß Görtz schon nach einer Woche Zweifel aufstiegen, ob er die Aufgabe befriedigend lösen könne. Monatelang hatte er gegen die Abneigung zu kämpfen, die der Knabe ihm entgegenbrachte, und es waren noch keine vier Wochen vergangen, da mußte Görtz wegen einer ausgesprochenen Unfolgsamkeit von der Rute Gebrauch machen. Man hat nicht den Eindruck, daß die Wirkung davon längere Zeit vorhielt. Berichte und Tagebuchaufzeichnungen haben immer wieder, wenn auch in verschiedenen Graden, Rückfälle zu melden. Carl August, von dessen Kinderbildern manche einen trotzigen Gesichtsausdruck haben[13]), zeigte sich dickfellig. Es kam sogar vor, daß er auf Vorhaltungen und Strafen Görtz auslachte. So hatte dieser Augenblicke, wo er der Meinung war, in der Seele Carl Augusts stecke etwas Unzähmbares. Der Prinz benahm sich öfters ungebärdig, ungehorsam, sein Eigensinn grenzte bisweilen an Verstocktheit. Dahinter glaubte sein Erzieher auch eine gewisse Eigenliebe zu bemerken. Gelegentlich stieß er auch auf eine Neigung zur Verstellung. Es ist schwer zu sagen, ob sie nur die Folge verkehrter pädagogischer Behandlung oder einer Veranlagung war. Vielleicht hat Görtz auch hier etwas übertrieben; denn schon die Anwendung kleiner Listen, durch die der Knabe seine Ziele zu erreichen suchte, erschien seinem Gouverneur höchst verwerflich. Carl August war in der Tat nicht nur klug, sondern auch das, was man einen Pfiffikus nennt. Eben das wurde von Görtz mißbilligt. Doch kann es sich, da man über die „Listigkeit" des Schülers etwas Greifbares nicht erfährt, nicht um schlimme Dinge gehandelt haben, und wenn einmal ein Bub sich kleiner Schliche bedient, um seine Wünsche zu verwirklichen, so können sich darüber doch nur sauertöpfische

---

zweihundert Reichsthalern „derselben auch in Rücksicht auf die von ihr bey der Erziehung Unserer beyden Prinzen Lbd. Lbd. geleistete treue und gute Dienste eine jährliche Pension von 200 Reichsthalern ad dies vitae" ausgeworfen.

[13]) Vergleiche dazu Hans Wahl, Die Bildnisse Carl Augusts von Weimar. (Schriften der Goethe-Gesellschaft 38. Band) 1925.

alte Tanten entsetzen. Einige Male ertappte Görtz Carl August auf Unwahrheiten. Daß er auch den leisesten Hang zur Lüge scharf bekämpfte und den Prinzen immer wieder dazu anhielt, offen zu sein und Verfehlungen zu bekennen, ist durchaus zu billigen. Es liegt auch kein Grund vor anzunehmen, daß hier in dem Knaben eine verderbliche Neigung sich eingenistet habe. Eher möchte man sogar annehmen, daß das, was Görtz als Lüge bucht, bisweilen mehr unter den Begriff Ausreden fiel.

Kein Zweifel, daß Görtz von Anfang an zu schulmäßige und gesellschaftliche Maßstäbe in die erzieherische Arbeit hineintrug. In seinen Aufzeichnungen findet sich keine Spur davon, daß er dem Mutwillen des Knaben je einen Funken von Sympathie abgewann. In der Ungebärdigkeit sah er weniger die gesunde Kraft, die in richtige Bahnen gelenkt, die umgewandelt und entwickelt werden mußte, als den Verstoß gegen Sitte und Form schlechthin, den zu bekämpfen er für notwendig hielt. Seinem Erziehungsideal haftete eben der blutleere Tugendbegriff seines Zeitalters an. So wird man wohl vermuten dürfen, daß die spätere Sturm- und Drangperiode Carl Augusts auch ein Gegenschlag war auf abgedrosselte Regungen einer Vitalität, die man in seiner Kindheit ins traditionelle Schema der Moral und der höfischen Umgangsformen hatte zwängen wollen. Der junge Mensch, dem diese Bemühungen galten, lehnte sich dagegen auf und fügte sich zeitweilig, solange seine Umgebung Macht über ihn hatte; aber die zurückgedrängten Kräfte warteten nur auf den Augenblick, sich entladen zu können.

Daß Carl Augusts Verstandesfähigkeiten über dem Durchschnitt lagen, ist wohl nicht zu viel behauptet. Doch wirft das Tagebuch auf diese Seite seines Wesens nur gelegentliche Streiflichter. Ob er nun altklug war oder nur etwas aufgeschnappt hatte, der folgende von Görtz festgehaltene Ausspruch des Fünfjährigen ist doch bemerkenswert. „Gestern abend", so erzählt Görtz, „als er von der Größe des Genies des Königs von Preußen sprach, sagte er, trotzdem halte er Julius Cäsar für größer. Eigentümlicherweise wurde ihm aber schon lange Zeit der Name Cäsars nicht genannt und hat man überhaupt wenig davon gesprochen".[14]) Als Görtz einmal mit Constantin über böse Kinder

[14]) So im Journal vom 4. November 1762. — Görtz verzeichnet diese

sprach, die Strafe zu fürchten hätten, griff der noch nicht sechsjährige Bruder ins Gespräch ein und meinte, sie seien einem Tiger zu vergleichen, von dem vorher die Rede gewesen: so wie man ihm die Peitsche vor Augen halte, um ihn zu bändigen, sei es auch mit jenen. Der Hofmeister verzeichnete diese Überlegung nicht ohne Stolz und Bewunderung.

„Das Hertze zu bearbeiten", es „weich zu machen", es zu „rühren" (attendrir) — wir würden eher sagen es aufzuschließen, war ein Hauptanliegen von Görtz. Dies entsprach den Anschauungen seines Jahrhunderts; denn es huldigte ja nicht nur der Göttin Vernunft, sondern ebenso der Empfindsamkeit. Dies lag aber auch in der Linie der christlichen Überlieferungen des Hauses Weimar und entsprang Görtzens eigenem Wesen. Es war der Ausdruck seiner religiösen Überzeugung, die er mit einem fühlbaren Beisatz von Pietismus vertrat. Ja, er war fest davon überzeugt, daß alle Schwierigkeiten der charakterlichen Erziehung, die ihm zu schaffen machten, im Grunde nur von der religiösen Seite her überwunden werden könnten. So nahm es Görtz, der darin vom Religionslehrer der beiden Prinzen, Konsistorialrat Seidler, unterstützt wurde, nicht bloß mit dem Morgen- und Abendgebet seines Zöglings sehr genau, er hielt auch darauf, daß dieser vor dem Schlafengehen in einer Rückschau auf den Tag in eine Selbstprüfung seines Verhaltens eintrete; dies war viel verlangt von einem Kinde in so frühem Alter. Richtig, mit zartester Zurückhaltung nur gehandhabt, konnte es glücklich wirken; zu starker Eifer oder gar verknöcherter Moralismus, der dem kindlichen Herzen zusetzte und ihm ein quälendes Sündegefühl einpflanzte, konnte Unheil anrichten. Es liegt zwar kein Anlaß vor zu vermuten, daß die angemessene Grenze hier überschritten wurde; aber man hat nach den vorliegenden Berichten und Aufzeichnungen auch keinen Grund anzunehmen, daß diese erbaulichen Stunden besonders heilsam verliefen. Ganz wohl ist einem dabei nicht. Zwar rühmt Görtz verschiedenfach das Verständnis des Knaben für die ihm auferlegte Selbsteinkehr. Aber er mußte bald wahrnehmen, daß Carl Augusts eigentliches Motiv bei der abendlichen Selbstprüfung der Wunsch war, gelobt zu

Bemerkung als Beweis dafür, daß das Denken des Prinzen viel weniger kindlich erscheine als früher.

werden.[15]) Eines Tages stellte Görtz fest, daß der Prinz seit einiger Zeit später aufstehe, sein Gebet im Bett spreche und dazu manchmal drei Viertelstunden brauche. Daß Carl August nicht diese ganze Zeit über bete, sagte sich auch sein Erzieher, der diese Ausflucht ohne Humor verzeichnet.[16]) Wenn aber der Graf in einer Woche, in der er zur Rute hatte greifen müssen, vergeblich sich darum bemühte, Carl August vor dem Schlafengehen zur Niederschrift seines Betragens zu bewegen, wohingegen dieser es vorzog zu spielen, so hätte er sich doch darüber wirklich nicht wundern dürfen: der Bub, von dem hier verlangt wurde, er solle jeden Abend sein Soll ins Kontobuch seiner moralischen Aufführung eintragen, war damals acht Jahre alt! Schließlich erreichte er es, daß Carl August sich dazu bequemte, die Niederschrift während des Frisierens vorzunehmen. Wie lange daran festgehalten wurde, ist nicht ersichtlich. Doch weckten diese abendlichen Gewissensprüfungen bei Anna Amalia, obwohl sie an sich im Grundsatz damit einverstanden war, gewisse Bedenken, die von den Herren ihres Geheimen Konzils gebilligt wurden; sie meinte, man dürfe ihrem Sohn, da er nach Görtzens eigener Ansicht zur Verstellung neige, dabei durch Strenge nicht zu viel Furcht einflößen, sonst werde er erst recht seine Gedanken verbergen. Darauf beteuerte Görtz, da er sich durch diese kritischen Bemerkungen der Herzogin schon wieder auf den Fuß getreten fühlte, feierlich, es würden aus Carl August nicht etwa Geständnisse herausgepreßt, er zeige auch gegenüber diesen Prüfungen keinerlei Widerwillen, es sei vielmehr nach seiner Gemütsart und seinem Charakter dies Verfahren das einzig richtige, und nur so könne der Prinz zur Tugend geführt werden![17]) Zwar zeige er sich im ersten Augenblick auf Vorhaltungen hin beklemmt, aber wenn dieser erste Moment vorüber sei, dann fühle er sehr wohl sein Unrecht, und es verursache ihm Bitterkeit!

Auch hier, bei der religiösen Erziehung bleibt der Eindruck, daß die Maßstäbe etwas zu hoch gegriffen und dem geistigen Fassungsvermögen eines Kindes nicht genügend angepaßt waren.

[15]) Journal vom 8. Oktober 1762.
[16]) Journal vom 24. Juni 1764.
[17]) So Journal vom 17. September 1765.

Was soll man dazu sagen, wenn Görtz am Pfingstsonntag (22. Mai) 1763 mit dankbarer Rührung vermerkt, das Betragen des Erbprinzen sei besonders erbaulich gewesen, und der Knabe selbst habe am Abend wahre Freude darüber empfunden? Morgens sei Carl August mit dem Gebete erwacht, der heilige Geist möge über ihn kommen wie über die Apostel und ihm Kraft geben, „sein Fleisch und Blut zu überwinden". Daß diese Sprache einem Sechsjährigen nicht angemessen war, scheint sein Erzieher gar nicht gespürt zu haben! Auch kann es kaum verwundern, daß kleine Buben bei der Predigt im Gottesdienst nicht immer aufmerksam bleiben, zumal wenn an manchen Feiertagen zweimal zur Kirche gegangen wurde.

Manche Sorge bereitete Görtz die Frage der Konfirmation. Anna Amalia hatte den Wunsch ausgesprochen, ihr Sohn möge sogleich nach zurückgelegtem dreizehnten Lebensjahr konfirmiert werden. Oberkonsistorialrat Seidler, dem der Religionsunterricht der beiden Prinzen anvertraut war, wünschte, wie Görtz der Herzogin in seinem nächsten Halbjahresbericht (vom April 1770) meldete, „daß damit noch einiger Abstand genommen werde", erklärte aber, er werde, wenn Anna Amaliens Entschluß unabänderlich sei, allen Fleiß daran setzen, auch bei kürzerer Frist den Unterricht aufs gründlichste durchzuführen. So wurde denn auch verfahren, da die Herzogin bei ihrer Meinung verblieb. Obwohl nun zusätzliche Stunden zur Vorbereitung der Konfirmation eingelegt wurden, fühlte sich Görtz, als der Zeitpunkt näher heranrückte, veranlaßt, dem Erbprinzen „sehr ernsthaft und umständlich wegen seiner so trägen Application und Vorbereitung zu der Communion zuzureden".[18]) Doch vermochte er nur vorübergehend dadurch größeren Ernst und mehr Aufmerksamkeit zu erzielen. Dann setzten alsbald wieder Rückschläge ein. Carl August war ja schließlich noch ein Kind, und überdies begünstigten die Ablenkungen des Hoflebens nicht gerade die innere Sammlung. Der fromme Görtz, der in seinem Tagebuch öfters darüber Klage führte, daß ihn selber die höfischen Zerstreuungen daran verhinderten, an seinen Gott zu denken, bedauerte es, daß die winterlichen Redouten (Januar

[18]) So das persönliche Tagebuch von Görtz unterm 12. Februar 1771.

1771) den Erbprinzen zu sehr von verständigen Gedanken abbrächten. Mit einem wahren Seufzer der Erleichterung begrüßte denn auch der Graf die letzte Redoute, die Mitte Februar stattfand[19]), also etwa sechs Wochen vor der Konfirmation Carl Augusts. „Diese Winterlustbarkeiten", schrieb Görtz, „haben freilich sowol bey dem Printzen als bey mir selbst auch manche Zerstreuungen u. innerliche Unruhe erwecket, daß ich oft in meinem Gemüthe sehr zerrüttet gewesen bin. Wie schwach und elend sind die Menschen!"

Seidler behandelte den vorbereitenden Unterricht ziemlich weitläufig und kam nur langsam voran, zumal er sich durch das Verhalten des Konfirmanden ja auch nicht gerade beschwingt fühlen konnte. So stellte Görtz im Gefühl, daß man an einem toten Punkt angelangt sei oder daß man am Ende sich zu einer Hinauszögerung entschließen würde, Anna Amalia mündlich seine Bedenken gegen jeden weiteren Aufschub vor, da die Unterweisung durch Wiederholung nur weniger angenehm ausfallen und dem weltlichen Unterricht sowie den Aufgaben der übrigen Erziehung sonst zu viel Zeit entziehen werde, „und die so wenige Jahre völlig ohne die nöthige Vorbereitung zu der so frühen Regierung hingebracht würden". Darum schlug er Anna Amalia den Sonntag nach Ostern zur Vornahme der kirchlichen Handlung vor, während die Herzogin die Heilige Woche vorzog.

Auch in diesen letzten Wochen drang Görtz, der selbst den „theologischen Stunden" beiwohnte, beständig auf Carl August mahnend ein, er möge sich ernsthafter anstrengen, um dieser ersten Probe, der seine Fähigkeiten unterworfen würden, sich gewachsen zu zeigen. Am ersten März flehte er den Prinzen „fast mit Tränen an, doch mehr auf die Wichtigkeit der bevorstehenden heiligen Handlung zu denken". Damit bricht das Tagebuch ab.

Die Konfirmation selbst fand am 27. März 1771 statt. Da der höchste Geistliche des Landes, Generalsuperintendent Sigmund Basch, tags zuvor verstarb, wurde die Zeremonie an seiner Stelle durch den Hofdiakonus Johann Sebastian Gottschalg vollzogen und die Prüfung des Prinzen durch den Oberkonsistorialrat

[19]) So persönliches Tagebuch vom 15. Februar 1771.

Seidler vorgenommen. Carl August soll die zahlreichen Fragen über christliche Glaubens- und Sittenlehre zur Zufriedenheit, ja zur Verwunderung aller Hörer beantwortet haben.[20]) Nach der Ablegung des Glaubensbekenntnisses erfolgte die Einsegnung. Tags darauf wurde dem Prinzen und seiner Mutter das Abendmahl gereicht.

Die Erziehung Carl Augusts hatte damit einen ersten wichtigen Abschnitt erreicht. Görtz muß freilich das Gefühl gehabt haben, daß die bisher angewandte Methode nicht mehr genüge, das gewünschte Ziel zu erreichen und daß man zu neuen Mitteln greifen müsse, um den Prinzen einem höheren Grad der Reife entgegenzuführen. Denn mit lebhaftem Einsatz vertrat er seit einiger Zeit den Gedanken, das unfertige, schwer zu meisternde Wesen Carl Augusts durch einen Aufenthalt an anderem Ort, durch die Berührung mit fremden Menschen und ihr Vorbild zu vervollkommnen. Doch gelang es ihm zunächst nicht, Anna Amalia dafür zu gewinnen.

Einige Zeit nach der Konfirmation stattete die Herzogin mit ihren beiden Söhnen ihren Eltern einen Besuch ab und verbrachte mehrere Wochen in Braunschweig und auf dem herzoglichen Landsitze zu Salzdahlum. Am 7. Juni traf Friedrich der Große, nachdem er soeben die großen Magdeburger Manöver abgenommen hatte, bei seiner Schwester Philippine ein. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm auch der weimarische Erbprinz vorgestellt, den er in ein längeres Gespräch zog. Zu seinem Schwager, dem Herzog von Braunschweig, äußerte er darauf, er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige. Daß der König damit lediglich der Rokokohöflichkeit seinen Tribut abgestattet habe, ist bei ihm nicht anzunehmen. Auch mit dem Grafen Görtz, dessen Bruder er vor kurzem aus dänischem Heeresdienste übernommen, unterhielt er sich unter deutlichen Zeichen des Wohlwollens. Diese Unterredung mit Görtz ist nicht ganz aus dem Gedächtnis Friedrichs entschwunden; denn als dieser aus dem Amte eines Weimarischen Oberhofmeisters ausschied, das er nach dem Regierungsantritt seines früheren Zöglings bei dessen Gemahlin,

[20]) So W. Bode, „Carl August von Weimar. Jugendjahre" S. 87 ff.

der Herzogin Luise, bekleidete, stellte ihn der König in der preußischen Diplomatie an.

Jahre neuer erzieherischer Sorgfalt, mancher Freuden und Enttäuschungen lagen für Görtz zwischen diesen beiden Ereignissen seines Lebens — Jahre, die den Zögling ihm innerlich wesentlich näher brachten als zuvor und erst später wieder entfremdeten, als mit Goethe ein genialer Mensch und ein größerer „Erzieher" als er in der kleinen thüringischen Residenz erschien: vor ihm trat der Hofmeister Carl Augusts in den Schatten zurück.

ANHANG

Halbjahresberichte des Grafen Görtz an die Herzogin Anna Amalia von Weimar.

Im Folgenden werden die wichtigsten Stücke aus den Berichten des Grafen Görtz abgedruckt, um das Bild der Kinderjahre Carl Augusts und des ersten Erziehungsabschnittes abzurunden, der mit der Konfirmation des Erbprinzen seinen Abschluß fand. Sämtliche sind ungedruckt. Auch inhaltlich wurden sie noch nicht ausgeschöpft. Auf den Wiederabdruck des ersten Berichtes, den Görtz am 20. Juni 1762 erstattete, wird verzichtet, da er als einziger der ganzen Reihe schon von Karl Kehrbach an anderm Orte veröffentlicht worden ist.[21])

Die Reihe der Görtzschen Berichte ist in einem stattlichen Aktenbande (A. Nr. 73b) des Thüringischen Haus- und Staatsarchivs gesammelt unter der Aufschrift „Geheime Canzley Acta die Erziehung derer Durchlauchtigsten Prinzen, die dieserhalb getroffenen Anstalten und die Bestellung der zu Ihro Unterweisung erforderlichen Personen betr. An. 1760 sequ. — 1775".[22]) Die Entwürfe zu diesen Berichten befinden sich im Gräflich Rechbergschen Archiv zu Donzdorf und wurden gleichfalls von mir eingesehen; sie stimmen mit der endgültigen Fassung durchweg überein.

Einige besonders inhaltreiche Berichte lohnten den unverkürzten Abdruck. Von anderen werden nur die wichtigsten Kernstücke auszugsweise wiedergegeben. Bei der Auswahl wurde darauf Bedacht genommen, Wiederholungen tunlichst zu vermeiden; einige muß man ohnehin in Kauf nehmen. Sie liegen in der Natur der Sache begründet, weil bestimmte Eigenschaften Carl Augusts seinem Hofmeister Anlaß gaben, immer wieder sorgenvoll darauf zurückzukommen.

Im allgemeinen bleiben die der zweiten Hälfte des Halbjahresberichts vorbehaltenen Darlegungen über den Prinzen Constantin hier ausgeschaltet. Nur einigemal werden sie beispielsweise mit herangezogen,

[21]) Siehe die Anmerkung oben auf S. 279.

[22]) Für die dort gefundene Unterstützung meiner Forschungen bin ich Herrn Archivdirektor Dr. Flach und seinen Beamten zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

weil der Vergleich zwischen den beiden Brüdern charakterologisch wie entwicklungsmäßig lehrreich ist. Der Jüngere, als der Schwächlichere, ist aus der schon in seiner Kindheit fühlbaren Problematik nie ganz herausgekommen und lernte das Leben nicht recht meistern.[23])

Auszug aus dem Bericht vom 11. Dezember 1762.

„Was das Hertze anbelanget, so kan ich Euer Hochfürstlichen Durchlaucht mit innigster freudigster Rührung sagen, daß es mir scheinet, darinnen seit einem halben Jahre, gar vieles gewonnen zu haben, und wann der Göttliche beistand ferner, mein und aller redlichen bemühen seegnen will, so verspreche ich mir auch, in diesem so wichtigen Stücke, bey denen vortrefflichen Eigenschaften des Herrn ErbPrintzens, den glücklichsten Erfolg. Wann die folgsamkeit dem Herrn ErbPrintzen auch noch manchmal etwas kostet, so muß ich doch zu dessen Ruhme nicht unbemercket lassen, daß dieselbigen in diesem gantzen halben Jahre, auch nicht nur einmal vollkommenen Wiederstand gethan haben, welches bey so vielem Verstande und so großer Lebhaftigkeit, die in ihrem Zunehmen gegenwärtig ist, in diesem Alter gewis selten geschehen möchte. Zum Wohlthun scheinen Sie auch geneigt zu werden, und geben davon dadurch einen beweis, daß Sie bisweilen gantz ohne Anlaß sich bekannter Armen erinnern.

Denen Vermahnungen, und Bemerckungen, über Ihre begangenen Fehler, hören Sie gerne zu, und haben seit Sechs Wochen aus eigenem trieb angefangen, mich alle Abende vor dem Gebeth zu befragen, wie dero Aufführung am Tage über gewesen seyn, welche erwünschte und glückliche Gelegenheit, ich mir denn mit Zuziehung des Herrn Seidlers benütze, um das Hertze zu bearbeiten, und Ihnen auch das wohlanständige angenehm, hingegen das unsittl.e heslich und verabscheuend zu machen. Die Göttliche Güte wolle den ferneren guten Fortgang in diesen so höchstwichtigen Wercke, zu Euer Hochfürstl.en. Durchlaucht Trost und Freude, zu dem Glück aller getreuen Unterthanen, und zu meiner wahrhaften belohnung seegnen . . ."

Doppelbericht vom 13. Juni 1763.

Durchlauchtigste Hertzogin,
Gnädigste Hertzogin und Landes Regentin

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht kan ich mit dem freudigsten Hertzen, von dem glücklichen und gesegneten Fortgang, der Erziehung dero durchlauchtigsten ErbPrintzens den pflichtschuldigsten unterthänigsten ferneren bericht erstatten. Da durch den göttlichen Seegen, die Gesundheit Hochgedachten Printzens, seit meinen letzten halbjährigen bericht, gantz ohnunterbrochen gut gewesen ist, so haben Hochdieselben auch dero Informationes, allezeit abwarten können, und ist solches gewis meistentheils gerne, willig und mit Vergnügen geschehen.

[23]) Die von Bode a. a. O. S. 32 gegebene Charakteristik des Prinzen Constantin erscheint zum mindesten als unzureichend, wie schon die wenigen auf ihn sich beziehenden Ausführungen der Görtzschen Berichte beweisen.

In der Unterweisung der theologie, hat sich der Herr Ober Consistorial Rath Seidler, Franckens Kinder theologie bedienet, und denenselben, die darinnen befindle. ausgesuchte Sprüche Heiliger Schrift, auswendig lernen laßen, wodurch Ihnen in das Gedächtnis, ein wahrer Schatz eingepräget werden. Überhaupt wird auf das sorgfältigste gesuchet, die Gottesfurcht als den festesten Grund aller menschlichen Tugenden, recht lebhaft in dero Zarten Hertzen zu machen. Es haben sich auch in diesem halben Jahre, der Herr ErbPrintz angewöhnet, alle Morgen bey dem Aufwachen, fast iederzeit ohne Erinnerung, gleich dero Gebeth zu Gott zu richten, und darinnen das Höchste Wesen, öfters um beistand zu ablegung derer Ihnen anklebenden unanständigkeiten, anzuflehen.

Die Fabeln des Aesopi, welche von 10 bis 11 Uhr zeithero in Latein sind vorgenommen worden, sind dem Herrn ErbPrintzen schon gantz verständlich. In dem Schreiben ohngeachtet einer monathlen. Versäumnis, wegen Kranckheit des Schreibemeisters[24]), nehmen dieselben von tage zu tage zu, und haben selbsten viel Vergnügen daran. Da die buchstaben im französischen Ihnen nunmehro gantz bekant sind, so ist das teutsche, mit Höchst denenselben auch angefangen worden. Das Zeichnen fält Ihnen wohl noch etwas schwer, da Sie darinnen Zumahlen sonsten, so viel nach Ihren eignen erfindungen, sich beschäftiget haben, welches aber die Hand, und den Geschmack nach und nach völlig würde verdorben haben, unterdessen sind doch auch hierinnen, die fleissigen Unterweisungen des Cabinets Mahlers Loeber' nicht unfruchtbar.

Im tanzen fahren der Herr ErbPrintz fort, sich mit Nutzen zu üben, und da Sie so viel Vergnügen an den Contretänzen bezeugen, so habe ich in denen letzteren paar Monathen des Winters, mit Eurer Hochfürstlen. Durchlaucht gnädigsten Genehmigung, zugelassen, daß der jüngste Sohn des Herrn Cammer Praesidenten von Kalb, welcher gantz wohl tanzet, in der Woche eine Stunde mit zugegen gewesen ist, wo Sie dann die Figuren, in denen Contretänzen haben versuchen können. Es hat sich solcher auch gantz gut betragen, und scheinet überhaupt dergleichen Gesellschaft, bey dem Herrn ErbPrintzen von keiner Bedencklichkeit, weil Sie in den Umgang mit Kindern sich gar nicht zu finden wissen und allemahl lieber vor sich, oder mit großen Leuten spielen. Bis Ostern habe ich die Mühe übernommen, nach meiner geringen Keñtnis in der französischen Sprache, den Herrn ErbPrintzen darinnen selbsten zu unterrichten, und dieselben so weit gebracht, daß Sie fast ohne allen Anstand haben lesen, und das was Sie gelesen, auch verstehen können. Von da an, gibt nunmehro nach Euer Hochfürstln. Durchlaucht Höchst eigenen Befehlen, der Sprachmeister Dumannoir, den dahin einschlagenden Unterricht, und haben Hochdieselben, bey demselben auch schon verschiedene schöne Fabeln, aus dem la Fontaine gelernet, auch nunmehro die Comedien des Moliere angefangen zu lesen. Da seit dem halben Jahre der Herr OberConsistorial Rath Seidler nach Lappens Chronologischen tabellen[25]), in der Historie den Unterricht gegeben hat, so

[24]) Den Schreibunterricht erteilte der Geheime Kanzlist Christian Friedrich Wilhelm Roth; später übernahm Carl August die Patenschaft bei dessen Sohn, der gleichfalls als Kanzlist angestellt wurde. (Nach den Geheimen Kanzleiakten, Weimar).

[25]) Vgl. dazu meine Bemerkung Arch. f. Kulturgesch. Bd. 28 (1938) S. 70.

haben Sie, Zumahlen was die Geschichte älterer Zeiten anbelanget, darinnen sich schon viel bemercket, und nebst der Geographie auch hierinnen einen guten Fortgang gehabt. In dem Rechnen hat der Herr ErbPrintz seit diesen Sommer auch in der Woche eine Stunde, mit dem Herrn O. C. R. Seidler. Auch fängt ermeldter Herr Seidler, die Mathematic nach denen Mayerschen Mathematischen tabellen, mit den Herrn ErbPrintzen seit dieser Zeit an, und scheinen Dieselben gar Vieles davon, recht wohl begreifen zu können.

Die Heraldic gedachten wir auch, in einer Stunde in der Woche, spielend vorzunehmen. Nach anbeygebogener Tabelle[26]) werden Euer Hochfürstlen. Durchlaucht gnädigst geruhen zu ersehen, wie ich mit Zuziehung derer beiden Instructorum glaubte, daß zumahlen in Betrachts des Aufenthalts in Belvedere die Informationes denen Beiden Durchlauchtigsten Printzen, wann es Höchst deroselben Genehmigung erhielte, konten eingerichtet bleiben.

Der Herr ErbPrintz fahren auch fort, bey dero fast über Ihr Alter reifen, gesunden und wohleinsehenden Verstande, die besten und gegründesten Hoffnungen, von einen guten und recht zärtlichen Hertzen zugeben. Ohne unermüdete Bearbeitung darf man freilich diesen Theil, bey so früher Einsicht, und bey so besondern Vorzügen der Geburth, nicht lassen, um so mehr da dieselben alles genau bemercken, auch von iedem gerne die Ursache, und den Grund wissen wollen, auch die Eigenliebe, ein Gift welches zum Unglück der Printzen, allezeit mehr Nahrung bey Ihnen als bey allen andern Kindern bekomt, manchmal hinderlich ist. Doch aber da ich das Hertz und dessen Besserung, allezeit als wichtigste in der Erziehung halte, so werde ich auch, so weit es meine Kräfte und Einsicht zulassen, dahin mein Vorzüglichstes Augenmerck richten, muß aber auch anbey die treue Assistenz derer beiden Herren Instructores, Euer Hochfurstl[en]. Durchlaucht nicht unbelobet lassen. Die Prüfung des Abends, vor dem Gebeth, von dem was den gantzen Tag vorgefallen, ist hierbey von einen grosen Nutzen. Es nehmen daselbsten öfters der Herr ErbPrintz, von Stunde zu Stunde selbsten durch, wie Sie sich den gantzen tag über betragen haben, und ereignet sich viel mahlen, daß Sie sich dabey auch wohl, Ihnen vor länger als einen halben Jahre verwiesene Vergehungen erinnern, und sie in Vergleichung bringen, welches doch ein eignes bestreben, und eine Aufmercksamkeit auf Ihro Aufführung bezeuget.

Eine Spur einer Neigung zur Unwahrheit, ließ sich in den lauf dieses halben Jahres blicken, aber Sie erkennen nunmehro vollkommen, die Hässlichkeit dieses Lasters und verabscheuen es völlig. Die Wohlthätigkeit scheinet auch lebhafter und fühlbarer, bey dem Herrn ErbPrintzen zu werden; noch letztlich, als ich nur von ohngefehr, den betrübten Zustand eines von mir auf der Strasse angetroffenen Nothleidenden, in ihrem Beisein erzehlte, gleich aber von andern Sachen sprach, so kamen Sie doch, die heißen Thränen (welch erfreul[e]. thränen) in denen Augen, um mir ein Almosen vor diesen elenden zu geben. In dem Umgange mit andern Personen nehmen dieselben auch ein wohl anständiges be-

[26]) Siehe dieselben bei den von mir zum Abdruck gebrachten Stundenplänen, Archiv f. Kulturgesch. Bd. 28 (1938) S. 89.

tragen an, und können öfters recht gut eine Unterredung unterhalten. Verziehungen in dem Gesichte, und einige üble Geberden, welche dann gar leicht zu einer Gewohnheit werden, haben seit einiger Zeit viele Aufmercksamkeit erfordert; doch erlange ich nunmehro die Hoffnung auch diesen Übelstandt aus dem Wege geräumet zu haben, oder doch nahe dabey zu sein.

Die schuldige ehrfurchtsvolle Liebe, gegen Euer Hochfürstl^en. Durchlaucht ist gewiß sehr gros, und ersehen Höchstdieselben davon tägliche Merckmahle. Auch fängt die brüderliche Liebe an, lebhafter zu werden. Einem heimlichen Vergnügen, sich bey der Schwäche Ihres Herrn Bruders zu erheben, muß aber manchmal Einhalt gethan werden.

Da es nun Euer Hochfürstlichen Durchlaucht, seit einigen Wochen, gnädigst gefallen hat, mir auch die Erziehung dero zweiten Herrn Printzens anzuvertrauen, so erachte ich es vor meine Schuldige Pflicht, Höchstdenenselben, so wie ich Hochermeldeten Printzen befunden habe, den unterthänigsten Bericht zu erstatten.

Dessen Gesundheit scheinet nach meiner Einsicht und Versicherung derer Medicis, von tag zu tag stärcker zu werden und mehr festigkeit zu erhalten, so daß sich nach und nach was den Cörper anlanget, alle bey dessen ersten Jahren befundene Schwäche verlieren wird, welches dann auch verhoffendlich mit auf die Seele vielen Einfluß haben kan, da selbige freilich, in Vergleich des Herrn ErbPrintzens, noch schwach ist, und alle geringe Vorfälle, einen heftigen Eindruck bey Ihnen haben, der Verstand aber noch nicht so reif ist, daß er leicht Mittel fände sich selbsten helfen zu können, ja auch wohl derer Ihnen an Hand gegebenen, sich zu bedienen. Daher komt eine grose Furchtsamkeit, welche auch gleich die thränen zu Hülfe nimt; daher komt der trieb der Nachahmung in allen dem was Sie von Ihren Herrn Bruder, oder auch von andern sehen; daher ergiebt sich, daß Sie noch ietzo auf Befragen von einem Vorgange, geschwind, nur blos aus Furcht, dencken mit einer Unwahrheit sich zu helfen; Eben daher fliest auch ein öfterer stiller Eigensinn, der wann er sollte mit Strenge angegriffen werden, leicht ein Stockisches Gemüthe machen könte. Es wird also hauptsächlich bey demselben, noch auf viele Nachsicht ankommen, bis daß der Verstand mehr aufgekeimet und zu fassung ordentlicher begriffe stärcker geworden.

Das Zusammenlesen ist bis ietzo, noch nicht zu bewürcken gewesen, und sind der Printz noch bey dem Buchstabiren. Unterdessen so viel als es sich bis ietzo thuen läßt, da das lesen lernen viele Zeit weg nimt, so haben Sie doch die meisten Stunden mit den Herrn ErbPrintzen, oder zum wenigsten erhalten Sie Ihren meisten Unterricht in demselbigen Zimmer, damit die Brüderliche Liebe und Neigung bey beiden, immer möge stärker und lebhafter werden. Der Sprachmeister Dumannoir hat auch nach Euer Hochfürstlichen Durchlaucht befehle, eine halbe Stunde bey dem Herrn Printzen, es fält aber diese Information bey denenselben besonders schwer, da Sie noch gar wenig verstehen, und ich nicht einsehen kan, wie das blose auswendig lernen, ohne einigen Begriff von dem was ich lerne, von vielen Nutzen sein kan. Das französische lesen läst sich auch noch nicht vornehmen, indem sich sonsten in der Erlernung des teutschen und Lateinischen lesens noch mehr hindernisse ereignen würden. Das Schreiben haben Sie auch angefangen, und zeigen aus Nachahmung vor Ihren Herrn Bruder, so wie zum tanzen, viele Lust.

Anbey unterfange ich mich Euer Hochfürstlichen Durchlaucht Höchsten Hulden den Schreibmeister Roth, so wohl als den Hoftanzmeister Aulhorn, deren Fleiß in den nöthigen Unterricht unermüdet ist, wegen dieser neuen beschäftigung in Unterthänigkeit anzuempfehlen.

Wollten Euer Hochfürstlichen Durchlaucht auch gnädigst geruhen hochgedachten Printzen ein gewisses zu dero taschen Gelder zu bestimmen, so würde ich mich dadurch in den Stand gesetzet sehen, nicht allein die so haufige vorfallende und mich öfters in Verlegenheit setzende kleine Ausgaben vor Geschencke und anders dergleichen zu bestreiten, sondern auch den Herrn Printzen nach und nach eine Kentnis des Geldes beybringen können; welche jedermann und gewiß auch einen nachgebohrnen Printzen unentbehrlich ist und in frühen Alter am besten erlernet werden kan. Das stille und sorgfältige betragen des Herrn Rath Heermanns gibt mir nunmehro die gegründete Hoffnung, daß sowohl ich als auch die beiden Herrn Instructores in den besten Einverständnis, und nach allem uns einmüthig unter dem Seegen Gottes im Stande finden werden, die hindernisse einer guten Erziehung, so viel menschlicher Weise es sich thuen lässet, aus dem wegen zu räumen, und nach allen Kräften beide durchlauchtige Printzen, zu allen Gott und denen Menschen wohlgefälligen tugenden anzuführen. Schlieslich muß ich noch berühren, daß seit der letzten von Euer Hochfürstlichen Durchlaucht gnädigst getroffenen Aenderung in Ansehung derer denen Printzen H. Dl. zugegebenen bedienten, sie sich allesamt so betragen, daß Sie sich der Gnade Höchstderoselben dadurch würdigen.

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht gnädigste Genehmigung meines zeitherigen betragens erwartend, verharre ich mit der tiefsten Ehrfurcht

Euer Hochfurstlichen Durchlaucht
Meiner gnädigsten Hertzogin und Landes Regentin

Belvedere den 13. Juni 1763

unterthänigst treu gehorsamster
Joh. Eustachius G. v. Görtz

Auszug aus dem Bericht vom 17. Mai 1764.

. . . „Nur kan ich überhaupt ohnangemerckt nicht lassen, wie leyder in diesen halben Jahre, der thätige Fleis den Herrn Erbprintzen nicht belebet hat, welcher sonsten alles erlernen Ihnen so angenehm und leichte machte. Täglich, ich kan es Euer Hochfurstlichen Durchlaucht nicht verbergen, wird er fast minder, und es scheinet, daß der schlimme und gefährliche Zeit-Punckt in den Erziehungs Jahren, ich verstehe denjenigen, wo die sinnl[en]. Trieben allein zu starck würcken, und wo die Vernunft noch zu schwach ist, um denenselben wiederstehen zu können, ietzund sich bey denenselben einstellet, welcher aber bei Ihnen um so mehr bedencklich wird, je stärker von den allerersten Jahren bey Ihnen die Eigenliebe gewesen ist; Quelle, woraus zeithero viel gutes zu schöpfen, welche aber gewiß auch eben jetzt desto gefährlicher wird. Blos was Sie selbst verrichten können, scheint Ihnen dessentwegen nur angenehm zu sein. Ihre Lebhaftigkeit schlägt auch viel öfterer in Wildigkeit aus, und überdenken Sie weit weniger wie vorhin, die Pflichten die Ihnen obliegen. Ich habe mit Zuziehung derer H[rn]. Instructores durch Religion,

Ehrbegierde und allen sonst aus mir beifallenden liebreichen und drohenden Vorstellungen gesuchet, denen üblen folgen und Ausbrüchen vorzubeugen, und scheinen mir diese auch bis jetzo die einzigen, einigen Nutzen hervorzubringende Hülfs-Mittel zu sein. Zu große Schärfe, würde wie sie in allen Erziehungen wohl allemahl nachtheilig ist, auch hier gewiß die schlimmsten folgen haben, und muß ich derselben mich bedienend alle Vorsicht brauchen. Wie äußerst bekümmernd und nagend diese Umstände meinem Herzen gewesen sind und oft auch noch sind, bin ich auszudrücken nicht vermögend. Manchmal ist mir der Zaghafte Gedancke gekommen, daß ob es wohl an Eifer und treue mir nicht mangelt, mir doch vielleicht die nöthigen Einsichten bey so schwehren Pflichten abgehen möchten. Das Zutrauen zu der Göttlichen Güte, die auch den Mangel der Kräfte bey guten Absichten oft ersetzet, benebst der ohnunterbrochenen Einträchtigkeit mit denen Herren Instructores ist auch noch bey vielen Gelegenheiten die erquickenste Aufrichtung vor mein Gemüthe. Doch auch wird dieser Zeit Punckt vielleicht geschwind vorüber gehen, und solte solches auch so glücklich geschehen, so hätte ich alsdann Euer Hochfürstl[en]. Durchlaucht, die grösten Hofnungen zu versichern, da sonsten die Grundlagen von denen vortreflichsten und edelsten Eigenschaften sich auch gewiß zeigen.

Was den Printz Constantin anbetrift, so ist seine gantz besondere Lebhaftigkeit und Flatterhaftigkeit, eine fast bis jetzo unüberwindliche Hindernis, nicht allein um demselben etwas zu lernen, sondern auch um Ihnen feste Reguln Ihres betragens beibringen zu können. Werden die Sachen nicht auf das simpleste eingekleidet, so begreifen Sie sie kaum, und dennoch haben Sie sie auch begriffen, so sind sie doch bald wieder vergessen. Blosse Gelindigkeit, will nicht allein sattsam scheinen, und Strafen würden bey der Ihnen eignen Furchtsamkeit, bald allen üblen Erfolg der Erziehung vereiteln. Mit grunde der Wahrheit kan ich Euer Hochfürstl. Durchlaucht versichern, daß wann Sie auch manchmal in Gesellschaften und sonsten einige Spuren eines Witzes verspüren lassen, doch oft es auch gar nicht scheinen will, als wann Grundlagen davon da wären. Wird Ihnen auch auf das kürzeste und deutlichste eine Sache vielmahlen hintereinander vorgesaget, und wann man dann von Ihnen wissen will, was es sey, so haben Sie kaum das erste oder letzte Wort bemercket. Aus denen Predigten, wovon der Herr ErbPrintz doch allemahl das Hauptsächlichste nunmehro behalten, haben Sie noch nichts als zwey mahl iedesmahl ein Wort mir wieder sagen können, und auf befragen woran Sie gedacht, so sind es fast jedesmahl Ihre Kleider. Stoltz scheinen Sie vielmehr wie dero ältester Herr Bruder zuhaben, doch aber läst sich einige besserung spüren. Wie weit Ihre Eitelkeit in Kleidung und auf dero Figur gehen, sind Euer Hochfürstl[en]. Durchlaucht, und dero gantzer Hof oft augen zeuge gewesen. Ihre Neigung und Zutrauen zu denen Cammer und Livrey bedienten, würde weit gehen, wann nicht besonders darauf Acht gegeben würde, auch das vernünftige und bescheidene betragen des Ihnen zugegebenen Cammer laquaiens ohnehin da nichts befürchten lässet. Was freilich die Erziehung sehr erschwehret, ist die gantz besondere Verschiedenheit derer beiden Herren brüder, da die Neigung des einen fast allemahl die entgegen gesetzte des andern ist.

Ich habe auch Euer Hochfürstl. Durchlaucht gnädigsten befehlen gemäß, diejenigen von Höchstdero Dienerschaft, welche an der Tafel

dero Durchlauchtigsten Printzen haben können zugelassen werden, einladen lassen, und mir alle Mühe gegeben, soviel wie möglich, solche indistincte zu nehmen, doch aber nicht das Glück gehabt, wie es Höchst denenselben schon bekant ist, darinnen manchen, welches ich doch aufrichtig wünschte, nach Gefallen zu sein. Genug war es mir, daß Eure Hochfürstlichen Durchlaucht auch hierinnen mein betragen zu genehmigen geruheten; und unterfange ich mich nur Höchst denenselben noch, auf Pflicht und Gewissen unterthänigst zu versichern, daß auch in diesem Fall ich keine Rücksicht auf mich nehme, sondern lediglich auf die mir gnädigst anvertraueten Printzen; und aber da eines Theils, man den betracht auf Ihr alter, dann auch darauf nehmen muß, daß die halbe Stunde vor und nach dem Essen, (da die übrige Zeit mit Stunden besetzt ist,) fast die einzige ist, die Sie noch zu denen Ihnen doch nicht gäntzlich zu verwehrenden kindischen Spielereyen anwenden können; ich also eine vollkommene Ordnung darinnen zu halten, mich noch verhindert sehe; darinnen aber auch zu fehlen glaubte, wann ich Ihnen solche Spielereyen, in Gegenwart, der Ihnen mit besonderer Achtung zu betrachtender Herren, zuliesse, dann dadurch das wohlanständige betragen leiden würde.

Die Gesellschaften derer Damens, scheinen Ihnen zu dem Umgang recht nützlich zu sein, und laß ich Ihnen da, manchmal mit Fleis einige Freiheit, um Sie nicht gar zu gezwungen zu gewöhnen.

Die Gesundheit beyder Printzen ist Gott Lob ziemlich ohnunterbrochen gut gewesen. Nur kan ich nicht vorbey lassen, Euer Hochfürstlichen Durchlaucht unterthänigst zu versichern, daß die, diesen Winter den Herrn ErbPrintzen zugestossene Unpäslichkeit, welche man von einem erschrecken hatte herleiten wollen, um daraus die Schwäche Ihrer Nerven zu beweisen, gewis lediglich von der Schwäche Ihres Magens ihren Ursprung gehabt hat, da Sie, wohl eine Stunde vor den Schrecken, über Übelkeiten klagten. Meiner Einsicht nach ist Ihr genus nervorum nicht schwach, sondern Sie sind schwer zu bewegen und unerschrocken, welches wohl sichern Merckmahle von dem Gegentheil seyn solten." ...

Auszug aus dem Bericht vom 27. April 1765.

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht muß ich bekennen, daß was die bildung des Hertzens, zumahlen die beugung des Willens, bey dem Herrn ErbPrintzen anlanget, dieses halbe Jahr mir uberaus beschwerlich geworden ist. Es hat fast meistens heftigkeit im Reden, immerfort Ernst, und ein sich durchaus gleiches betragen erforderlich sein wollen, um den beinahe unbeugsamen Willen, so wohl auf das Gute zu bringen, als ihn auch von häufigen Abwegen, wo ihn der nun starck werdende Muthwillen, verleitet hat, abzubringen. Cörperliche Strafen würden wenn sie allein gebraucht werden solten, bald verachtet werden, blose Worte auch bald gar nichts gelten, und sind bis ietzo die Religion, mit Ehrbegierde, und vermischten Aufmunterung, bey guten betragen, noch die einzigen hülfen gewesen. Es sind schwehre Jahre, welche zu überstehen, Seegen von Gott, und Gedult gehöret. So viel muß ich doch unterdessen EuerHochfürstlen. Durchlaucht versichern, daß nach der ietzigen Kentnis, die ich von dem Gemüthe, und denen fähigkeiten des Herrn ErbPrintzens habe, ich fest überzeuget bin, daß der gute Erfolg der Erziehung desselben, blos davon abhanget, daß demselben eine recht frühe, lebhafte, und durch nichts

unterbrochene, thätige Gottesfurcht und Erkenntniß in Ihrer Religion beigebracht, und auf das sorgfältigste in Ihnen unterhalten wird; und dann daß Sie in denen, die mit Ihnen einen genauen Umgang haben, oder mit Ihrer Erziehung beschäftiget sind, einen durchaus Exemplarischen Lebenswandel zu bemercken haben; da in Ermanglung eines von diesen, in betracht Ihrer so frühen bestimmung, welche zu kennen Ihnen fast nicht mehr verborgen bleibt, Ihrer Aufmercksamkeit auf alle handlungen derer andern, Ihre von der zartesten Jugend eignen Eigenliebe, und Eigenwille, die schönsten hofnungen auf einmal, und dann auf beständig könten verloren gehen.

Auszug aus dem Bericht vom 16. September 1765.

„Bey dem mir gnädigst aufgetragenen Erziehungs-Geschäfte derer Durchlauchtigsten Printzen, kan ich, was den Herrn ErbPrintzen anlanget, Euer Hochfürstlichen Durchlaucht immerfort Hofnung und Furcht nicht verbergen. [Grose Fähigkeiten der Seele, eine fast über Ihre Jahre gesunde Beurtheilungs Kraft, ein alles gar leicht fassender Verstand, ein sehr glückliches Gedächtnis, eine unerschrockenheit des Geistes, Standhaftigkeit im Gemüthe, sind so viel Eigenschaften, welche was groses und den schönsten Erfolg in der Erziehung gewiß versprechen können; Aber auch eine gar starcke Eigenliebe, ein übermäßiger Ehrgeitz, die Geschicklichkeit und dadurch auch die Lust zur Verstellung, eine fast durch kein Mittel zu erhaltende folgsamkeit, ein gar zu schwer zu bewegendes, und fast nicht zu erschütterndes Gemüth, ein eben so harter Sinn, und ein noch blos durch sinnliche Empfindungen zu rührendes Hertz machen noch alle Erwartung ungewiß. Hätten der Herr ErbPrintz nicht die großen Vorzüge der Geburth, hätte die Vorsehung Ihnen nicht eine so frühe bestimmung bereitet, so wolte ich ohne einige furcht das gröste von Ihnen versprechen; Aber eben diese, nebst denen zumahlen an einen hofe nicht zu vermeidenden und einen solchen Gemüthe Hochstschädlichen Schmeicheleyen erschweren allen guten Erfolg auf das unendlichste.][27]) Bey diesen Umständen wird nun allein, eine bey Ihnen Lebhaft zu erweckende und auf den festesten Grund, zu Bauende Gottesfurcht, das beste würcken können, und ohngeachtet die Erziehung des Herrn ErbPrintzens allemahl überaus beschwerlich sein wird, so vertraue ich mich doch noch immer der Göttlichen Vorsehung, daß da Sie mir, mit den reinesten Absichten, eine so mühsame Beschäftigung auferlegt hat, Sie mir auch dazu die nöthige Klugheit und Stärcke verleihen wird.

Von Euer Hochfürstlichen Durchlaucht erbitte ich mir die Gnade, daß bey der Schwere der Erfüllung, der mir obliegenden Pflichten, Höchst dieselben um so mehr geruhen möchten, mein Betragen auf das aufmercksamste zu bemercken, damit wann ich etwa darinnen saumseelig sein sollte, oder ich unter deren schwere erliegen möchte, Euer Hochfürstlichen Durchlaucht sogleich diejenigen Vorkehrungen selbsten treffen könten, welche das mir über alles gehende Wohl dero Printzens erfordern könte. So glücklich wie ich mich schätze, eine sich so selbst belohnende

[27]) Die in Klammern gesetzte Stelle wurde von G. Mentz in seinem obenerwähnten Beitrag zur Festschrift für Otto Dobenecker (1929) S. 417 veröffentlicht.

Beschäftigung mir durch Höchst dero Gnade anvertrauet zu sehen, so unglücklich würde ich sein, wann ich dereinsten mir den Vorwurf zu machen hätte, daß durch Mangel meiner Kräfte, oder auch wohl meines Fleises, ein so wichtiges Werck verfehlet worden wäre. In dem, Gott gebe im vorkommenden Fall, schencken mir Euer Hochfürstlichen Durchlaucht, als eine Wohlthat, meine Freiheit.

Der Printz Constantin besitzet nicht alle die vorzüglichen großen Eigenschaften und Fähigkeiten, allein sein sehr gutes leicht zu lenckendes Hertz, erleichtert gar sehr die Mühe der Erziehung. Etwas mehr als lebhaftigkeit, eine große flüchtigkeit, verleitet ihn öfters, aber auch die geringste Erinnerung wircket Reue, und die fortdauernde Liebe, die Er zu mir trägt, macht mir Vieles leicht. Freilich werden bey Ihm die jugendlichen Jahre am gefährlichsten sein und Er wird schwerlich so standhaft zu bilden sein, daß Er in denenselben nicht auf manche Abwege gerathen sollte, und wird es also bey demselben hauptsächlich darauf ankommen, daß nebst dem Grund der jetzt bey Ihm zulegen ist, Er nach denen beendigten Erziehungs Jahren einen treuen Freund um sich zu finden, das Glück haben mögte. So viel bleibt gewiß, daß bey beiden eine strenge Erziehung sehr schädlich seyn würde. Dem Herrn ErbPrintzen würde sie nur noch geneigter zur Verstellung machen, und hätten Sie dadurch mich oder jemand nur einmal hintergehen können, so würde dann auch gewiß, solche Ihnen auf Ihre gantze Lebenszeit anhangen. Den Printz Constantin würde sie gar zu furchtsam und nieder geschlagen, auch wohl stockisch machen, und da aus einer gemässigten Lebhaftigkeit und einen gereinigten Ehrgeiz bey Ihm das meiste gute wird zu wircken sein, so würde eben diese dadurch unterdrücket werden. Was der fortgang in denen Wissenschaften, und in denen Unterweisungs Stunden anlanget, so ist und kom̄t täglich der Herr ErbPrintz seinen Herrn bruder, ohngeachtet Sie fast alle Stunden gleich haben, darinnen weit vor." ...

Auszug aus dem Bericht vom 28. April 1766.

„Da in meinen seithero unterthanigst erstatteten Berichten, ich Euer Hochfurstlichen Durchlaucht die Hauptzüge von denen Gemüthern derer mir gnädigst anvertraueten Printzen Höchst denenselben vorgeleget habe, so werde ich in meinen jetzigen pflichtschuldigen Bericht diejenigen Veränderungen nur anzuzeigen haben, welche sich seitdem bey denenselben haben bemercken lassen.

Mit grosser Freude muß ich dabey zuerst bemercken, daß seit diesen Winter der Herr ErbPrintz gar verschiedene Proben von einem fuhlbaren Hertzen gegeben hat, und nunmehro die gröste Hofnung mir läßt, daß die so glückliche Empfindungen des Wohlthuns und der Freundschaft, auch von Ihm mit ihren Reitz werden empfunden werden. Der Wille ist nur noch allemahl da schwer zu lencken wo Sie nicht gleich die Ursachen einsehen, warum dieses oder ienes verlanget wird; kan Ihr Verstand aber dieselbigen einsehen, so ist auch Ihr Gehorsam desto gewisser und williger. Sachen, die Ihnen gleichgültig scheinen, da thun Sie freilich allemahl das lieben, was nicht geboten ist. Unterdessen vorsetzlich, oder noch weniger wiedersetzlich ungehorsam sind Sie niemahlen. Euer Hochfürstlichen Durchlaucht hatte ich in meinen letzten unterthänigsten

Bericht angezeiget, wie daß, wann ich zu grosse Schärfe bey der Erziehung des Herrn ErbPrintzens gebrauchen wolte, derselbige mittelst denen grossen Gaben seines Verstandes zu der verstocktesten Verstellung gebracht werden würde. Da ich aber freimüthig bekañte Fehler mit blosen Vermahnungen bestrafet, hingegen da wo ein Mangel der Aufrichtigkeit sich verspüren lassen, desto mehr Schärfe bewiesen, so kan ich Höchst denenselben auch gewiß versichern, daß wann etwas die Erziehung des Herrn ErbPrintzens erleichtert, so ist es die Gewisheit, daß dasjenige, was Sie mir sagen, aufrichtig ist. Meister von sich ist Er so frühe, als man in einen so frühen Alter es nur sein kan, und wird allemahl Vorsichtigkeit und behutsamkeit in seinen Umgange haben; ist aber diese Eigenschaft blos auf das gute zu lencken, so kan sie Ihm auch bey seiner künftigen bestimmung von dem grösten Nutzen sein. Ein sehr feiner Eigendünckel scheinet bis jetzo noch das gefährlichste Netz zu sein, wodurch Sie Ihre dereinsten vermuthlich einzigen Feinde, die Schmeichler, werden bestricken können; ohngeachtet es auch Geschicklichkeit erfordern wird, Ihnen unbemercket bey zu kommen. Abgeschmackte Lobeserhebungen sehen Sie schon jetzo an vor das, was sie sind, und machen keinen Eindruck auf Ihnen. Zum Hochmuth ist Ihre Seele zu edel, und der Stoltz der Rechthaberey wird sich zum wenigsten zum Theil mit denen Jahren der mehreren Erkentniß auch verliehren; bey diesen allen erfordert Ihre Erziehung alle möglichste Aufmercksamkeit und ein sich beständig gleich bleibendes betragen. Ihr auge bemerket und vergleichet alles, und so wie überhaupt das Vorzüglichste einer vernünftigen Erziehung in denen Exempeln bestehet, so würden Sie sich am allerwenigsten nach andern Grund-Sätzen behandeln lassen, als diejenigen sind, die Sie selbsten ausüben sehen. Deswegen ist es nöthig, daß Sie nichts als die tiefste Ehrfurcht vor Gott und der Religion als der Grund der wahren Glückseeligkeit, und eine thätige Ausübung aller übrigen tugenden bey allen zu bemercken haben. Die Prüfung so des Abends mit Ihnen geschiehet, ist deswegen bey Ihnen um so nöthiger, da bey Ihrer feinen Eigenliebe es gefährlich sein würde bey jeder Gelegenheit und in Gegenwart eines jeden Ihnen beständige Vorstellungen zu thun oder öffentliche Verweise zu geben. Es würde dieses einen öfteren Unwillen gegen die, so es thun, und gegen das gute selbst und auch manchen Ausbruch des Eigensinnes veranlassen, geschweige daß auch ofter nach beschaffenheit der Personen es würde bedencklich sein. Da Sie wohl nachzudencken wissen, so hat sie auch Ihren Nutzen bey Ihnen, und hauptsächl. bestehet Sie darinnen; Es wird Ihnen kürtzlich Ihre Aufführung von dem tage vorgehalten, und Ihnen so wohl die Fehler bemercklich gemacht, welche vorgekommen, als auch das Gute, was Sie gethan haben. Über ersteres wird Ihnen Mitleid und Unwillen bezeiget und die Mittel gewiesen, wie Sie sich hinführo vor solchen Fehlern zu hüten haben. Strafen werden gar selten, ich kan wohl sagen niehmålen vorgenommen, ihr fühlbares Hertz manht Sie aber demohngeachtet bey grosen Vergehungen thränen zu vergiessen. Inquisition kan dabey nicht statt haben, dann indem ich, oder einer deren Hrn. Instructores allemahl um Ihnen sind, so werden die Fehler vorgneommen, welche wir selbsten bemercket haben; bey den guten, welches Sie gethan haben, wird Ihnen Freude und Zufriedenheit bezeuget, und Ihnen neue Ermunterungen gegeben, immer weiter darinnen zu gehen. Nebst dem obangeführten daraus zu entstehenden

Nutzen, ist auch noch dieser in betrachtung zu nehmen, daß Sie doch nach und nach dadurch eine Gewohnheit bekommen, gegen sich selbsten Rechenschaft von Ihren betragen abzulegen, und daß die Sprache Ihres Gewissens frühe in Ihnen rege gemacht wird. Das angenehme in dem Umgange fehlet Ihnen noch viel, und wird Ihnen schwerer wie manchen andern es anzunehmen, da jedoch, wann Sie es sein wollen, Ihr Verstand Ihnen auch dabey sehr hilft. Die Verziehungen im Gesicht, und fast alle mögliche Arten von Grimacen, erfordern noch immer eine gantz besondere Aufmercksamkeit und Sorgfalt. . . ."

Aus dem Bericht vom 1. May 1767.

„Die Grundlage derer Caractere, so wie sie die gütige Natur, denen von Euer Hochfürstl^en^. Durchlaucht zu erziehen mir anvertrauten Printzen gegeben hat, habe ich in meinen vorjährigen Berichten Höchst denenselben vorzulegen mich bemühet, indem der Grund Ihrer Erziehung auf diese gebauet werden mußte. Ich muß mich auch deswegen darauf von neuem beziehen; die sich dabey zeigende Aenderungen, können nunmehro nur in der länge der Zeit, sehr bemercklich werden; das Gute muß Zeit zum aufkeimen haben und durch öftere Ausübungen zu einer fertigkeit kommen. Üblen Neigungen muß oft vorgebeuget werden, oft werden nun, auch musten eigne unangenehme Erfahrungen der Erziehung zu Hülfe kommen. Diejenige des Herrn ErbPrintzens bleibet freylich allemahl am bedencklichsten und oft kummervoll. Da ich von meiner Jugend auf an kummervolle Aussichten mich zu gewöhnen gehabt habe, so sehe ich sie selbsten vielmahlen, für mich als eine besondere Prüfung von der Vorsehung an, daß mir auch in meinen Berufspflichten dergleichen Aussichten müssen bestimmet sein. Allein auch dieses ist nur in traurigen Augenblicken. Ich habe schon in verschiedenen, meiner unterthänigsten Berichten Euer Hochfürstl^en^. Durchlaucht zu versichern gewaget, daß ich gewiß glaubte, bey dem Herrn ErbPrintzen Grundlagen von Tugenden wahrzunehmen, welche dereinsten Höchst dero Freude und das Glück dero Unterthanen machen würden. Und dieses glaube ich auch noch feste. Kañ dessen Erziehung auf einerley Grundsätzen fortgeführet werden, kan derselbe beständig in diesen Jahren wo der Gehorsam noch erforderlich ist und wo derselbe so schwer fällt, nur vor Schmeichler bewahret bleiben, so wie ich diese beiden Stücke von der Gnade Gottes, und von dem Zutrauen Euer Hochfürstl^en^. Durchlaucht verhoffe, so bleibet mir beinahe keine Furcht. Des Herrn ErbPrintzen sein Verstand und Beurtheilungs Kraft ist zu richtig, daß er nicht das reitzbare und selbst belohnende in der Ausübung der tugend solte einsehen lernen, und ist derselbe erst dieser Empfindungen fähig, so versichert auch sein übriger Caracter, nebst dem Grund, der durch die Religion in Ihm geleget wird, daß Er gewiß selten abweichen werde. Häufige gute Exempel von andern wirken viel bey jeder Erziehung, und haben, wann sich deren vorgefunden, wegen seines sehr feinen Ehrgeitzes einen überaus großen Eindruck auf Ihn gemacht. Es sind also auch diese Ihm von Hertzen in Zukunft zu wünschen. Üble Exempel, ohngeachtet Er sie richtig beurtheilet, reitzen Ihn doch zu der Nachahmung, und bleibt es allemahl gewiß, daß der Herr ErbPrintz ein sich allemahl gleich bleibendes Betragen verlanget, und wird jemand auch nur durch eine einzige unrichtige Handlung seine

Hochachtung verlohren haben. so wird derselbe auch gewiß wenig gutes mehr vermögen. Die wenige Neigung zu der Höflichkeit fließt mit aus seinem Caracter, (sie entspringt aber nicht aus dem Stoltz, denn dazu ist sein Hertz zu edel,) und es wird allemahl eine schwere Bemühung sein, Ihm solche mit Fertigkeit ausüben zu machen.

Auszug aus dem Bericht vom 29. May 1768.

„. . . Täglich, mit wie vieler Freude kañ ich dieses Euer Hochfürstl.en Durchlaucht sagen, geben der Herr ErbPrintz gewisse Hofnungen, daß Sie dereinsten nicht allein ein einsichtsvoller, sondern auch ein gerechter, großmüthiger und wohlthätiger Fürst sein werden. Nach der Grundlage Ihres Caracters, weshalben ich mich auf meine vorjährigen unterthänigsten Berichte beziehe, versprachen Sie schon vieles, und die zunehmenden Jahre machen mich dieser Hoffnungen zuversichtlicher. Sollten der Herr ErbPrintz noch das Glück haben, daß Sie während Ihren Erziehungs Jahren, einige Zeit an einem fremden Ort, einem freien und mit keinen Neben Absichten verknüpften Umganges würden geniessen können, so werden Euer Hochfürstlen. Durchlaucht gewiß das große Vergnügen haben, daß dero Herr Sohn nicht allein das Glück und die Freude derer unterthanen sein wird, sondern daß Ihn auch sein Umgang, einen jeden angenehm und liebenswürdig machen wird. Wie nothwendig aber auch dieses, zu dem guten Erfolg der Erziehung, demselben sein wird, solches erfordert meine Pflicht, Höchstdenenselben anzuzeigen. . . .“

Auszug aus dem Bericht vom 29. Sept. 1768.

„Ihr Verstand wird Erfahrungen machen, und sich derer gewiß benutzen, die Ihnen hier allemahl abgehen werden, und es wird Ihnen vieles nicht allein vom demjenigen was zum angenehmen Umgang gehört, sondern auch von dem was einen guten Regenten erforderl. ist, nicht beigebracht werden können, wann Sie Ihre Erziehungs Jahre blos unter Ihrer Dienerschaft würden zubringen müssen. Euer Hochfürstlichen Durchlaucht höchst erleuchtete Gesinnungen hierüber sind mir zu wohl bekañt, um mir mit Zuversicht zu versprechen, daß Hochst Ihro selbsten zu Ihrer Zeit alle Hindernisse, die dieses erschweren können, aus dem Wege zu räumen, wissen werden.“

Auszug aus dem Bericht vom 6. May 1769.

„Die Politur seines Caracters aber, die Pflicht fordert mich auf, dieses Höchst denenselben in allen meinen unterthanigsten Berichten zu sagen, wird Ihnen nicht hier an dem Hofe, und in dessen jetzigen Verfassung, sondern auswärts gegeben werden müssen. Nicht blosse Reisen werden diesen Endzweck erhalten machen, aber ein Aufenthalt an einem Orte, wo sie einen freien Umgang mit verEhrungswürdigen und Liebenswurdigen Personen beyderley Geschlecht geniessen, wo derselbe ohne Neben Absicht statt haben, und wo man ihnen selbsten Muster zur Nachbildung wird wählen lassen können, wird dazu ohnumgängl. erforderl. sein. Es ist dieses nach meiner Einsicht der wichtigste Punckt

bey der Erziehung des Herrn ErbPrintzens, und da meine dermahlige Verbindung, eine Entfernung mir allemahl, was mich selbst anbelanget, schwer machen wird, so werden Euer Hochfürstl[en]. Durchl. mir um so ehender die Aufrichtigkeit meiner Absichten glauben.

Auszug aus dem Bericht vom 6. Oktober 1769.

„Noch immer hoffe ich mit mehrerer Zuversicht, daß Sie nebst einem gesunden und reifen Verstande, ein großmüthiges, edles und tugendhaftes Hertz haben werden. Die zärtliche Liebe, die Sie gegen Euer Hochfürstl. Durchl. haben, wächst täglich, und ich glaube gewiß sagen zu können, daß bey Ihnen die kindliche Ehrfurcht und treue nie einige Abänderung leiden wird. Mit Ihrem Willen sind der Herr ErbPrintz gewiß auch gegen niemanden unhöflich oder unfreundlich, und wann es manchmal von Personen so genommen wird, so ist es von Ihnen doch gewiß nicht so gemeinet gewesen. Das angenehme und allgemeine wohlgefällige in dem äußerlichen ist Ihnen nicht angebohren, und muß man dieses von der Zeit, und zumahlen von dem Umgang mit Freunden, und von einem Aufent-Halt an einem fremden Orte erst erwarten. Dieses verspricht Ihr gantzer Carackter, und das ist in dem jetzigen Zeit Alter, und vor einen dereinstigen Regenten, in Deutschland allemahl was Höchst wichtiges, daß Sie nie auch nur einen Hang, oder einen wohlgefallen an der fatuitaet haben werden. Wahr sind Sie dabey in Ihren Worten, und in Ihren Handlungen, und diese Tugend macht den bey Ihrer Erziehung sonst so beschwerl[en]. harten Sinn doch noch manchmal erträglich."

Auszug aus dem Bericht vom 22. April 1770.

„Vielleicht geruhen aber Höchstdieselben nachfolgende meine unterthänigste Bitte in dem Lauf dieses Sommers zu meiner größten Beruhigung mir zu gewähren. Da es nun acht Jahre sind, daß ich der Gnade und des Zutrauens genieße, die Aufsicht der Erziehung derer Printzen Durchl. Durchl. mir anvertraut zu sehen, so wünschte ich sehnlichst, daß es Euer Hochfürstl.Durchlaucht gefallen möchte, in Höchstdero eignen, und des Geheimen Consilii Beisein, die Printzen von Ihren Lehrern in denen Ihnen die Zeit her unterwiesenen Wissenschaften examinieren zu lassen. Es wird dieses zuversichtlich denen Printzen sowohl als Ihren Lehrern zu einer Aufmunterung gereichen, mir würde es bey denen so schwer obhabenden Pflichten eine beruhigende Sicherstellung, und vielleicht dem gantzen Erziehungs Plan nothwendig und angemessen sein. Euer Hochfürstlichen Durchlaucht Höchsten Einsichten, wird aller daraus zu hoffender Nutzen weitlaufiger anzuführen ohnehin unnöthig sein, und Höchstdero Mütterliche Sorgfalt für das Wohl derer Durchlauchtigsten Printzen versichert mir die Erhörung meines unterthänigsten Gesuchs.

So wie des Herrn Erbprintzen Durchl. in reiferen Einsichten, in guten Gesinnungen, und vielem guten immer mehr zunehmen, und ich ein solches in meinen unterthänigsten Erziehungs Berichten mit innigstem Vergnügen nicht unbemerkt lassen kan, so wolte ich auch wünschen, daß ich einen gleichen Fortgang in dem angenehmen des Umganges, in dem Anstand, und in dem was zum Liebenswürdigen gehört, anzeigen könte.

Allein so zärtlich auch meine Liebe für den sonst so viel versprechenden Printzen ist, so verhindert sie mich doch nicht, mit vieler Bekümmernis einzusehen, daß darinnen noch gar zu vieles zurück ist, und täglich wächst meine Ueberzeugung von dem, was ich deshalb in allen meinen vorherigen Erziehungs Berichten Euer Hochfürstl. Durchlaucht unterthänigst angeführet habe, nehmlich daß lediglich durch einen Aufenthalt an einem fremden Orte und von einem Umgang mit fremden Personen es abhangen wird, darinnen eine große Aenderung zu erhalten. So bedenklich auch dieser Schritt immer sein wird, so schwer er Euer Hochfürstlichen Durchlaucht Mütterlichen Zärtlichen Hertzen immer fallen wird, so schwer, wann es mir erlaubt ist mich anzuführen, er mir auch selbsten nach meiner jetzigen Verbindung fallen kañ, so erfordert es doch die größte Ueberzeugung und Pflicht, die Nothwendigkeit davon, Höchstdenenselben, so oft ich nur kañ, freimüthig vorzulegen.

Bericht vom 22. September 1770.

Durchlauchtigste,

Die gnädigste Willfahrung meiner in meinem letzten halbjährigen unterthänigen Bericht gethanen Bitte einen (sic!) examine in denen Wissenschaften beider Printzen Dchl. Dchl. in Höchst eigner Person, und mit Zuziehung dero Geheimen Consilii bey zuwohnen, erkenne ich noch mit dem lebhaftesten Danck, und so wie dieses gewiß den grossesten Nutzen für die mir anvertraueten Printzen selbsten haben muß, so gereicht es mir bey der sonst so schwer obliegenden Verantwortung zu meiner stärksten Beruhigung.[28])

Euer Hochfürstl[en]. Durchl. haben dabey auch die beruhigende Gewisheit bekommen, daß des Hrn ErbPrintzens Kentnis in der Religion schon gründl. und es also um so weniger bedruckl. sein wird, die von Hochst denenselben gleich nach dero zuruckgelegten dreizehnden Jahr anbefohlene Confirmation vornehmen zu lassen.

ad Serm[am]. d. d. 28. Febr. 1771.
Wegen bestimmung eines tages zu der Confirmation des Hrn ErbPrintzens Durchl.

Durchlauchtigste,

Euer Hochfurstlichen Durchl. ist es gnadigst gefällig gewesen, in Höchstdero unter dem 2[tn]. oct. a. pr. an mich zuerlassendes Rescript mir anzudeuten, dass Hochstdieselben die Confirmation des Herrn ErbPr. Dchl. gegen jeztkommende Ostern vornehmen zu lassen gedächten, deshalb aber noch den tag fernerweit bestimmen würden; da nun seitdem der Ober Consistorial Rath Seidler ferner fortgefahren seine Unterweisung mit eben so vieler treue als fleis zu geben, so daß ich Hochst denenselben nach meinen teuern Pflichten mit so grosser freudigkeit als Zuversicht versichern kan, daß was die Kentnis von unserer geheiligten

[28]) In den Akten des Weimarer Haus- und Staatsarchivs fand sich, trotz eifriger Nachforschungen, kein Protokoll oder sonst eine Aufzeichnung über die Abhaltung und den Verlauf dieses Examens.

Religion anlanget der Herr ErbPrintz gewiß darinnen so wohl unterrichtet sind, als es wenige von Ihren Stande und Alter sein werden: auch die Wichtigkeit dieser Hochst heiligen Handlung denenselben von gedachten Ober Consistorial Rath als auch mir fast tägl. (wie Sie solches hofendl. in der dereinstigen frohen Ewigkeit noch bezeugen werden), ist vorgestellet worden, als unterfange ich mich bey dem nunmehr herannahenden Zeit Punckt, mir die fernere gnädigsten befehle deshalb in unterthänigkeit zu erbitten. Das von dem Ober Consistorial Rath Seidler zu haltende examen, und Gott gebe noch mehr, der zukünftige Lebens Wandel dieses theuren Printzens werden hofendl. bezeugen, daß Gott auch mit seinem Segen dieses wichtige Geschäft unter stützet habe.

Des Herrn Geheimden Rath von Greiner Exc. hatten mir diesen Winter zu erkennen gegeben, daß bey Euer Hochfürstl^en. Ober Vormundschaftl^en. Geheimen Consilio keine Nachricht von der gehaltenen Confirmation des Hochst seeligen Herrn Hertzogs Ernst August Constantins vorhanden wäre, und daß deshalb gern gesehen sein würde, wann davon einiges beygebracht werden könte. Ich habe mich dieserwegen an einen meiner freunde in Gotha gewendet, und durch solchen dasjenige was so wohl bey denen Geheimen Raths acten in Gotha befindlich, als auch was bey dem dortigen Hofmarschall Amt aufgezeichnet worden erhalten, und füge solches in unterthänigkeit hierbey.

Mich zu ferneren Hochsten Gnaden empfehlend, beharre ich

Ehrfurchtsvoll

v. G.

ad Serenissimam d.d. 11^t. Jan 1772.

Von der Unumgängl. Nothwendigkeit einen Plan wegen derer noch übrigen Erziehungs Jahre zu entwerfen und auch, daß der Bedacht dahin mochte genommen werden, daß der H. ErbPr. auf einige Zeit sich an einem fremden Ort aufhalten könnten.

Durchlauchtigste

Euer Hochfürstliche Dchl. wird noch in gnädigstem Andenken ruhen, was ich in meinem letzten pflichtschuldigen Bericht wegen der Unterweisung des HE^n ErbPr. Dchl. in der Pragmatischen Geschichte des Hauses in und dessen Verfassung unterthänigst vorzutragen mich unterfangen habe, und ich glaube, daß Hochdieselbe es nicht ungnädig vermerken werden, daß ich nochmals deswegen um eine gnädigste Entschließung bitte. Dabei wage ich es durch Pflicht und Gewissen aufgefordert, Höchstdero mütterl^en., zärtli^en. Hertzen, den gantzen Umfang meiner Bekummernis, in Ansehung des gantzen mir gnädigst aufgetragenen wichtigen Erziehung Geschäftes einmahl vorzulegen, und um dessen Beherzigung um desto inständiger zu bitten, da es fast den Anschein gewinnen will, daß ongeachtet allen angewandten Eifers, dem treuesten Verlangen meiner Pflichten nach Möglichkeit ein Genüge zu leisten (Gerechtigkeit, die mir gewiß ein jeder wiederfahren läßt) und aller so gros geschienenen Hofnung, als wenn der Erfolg nicht so erwünscht sein könnte, wie man es sich von der sorgfältigen Erziehung und den großen Fähigkeiten des HE^n ErbPr. hätte versprechen sollen. So schwer es auch ist, sich schriftlich darüber herauszulassen, so wage ich es doch getrost auf die Gnade Ew. Hoch Fürstl^en. Dchl. auf die lau-

teren Absichten, die dabei die Feder führen. Wie untröstlich würde Höchstdieselbe nicht sein, wenn nicht alle Mittel angewendet worden wären, den wichtigen Endzweck der besten Erziehung zu erhalten, wie unglückl. würde ich mich nicht schätzen, wenn die Hofnung, die ehrenvollste Laufbahn noch ganz beendigt zu haben ich vereitelt sehen müßte. Ich eile also zur Sache selbst. Das erste und allerwichtigste scheint mir zu sein daß Sie, gnädigste Hertzogin, sich gnädigst gefallen lassen, mit Zuziehung Ihres Geh. Consilii einen Plan für die künftigen Jahre der Erziehung entwerfen zu lassen, welcher die Gefahren entfernen möge, die mich itzt so sorgsam machen und der noch den besten Ausgang dieses wichtigen Geschäftes gewähren kann. Die Jahre des HErrn ErbPr: seine frühe Bestimmung, sein eigener Character, die Beschaffenheit des gantzen Hofes, und alle übrigen Verhältnisse noch, worinnen sich die Erziehung dermalen befindet, wollen dabei in Erwägung gezogen werden.

Der HE. Erbprintz sind nunmehr in Ihrem funfzehnten Jahr, und so wohl nach Ihrem Alter, als in Rücksicht Ihrer frühen Bestimmung fehlet es Ihnen noch an Unterricht in vielen Wissenschaften, wo ich dermalen weder Gelegenheit noch Zeit dazu weis. In dem Plan den Euer Hochfürstliche Dchl. zu entwerfen sich entschließen würden, glaube ich gewiß, daß Hochdieselbe, das letzte Jahr, u. vielleicht mehr als dieses von der Minderjährigkeit des HE. Erbprintzen dazu bestimmen würden, daß er alsdann von Ihnen geleitet, hier gegenwärtig in den Geschäften selbst unterrichtet würde; es würde also diese Zeit von dem gewöhnlen. Unterricht der Jugend, und denen Erziehungsjahren schon abgeschnitten. Diesemnach blieben mir zu der so nothigen Bildung des Hertzens und der Sitten und der noch vorher so nothwendigen Kenntnisse nicht viel über zwey Jahre ubrig. Der gantze Caracter des HEn. Erbprintzen, und zumahlen sein ausserles Betragen, und seine Sitten im Umgange verlangen eine politur welche, wann sie geräth, allemal einen großen Einfluß, auf sein Hertz u. sein zukünftiges Wohl haben wird, u. die, wie ich es schon in meinen vorherigen berichten anzuzeigen mich unterfangen habe, es gantz unumgangl. nothwendig machen, daß derselbe einige Zeit an einem fremden Ort sich aufhalte. Tägl. werde ich mehr von dieser Wahrheit überzeuget und auf dieses Mittel gründe ich noch, bei allen Sorgen die größte Hofnung. Ausser Euer Hochfürstl. Dchl. bin ich ja leider fast der einzige der an dem gantzen Hofe, wann sich der HE. Erbpr. auch noch so sehr vergessen, demselben darüber etwas sagen kan oder will. Meine Bitte bey andren hat nichts gefruchtet. Tägl. u. stündl. wiederholte Ermahnungen von einer einzigen Persohn, müssen nicht allein zur Gewohnheit, sondern auch endl. gantz zuwieder werden. Und bei einem Printzen von seinen übrigen Fähigkeiten, von seiner schweren Lenksamkeit wenn er sich von niemandem misbilligt siehet, was ist da nicht zu befürchten. An einem fremden Ort, mit Personen denen es gleichgültig ist sich Ihm gefälig zu machen, die aber seinen Umgang vermeiden würden, wenn Er ihnen nicht angenehm wäre, käme mir alles zu Hülfe, und sein Verstand, u. seine Urteilskraft, würdem schon bald einsehen machen, was Ihn der Gesellschaft angenehm machen könne — Strasburg oder Genf sind Orte wo nebst den Unterricht in denen noch nothwendigen Wissenschaften, den Sie da haben können, der Umgang, zu Ihrer Bildung gewis viel beytragen würde. Ich sehe zu vor, daß Euer Hochfürstl. Durchl. beyde Printzen zu trennen sich nicht

entschließen würden und nach der Zärtlichkeit, die ich für den Pr. Constantin hege, würde ich auch dieses nie wünschen. Allein wenn nun die von Hochstdemselben beschlossene Einimpfung der Blattern bey diesem Pr. geschehen ist, wann derselbe auch confirmieret worden, welches doch in diesem Jahre zu bewerkstelligen noch mögl., so glaube ich auch, daß ein solcher Aufenthalt vor denselben von vielem Nutzen sein kan. Bis hierher hat die Erziehung Euer G. D. in dem Lande Sorgen u. auswärts Ehre gemacht. Ein geringer Theil davon ist auf mich zurückgefallen. Dieses aber ist so wenig, als auch der Tadel, dem man nicht entgehen kan hat mich irre machen können. Denn nur wenige können von diesem Geschäfte richtig urtheilen. Ein Mann von den größten Einsichten, von dem vollkommensten Verstand, wenn er nicht selbst diese mühselige Laufbahn betreten, ist nicht fähig zu übersehen was alles dabey in Rücksicht zu nehmen ist, u. vielleicht die besten Hofnungen fehl schlagen können. Das aber bleibt meine Zuversicht, daß ein Geschäft das mit der reinsten Absicht angefangen ist, das bishierher so Viel Versprochen hat, auch nicht gantz ohne den gewünschten Endzweck das Wohl eines Landes, u. die Zufriedenheit E. H. D. wird können geendiget werden. Gönnt mir die Vorsehung das Ziel das ich das Ende davon erlebe, so will ich dann erst auf meine Laufbahn mit Zufriedenheit zurücksehen, wenn das gantze Geschäfte mit dem besten Erfolg gekrönt worden ist. Jetzt nun ist mir der Trost, zu allen Stunden vor dem Richter Stuhl Gottes von meinen reinsten Absichten, u. nach meinen nach meinen schwachen Kräften von meinen eifrigen Bemühungen Rechenschaft ablegen zu können.

Euer Hochf. Dchl. erleuchtete Entschließung erwarte ich nun mit einiger mehrerer Ruhe, da ich Höchstdenenselben meine bekümmernisvolle Sorgen habe vorstellen können.

In denen Stunden, wo es freil. sehr schwer jetzt wird, Unaufmerksamkeit und Zerstreuung zu verhindern ist nur in so weit eine Veränderung genommen worden, als das Reuten im Winter eine Stunde später hat genommen werden müssen. Ausser dem haben der HE.Erbpr. noch ein paar Stunden in der Woche, auf Ihr eigenes Verlangen, in der Italienischen Sprache bey dem Rat Heermann genommen; u. nächst dem haben der HE.Erbpr. seit Anfang Nov. das Violoncello bey dem altesten Worner u. Pr. Const. die Violin seit Michaelis bey dessen Bruder angefangen. Beyder werden Euer G. D. auch wegen dieser Stunden gnädigst eingedenk sein.

Der ich mit tiefster Verehrung lebenswährig verharre" ... usw.

MISZELLEN

DIE BERNSTEININSEL DES KLASSISCHEN ALTERTUMS

VON R. HENNIG

Von einer eignen wichtigen „Bernsteininsel" in den germanischen Meeren berichtet eine Reihe von antiken Schriftstellern. Die einzelnen Nachrichten sind freilich untereinander mannigfach widersprechend; zumal der Name der Insel ist in einer erstaunlich großen Fülle von Varianten überliefert. Dazu sind die verschiedenen Berichte zweifellos in mehrfacher Hinsicht entstellt und ungenau, so daß bis heute jene Bernsteininsel ein schwer zu erfassendes und nur sehr undeutlich schillerndes Gebilde war, das geographisch ungemein verschieden gedeutet worden ist und das sich einer endgültigen und klaren Auslegung entzog. Es scheint jedoch, als ob wir jetzt mit Hilfe der geologischen Forschung in der Lage sind, Licht in eine Angelegenheit zu bringen, die auf Grund der uns überlieferten Literaturstellen allein einer irgendwie befriedigenden Auslegung nicht fähig ist.

Sicher ist, daß die erste zuverlässige Kunde von jener germanischen Bernsteininsel den Alten durch den großen griechischen Forschungsreisenden Pytheas von Massilia bekannt wurde, der irgendwann in der zweiten Hälfte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts seine berühmte Reise in den Norden unternahm, anscheinend im Auftrage massiliotischer Kaufleute, die sich über die Ursprungsländer der so wichtigen Handelsartikel Zinn und Bernstein verläßlich zu unterrichten wünschten. Wir wissen, daß Pytheas zu diesem Zweck in Britannien gewesen ist, daß er die ganze britische Insel umfahren hat, daß er sich dann ins germanische Bernsteinland begab und zwischendurch noch seinen besonders berühmt gewordenen Vorstoß nach „Thule" unternahm, dessen Identifizierung mit dem westlichen Mittelnorwegen jetzt als gesichert angesehen werden darf. Uns interessiert hier nur, was Pytheas vom germanischen Bernsteinlande erzählt hat. Leider ist sein Originalbericht restlos verschollen, da man seinen Erzählungen im Altertum ein gänzlich unbegründetes Mißtrauen entgegenbrachte, so daß man es nicht der Mühe für wert gehalten zu haben scheint, seine Originalerzählungen hinreichend oft abzuschreiben. Der Verlust dieser Manuskripte des Pytheas,

des zweifellos größten Reisenden des Altertums überhaupt, gehört zu den schmerzlichsten, die wir zu verzeichnen haben.

Was sich von Berichten des Pytheas erhalten hat, sind nur Wiedergaben andrer späterer Schriftsteller, die ihm z. T. mit ausgesprochener Abneigung gegenüberstanden, wie vor allem der so oft hämisch krittelnde Strabo, oder die sonst Ungenauigkeiten der verschiedensten Art in ihre Wiederholungen der Erzählungen des Pytheas hineingebracht haben wie zumal Plinius, dessen große Flüchtigkeit in der Benutzung seiner Quellen schon oft, zumal von Müllenhoff, gerügt worden ist. Dennoch sind wir bedauerlicherweise auf diese stark getrübten Quellen ganz und gar angewiesen, wenn wir für uns überhaupt noch etwas von den geographischen und naturkundlichen Ermittlungen des Pytheas retten wollen.

Von der germanischen Bernsteininsel hat uns nun Plinius nach Timäus, die nachfolgende, ursprünglich sicher auf Pytheas zurückgehende, aber durch fehlerhafte Abschriften erheblich verzerrte Schilderung überliefert[1]):

„Pytheas berichtet, daß die Gutonen, ein germanischer Stamm, ein Aestuarium des genannten Meeres, Mentonomon, bewohnen, das sich 6000 Stadien weit erstreckt. Von dort soll es in der Entfernung eines Tages Segelfahrt eine Insel Abalus geben. Auf ihr spülen die Wogen im Frühjahr den Bernstein an, der ein Auswurf des verdichteten Meeres ist. Die Bewohner benutzen ihn an Stelle von Holz als Brennmaterial und verkaufen ihn an die benachbarten Teutonen."

Dieser Bericht ist in jedem Falle entstellt. Der Name Gutonen ist wohl sicher durch einen Abschreiber aus Teutonen verderbt worden, wie schon Müllenhoff festgestellt hat.[2]) Das griechische Gamma (*Γ*) ist dabei vermutlich mit dem sehr ähnlichen T verwechselt worden. Ebenso kann der Name Mentonomon nicht stimmen. Detlefsen hat dafür die Konjektur Metuonis vorgeschlagen.[3]) Diese sprachlichen Entstellungen besagen aber wenig. Die geographischen Unklarheiten sind beträchtlich größer.

Vor etwa 100 Jahren suchte man das Bernsteinland der Alten ohne weiteres dort, wo sich in unseren Tagen das vornehmlichste Bernsteingebiet befindet: im ostpreußischen Samland, und man wollte nun die Erzählungen des Plinius und andrer antiker Schriftsteller mit diesem Ansatz in Einklang bringen, was ein hoffnungsloses Unterfangen war. Lelewel wollte die „Bernstein-

[1]) Plinius, hist. nat. XXXVII, 11.

[2]) Karl Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, Berlin 1870, I 481.

[3]) D. Detlefsen, Die Entdeckung des germanischen Nordens, Berlin 1904, 9.

insel" vqr der Weichselmündung liegen lassen[4]), wo es aber gar keine Inseln gibt; Kaspar Zeuß dachte an Oesel[5]), Vivien de St. Martin gar an Bornholm[6]), obwohl weder dort noch hier jemals Bernstein gefunden worden ist. Man war von der Vorstellung, daß der antike Bernstein nur vom Samland gekommen sein könne, derart sicher und so allgemein überzeugt, daß man ja sogar von phönizischen Seefahrten bis zum Samland fabelte, um die Kenntnis des Bernsteins bei Homer begreiflich zu machen.

Erst vor wenigen Jahrzehnten hat uns die junge Wissenschaft der Vorgeschichte darüber belehrt, daß alle diese Thesen des früheren 19. Jahrhunderts bare Phantasien gewesen sind, daß das Bernsteinland der Alten in der vorchristlichen Zeit nicht an der Ostsee, sondern an der Nordsee gelegen hat, und zwar an der schleswig-holsteinischen Küste nördlich der Elbmündung. Die vorgeschichtlichen Funde haben uns gestattet, eine vollkommene „Bernsteinstraße" für die Zeit des frühen Altertums zu konstruieren: sie beginnt an der Elbmündung und nördlich davon, läuft elbaufwärts zur Saale, folgt dieser und zieht sich dann durch Süddeutschland zum Brenner, überwindet diesen und gelangt mit der Eisack und Etsch zur Adria. Dieser Hauptweg ist vom Bernstein-Fernhandel bereits etwa seit dem Jahre 2500 v. Chr. nachweislich benutzt worden.[7]) Erst etwa seit 600 v. Chr. gesellt sich als weitere Bernsteinstraße der Rhein-Rhone-Weg hinzu, den sich offenbar die Tatkraft der Kaufleute von Massilia öffnete, um am Handel mit Bernstein Anteil zu erlangen. Der Samlandbernstein begann erst in der römischen Kaiserzeit Bedeutung für den Mittelmeerhandel zu gewinnen. Die ältere Zeit scheint allein den Nordseebernstein gekannt zu haben.

Heute bringt die Nordsee nicht mehr vielen Bernstein hervor; die Vorräte sind dort offenbar ziemlich erschöpft. Vor einem Jahrhundert war es anders: um 1800 wurden noch auf Sylt, Röm, Fanö usw. Bernsteinstücke von einigen Pfund Gewicht nicht ganz selten gefunden, und die normale Jahresausbeute betrug an der Nordsee etwa 3000 Pfund.[8]) In den drei Jahren 1822—25 sammelte ein einziger dänischer Bernsteinhändler aus

[4]) Joachim Lelewel, Die Entdeckungen der Karthager und Griechen auf dem atlantischen Ozean, Berlin 1831, 33.

[5]) Kaspar Zeuß, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme, München 1837, 270.

[6]) M. Vivien de St. Martin, Histoire de la géographie, Paris 1873, 107.

[7]) Oskar Montelius, Der Handel in der Vorzeit, in der Prähistorischen Zeitschrift II (1911), 266 und 275.

[8]) Konrad Müller, Altgermanische Meeresherrschaft, Gotha 1914, 136.

Ringkjöbing an der jütischen Westküste 686 Pfund Bernstein[9]), und noch in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurden an der Westküste in guten Monaten Bernsteinwerte bis zu 4000 Mark im monatlichen Gesamtergebnis gesammelt, darunter zuweilen so mächtige Stücke, daß im 18. Jahrhundert gelegentlich für ein einziges Stück 450 Hamburger Taler bezahlt wurden (nach Meyn). Schon 1876 galt freilich das Sammeln des Nordseebernsteins nicht mehr als lohnend.[10])

Im Altertum muß die Menge des jütischen Bernsteins gewaltig groß gewesen sein; dort waren „früher als ungeheuer reich befundene Bernsteinvorkommen".[11]) Andernfalls wäre ja auch die Bemerkung des Plinius nicht zu begreifen, daß die Bewohner der sonst so holzarmen Küsten der Nordsee den Bernstein als Feuerungsmaterial benutzt hätten (wobei freilich beachtet werden muß, daß er meist mit Braunkohlenteilchen vergesellschaftet auftritt, wie noch zu erörtern sein wird, und daß diese Braunkohle sicher das wichtigere Brennmaterial gewesen sein wird).

Heute stellt die Halbinsel Eiderstedt, die vor 2000 Jahren noch bedeutend größer als heute war, mit den vorgelagerten Sandbänken im Wattenmeer das Hauptfundgebiet des Bernsteins dar, soweit von einem solchen heute noch die Rede sein kann. Daß es sich dabei um Produkte eines in der Nähe befindlich gewesenen miozänen Bernsteinwaldes handeln muß und nicht oder nur zu einem sehr kleinen Teil um angeschwemmten ostpreußischen Bernstein, hat Wetzel in seiner genannten Studie bewiesen. Ist doch kürzlich bei einer Bohrung in der Nähe von Kiel noch in 112 m Tiefe in tonig-humosen Schichten zwischen Braunkohlesanden ein Paar nußgroßer Bernsteinperlen gefunden worden![12])

Im Altertum gab es nun aber außerdem eine eigne Bernsteininsel in der Nordsee, deren Namen in erstaunlich vielen Formen auf uns gekommen ist. Ihre Namen begegnen uns abwechselnd als Abalus, Abalcia, Balcia, Basilia, Glessaria, Glaesaria, Austeravia, wozu sich noch die allgemeine Pluralform Elektrides hinzugesellte. Daß ein erheblicher Teil dieser Namen nur Entstellungen oder Verlesungen von Abschreibern, auch süd-

[9]) Werlauff, Beiträge zur Geschichte des nordischen Bernsteinhandels, im Neuen Staatsbürgerlichen Magazin (Schleswig), X (1842), 103.

[10]) L. Meyn, Der Bernstein der norddeutschen Ebene auf 2ter, 3ter, 4ter, 5ter und 6ter Lagerstätte, in der Zeitschrift der Dtsch. Geologischen Gesellschaft XXVIII (1876).

[11]) W. Wetzel, Miozäner Bernstein im Westbaltikum, in der Zeitschrift der Dtsch. Geologischen Gesellschaft XIC (1939), 816.

[12]) Wetzel a. a. O. 818.

ländische Mundgerechtmachungen (Basileia) sind, bedarf nicht erst des Beweises. Ein Teil jener Namen bedeutet aber auch nichts anderes als „Bernsteininsel"; wie Elektron im Griechischen, hieß z. B. Gles im Altgermanischen „Bernstein". Diese überlieferten Bezeichnungen sind also keine Namen, sondern Begriffsbestimmungen, wie etwa unsre Ausdrücke: Goldländer, Gewürzinseln, Pfefferland usw.

Der Handel mit dem durch seinen hohen Gehalt an Bernsteinsäure unverkennbaren nordischen Bernstein in der Richtung aufs Mittelmeer geht nun, wie die Funde unzweideutig bekunden, weit in die vorhomerische Zeit, ja bis ins dritte vorchristliche Jahrtausend zurück. Nordischer Bernstein tritt uns frühzeitig als Grabbeigabe ägyptischer Mumien entgegen; er ist bei Schliemanns Ausgrabungen in Mykenä gefunden worden[13]), (dagegen nicht in Tiryns und Troja)[14]), wohl aber im frühminoischen Kreta[15]), im ältesten Korinth[16]), aber auch sehr frühzeitig, um etwa 2000 v. Chr., im südwestlichen Spanien im Bereich des späteren Tartessos[17]), wohin er auf dem Seewege gelangt sein mag, während die Mittelmeerländer das kostbare Produkt ziemlich restlos auf Überlandwegen erhalten haben werden, wie zuerst Olshausen 1891 aussprach[18]) und wie es seither durch die prähistorischen Funde sicher erwiesen worden ist. Daß dabei das Ursprungsland nicht in Ostpreußen, sondern auf der Jütischen Halbinsel lag, ist, soviel ich sehe, zum ersten Male 1835 vom Dänen Werlauff ausgesprochen worden. In Deutschland ist m. W. zuerst Lohmeyer 1872 mit dieser Behauptung hervorgetreten.[20])

Der rechte Name des zwischen der Eider und der Schlei gelegenen Bernsteinlandes scheint Raunonia oder Baunonia gewesen zu sein[21]), während der Name der Bernsteininsel ver-

[13]) Heinrich Schliemann, Mykenä, Leipzig 1878, 235, 283, 353.

[14]) Blümner in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie III, 301.

[15]) Diedrich Fimmen, Die kretisch-mykenische Kultur, Leipzig-Berlin 1921, 120.

[16]) A. W. Brøgger, Den Arktiske Stenalder i Norge, in den Abhandlungen der Norwegischen Akademie der Wissenschaften in Christiania, Phil.-Hist. Kl., 1909, 239.

[17]) Siret, Questions de chronologie ibérique, Paris 1913, 39.

[18]) Zeitschrift für Ethnologie XXII (1891), 285.

[19]) Werlauff, Bidrag til den nordiske Ravhandels Historie, Kopenhagen 1835; deutsch im „Neuen Staatsbürgerl. Magazin", Schleswig, X (1842). 103.

[20]) K. Lohmeyer, Ist Preußen das Bernsteinland der Alten gewesen? in der Altpreußischen Monatsschrift, 4te Folge, No. 9, Königsberg 1872.

[21]) Strabo III, 200. — Vgl. Gust. Moritz Redslob, Thule, die phönizischen Handelswege nach dem Norden, Leipzig 1855, 39 und 44.

mutlich Abalus war, was möglichenfalls mit dem keltischen Inselnamen Avalon zusammenhängt. Wenigstens betont Plinius einmal ausdrücklich, daß die älteste Quelle Pytheas die Insel Abalus genannt habe[22]), während sie bei Timaeus in griechischer Form Basilia heiße. An anderer Stelle sagt Plinius zwar, daß Pytheas dieselbe Insel Basilia benamt habe[23]) (eandem Pytheas Basiliam nominat); doch hat Müllenhoffs Vermutung[24]) viel für sich, daß an dieser Stelle durch Schuld eines flüchtigen Abschreibers zwei Worte ausgefallen sein dürften und daß Plinius ursprünglich geschrieben habe: eandem Pytheas Abalum, Timaeus Basiliam nominat.

Mag es sich mit diesen buntwechselnden Namengebungen nun, wie immer es mag, verhalten, sicher ist, daß eine Insel in der Nordsee besonders viel Bernstein produziert haben muß. Diodor berichtet von dieser Insel, die er mit dem gräzisierten Namen Basilia bezeichnet[25]):

„Der Bernstein wird auf der genannten Insel gesammelt und von den Bewohnern auf das gegenüberliegende Festland geschafft, durch das er bis in unsre Gegenden befördert wird",

wobei er noch hinzufügt, daß die Teutonen es gewesen seien, die die begehrte Kostbarkeit an gallische Händler verkauften. — Wo lag nun diese Insel?

Auch hierüber gehen die Meinungen sehr auseinander. Da Plinius erwähnt, die Bernsteininsel sei von Germanicus berührt worden[26]), der nur im Rhein- und Emsgebiet operierte, hat man wohl an eine der holländischen Inseln, an Ameland oder Borkum u. a. gedacht und in der Folge daraufhin den Rhein als den berühmten Bernsteinfluß Eridanus des Altertums ansprechen wollen.[27]) Da es aber bei Plinius ausdrücklich heißt, die Insel liege um eine Tageslänge Segelfahrt von der Küste entfernt, hat Beckers 1911 die Ansicht ausgesprochen[28]):

„(Die Insel soll) auf hoher See eine Tagereise von der Küste entfernt allein oder einsam gelegen sein. Die einzige unter den Nordseeinseln, auf die die genannten Eigenschaften zutreffen,

[22]) Plinius XXXVII, 35.

[23]) Plinius IV, 95.

[24]) Karl Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, Berlin 1870, I 473ff.

[25]) Diodorus Siculus V, 23, 1 und 5.

[26]) Plinius XXXVII, 42.

[27]) Joh. Heinr. Voss: Alte Weltkunde, in den kritischen Blättern, Stuttgart 1828, II 391. — Karl Müllenhoff: Deutsche Altertumskunde, Berlin 1870, I 220. — Adolf Schulten, Tartessos, Hamburg 1922, 32.

[28]) W. J. Beckers, Vom germanischen Norden in seiner frühesten geschichtlichen Zeit, Wattenzone-Mentonomon-Abalos, in der Geographischen Zeitschrift XVII (1911), 665.

ist Helgoland, das unter den friesischen Inseln sowohl nach seiner Lage wie nach seiner Beschaffenheit eine Sonderstellung einnimmt und vor allen anderen auffällt. So war es erst recht im Altertum, wo es noch einen größeren Umfang hatte."

Diese Beweisführung erscheint derart einleuchtend, daß ich sie mir in meinen früheren Arbeiten ohne weiteres zu eigen gemacht und daraufhin Helgoland als die echte Bernsteininsel der Alten bezeichnet habe.[29]) Erst in einem Nachtrag zu meinem Werk „Terrae incognitae"[30]) sind mir dann doch, auf Grund geologischer Gutachten, Bedenken gekommen, die sich seither immer mehr verdichtet haben, so daß ich heute jene Auffassung im ganzen Umfang preisgebe.

Die von mir als vollauf einleuchtend empfundene Beckerssche Beweisführung ging nämlich vom heutigen geographischen Bilde aus: unter den gegenwärtigen Nordseeinseln ist allerdings Helgoland die einzige, auf welche die Beschreibung des Plinius passen würde. Wir haben aber Beide übersehen, daß vor 2000 Jahren die Verteilung von Land und Wasser noch erheblich anders als heute gewesen sein kann. Vor wenigen Jahren erst wurde auf Grund geologischer Erwägungen festgestellt, daß auf Helgoland niemals Bernstein in irgendwie nennenswerter Menge vorgekommen sein kann. Dieser ist an tertiäre Braunkohlenschichten im Nordseegebiet gebunden, die es weder im heutigen Helgoland noch auf dem Meeresgrund der weiteren Umgebung irgendwo gibt. Daraus hat Wasmund den unvermeidlichen logischen Schluß gezogen[31]), daß es „auf Helgoland gar keinen Bernstein geben konnte", zumindest nicht in nennenswerter Menge. Kleine, versprengte Stückchen finden sich daselbst hier und da auch heute noch, ebenso wie auf den Friesischen Inseln südlich der Elbe und sogar in Ostengland (Norfolk). Ähnlich wird ja ursprünglich samländischer Bernstein in kleinen Stücken westwärts bis nach Usedom und Wollin gefunden. Solche sporadischen Vorkommen dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß das antike Bernsteinland par excellence immer nur nördlich der Elbmündung lag. Eine Massengewinnung des edlen Gutes war immer an die tertiären Braunkohlen-Vorkommen gebunden. Deshalb hat Wasmund dar-

[29]) R. Hennig, Von rätselhaften Ländern, München 1925, 90f.; Helgolands Bedeutung und Größe in alter Zeit, in der Marine-Rundschau 1936, 84; Terrae incognitae, Leiden 1936—39, I 134.

[30]) R. Hennig, Terrae incognitae, III 368.

[31]) E. Wasmund, Der unterseeische Rücken von Südstrand zwischen Helgoland und Eiderstedt, in Geologie der Meere und Binnengewässer, I, 27 (1937).

gelegt, daß zur Erklärung der antiken Nachrichten über die Bernsteininsel in der Nordsee der Schluß unvermeidlich sei, es müsse

> „damals eine zweite Insel gegeben haben, draußen vor der Südwesthuk Eiderstedts, wo tertiäre Tone, bernstein- und kohleführende Sande einen Buntsandsteinsockel überlagerten und wo die germanischen Bewohner mit den südlichen Händlern Bernstein tauschten".[32])

Nachdem die Aufmerksamkeit der Geologen, die vorher m. W. diesen Fragen niemals Beachtung geschenkt haben, erst einmal wach geworden war, haben sie das Problem weiter geprüft und neuerdings wohl eindeutig beantwortet.

Wetzel hat in einer eignen Arbeit[33]) klargestellt, daß dereinst im Miozän ein heute verschwundenes „Festland im Gebiete etwa der heutigen westlichen Ostsee einen Bernsteinwald trug, aus welchem der Bernstein durch fluviatilen Transport auswanderte bis in ein küstennahes Niederungsgebiet unter dem heutigen Schleswig-Holstein, gegebenenfalls auch bis in die angrenzende miozäne Flachsee, kurz in Bitumen- und Braunkohle führende Sedimente, die nun Lagerstätten eines schleswig-holsteinischen Bernsteins miozänen Alters wurden".

Hiermit hängt es zusammen, daß z. B. bei St. Peter noch heute oftmals Braunkohlestückchen und Bernstein zusammen ausgeworfen werden. Die jetzigen Hauptfundstätten von Bernstein im Wattengebiet vor Eiderstedt liegen nahe den Flußläufen prähistorischer Wasserläufe durch das jetzige Wattenmeer, so insbesondere die Hitzbank, der Isern Hinnerk, der Blauort und die Fiegenplate. An diesen zeitweilig trocken liegenden Sandbänken findet sich der Bernstein „regelmäßig vergesellschaftet mit Braunkohlestücken". Wetzel unterstreicht daher im ganzen Umfang die Wasmundsche These, daß die Bernsteininsel des Altertums im Südwesten von Eiderstedt gelegen haben muß und „vermutlich die untergegangene Insel Südstrand" gewesen sei.

Während die ostpreußische Bernsteinschicht im Samland erst in historischer Zeit vom Meer erstmalig angenagt worden zu sein scheint[34]), ist diejenige der Nordsee anscheinend schon sehr viel früher für den Menschen erkennbar geworden und inzwischen so ausgebeutet, daß sie heute nur noch kümmerliche Restbestände liefert. Im Altertum zwischen 2500 v. Chr. und

---

[32]) E. Wasmund, Der unterseeische Rücken von Südstrand zwischen Helgoland und Eiderstedt, in Geologie der Meere und Binnengewässer, I, 36.

[33]) W. Wetzel a. a. O. 815. [34]) Ebendort 816.

500 v. Chr. lieferte sie offenbar ihre reichsten Erträge. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts ist ihr Bernsteinreichtum erschöpft worden, so daß sie heute im Gedächtnis des Volkes schon fast vergessen ist, weil es eben nicht mehr lohnt, den Bernstein der schleswigschen Küsten und Watten zu sammeln.

Auf Grund dieser fachmännischen Ermittlungen, die einen festen Tatsachenkern von ausschlaggebender Bedeutung schaffen, muß nun das vielumstrittene Problem der antiken Bernsteininsel in einer ganz neuartigen Weise beantwortet werden, die sich weder der Archäologe noch der Sprachforscher noch der Geograph hat träumen lassen. Alle bis 1936 versuchten Deutungen der Frage, was es mit der Bernsteininsel des Altertums für eine Bewandtnis hatte, sind falsch gewesen! Es hat eine solche Bernsteininsel zweifellos gegeben; aber sie entspricht keinem Objekt, das unsrer heutigen Geographie vertraut ist. Vielmehr ist die Insel von der Nordsee verschlungen worden — wann, ist nicht bekannt. Wir brauchen ja aber nur zu ermitteln, welchen Wandlungen die einstigen Nordwestteile der Halbinsel Eiderstedt in geschichtlicher Zeit ausgesetzt waren, um zu begreifen, daß ein solches völliges Verschwinden des einst reichsten Bernsteingebietes der Erde ohne weiteres verständlich ist. Die Geschichte belehrt uns nämlich, daß die mittelalterliche Insel Nordstrand erst im Jahre 1240 durch eine sehr schwere Sturmflut der Nordsee von der Halbinsel Eiderstedt und somit vom Festland losgerissen wurde. Am 16. Januar 1362, in der berühmtesten aller Marcellusfluten, verschwand der Südteil dieser Insel Nordstrand mit dem reichen Marschendorf Rungholt im Meer, dessen Lage etwa der heutigen Hallig Südfall entspricht (wo seit 1921 die Überreste von Rungholt wieder zum Vorschein gekommen sind), und in der entsetzlichen Manntränke vom 11. Oktober 1634 wurde die alte Insel Nordstrand erneut in vier Teile zerrissen: die heutige, stark verkleinerte Insel Nordstrand, Pellworm, die Hamburger Hallig und die Hallig Südfall. Alle diese Gebiete mit den dazwischen liegenden Wattenmeeren waren vor mehr als 700 Jahren noch Festland! Was Wunder, wenn auch die sonstigen Küsten und Inseln vor der schleswigschen Westküste die weitestgehenden Umwandlungen erlebt haben können!

Das Problem der Bernsteininsel Abalus, von der ein Pytheas erstmalig Kunde gab, kann somit jetzt als endgültig geklärt betrachtet werden: die Insel ruht auf dem Grunde des Meeres zwischen Helgoland und Eiderstedt. — Nicht minder ist nun aber auch wohl sichergestellt, daß der berühmte Bernsteinfluß Eridanus des Altertums, dessen Mündung ins Nordmeer schon Herodot betonte[35]), nicht der

[35]) Herodot III, 115.

Rhein oder gar die Weichsel, die Radaune und ein anderer Fluß gewesen sein kann, sondern ganz ausschließlich der Strom, der schon durch die vorgeschichtlichen Funde deutlich genug als der Bernsteinfluß par excellence gekennzeichnet ist: die Elbe![36])

Noch eine Tatsache spricht hierfür ziemlich bestimmt. Bereits im 8. Jhd. v. Chr. war dem Hesiod sowohl der Eridanus bekannt[37]) wie die eng mit ihm zusammenhängende Phaëthonsage.[38]) In jenem Zeitalter, mehr als 100 Jahre vor der Gründung Massilias, gab es aber nur einen germanischen Fluß, der Bedeutung für den Bernsteinhandel hatte, die Elbe. Der Rhein ist erst durch die Massilioten zur Bernsteinstraße gemacht worden. In der Zeit vor 600 v. Chr. spielt er noch keine Rolle im Handel der Mittelmeerländer. Wenigstens betont Montelius ausdrücklich[39]), „daß kein Fund der fraglichen Art in der Rheingegend angetroffen wurde". Wir stehen also vor der Tatsache, daß der Eridanus in einer Zeit, als der Rhein noch keinen Bernsteinhandel sah, bereits als Bernsteinfluß bekannt war. Was kann man daraus andres folgern als daß eben der Rhein nicht mit dem Eridanus identifiziert werden darf?

DIE MEXIKANISCHEN RELIGIONSWIRREN

EIN VERSUCH

VON ALEXANDER STELZMANN

Über den Kirchenkampf in Mexiko zu schreiben, ist fast identisch mit dem Vorsatz einer Berichterstattung über die kirchlich beeinflußte und bestimmte sowie über die staatlich geleitete Kulturgebarung.

[36]) Der Gedanke, daß der Eridanus ein Nordseestrom gewesen sein müsse, ist m. W. zuerst von dem genannten Werlauff 1835 geäußert worden (a. a. O. 322). Seine Arbeit ist im einzelnen sehr angreifbar und enthält viele Irrtümer, hat aber doch eine ganz neue Betrachtung des antiken Bernsteinproblems angebahnt. Die These, daß die Elbe der Eridanus sein könne, hat zuerst 1891 Olshausen (a. a. O.) ganz nebenbei in die Debatte geworfen. Ohne diese Äußerung noch zu kennen, bin ich selbst durch meine Studien zu der gleichen Erkenntnis geführt worden und habe sie in meinen „Rätselhaften Ländern" auf S. 92 mit aller Bestimmtheit 1925 ausgesprochen. Nach den jetzigen Klarstellungen der Geologen darf man diese Identifizierung nun wohl als gesichert ansehen.

[37]) Hesiod, theog., 338. [38]) Hesiod, frg. 16.

[39]) Oskar Montelius: Der Handel in der Vorzeit, in der Prähistorischen Zeitschrift 1911, 276.

Der Kriegszustand zwischen beiden Mächten, den Pfeilern der Kultur und des gesamten Lebens, ist so alt wie der selbständige Staat Mexiko besteht, also seit 1811.

Er lag etliche Jahre oder Jahrzehnte unter der Decke des Tages verborgen. In anderen Zeiten dagegen trat er wieder offen zutage.

Der letzte Abschnitt dieses Gegensatzes und Kriegs schreibt sich von dem Jahre der Verjagung des Diktatorpräsidenten Porf. Diaz, von 1911, her. Damit fassen wir an das erste Glied der Kette der Umwälzungen politischer und kultureller Art, die sich seitdem begeben haben. Mit dem Auftreten des Präsidenten Obregón und seines Nachfolgers, seines ewigen Innenministers Elias Plutarco Calles (sprich Kajes), wurde die staatliche Revolution zu Grabe getragen, d. i. vor rund zwölf Jahren. Es erhob sich nunmehr die Umwälzung im Inneren des mexikanischen Staates, die bis zur Weißglut erhitzt wurde.

Der Berichterstatter muß an dieser Stelle vorausschicken, daß in den einzelnen 28 mexikanischen Staaten die kulturkämpferische Gesetzgebung ganz verschieden gehandhabt wurde. Das hing ganz von der Auffassung und Stärke der Stellung des jeweiligen Statthalters ab.

So hörte ich unlängst aus dem Staate Puebla südlich der Hauptstadt, wie dort all die Jahre des Kampfs der kirchliche Betrieb nicht geruht hat. Anderswo, so in den östlichen und südöstlichen Golfstaaten, wie Veracruz oder Yucatan, herrschte völlige Religionslosigkeit in der Führung des Lebens des einzelnen und der Gesamtheit. Es handelt sich hierbei um die Wiege- und Brutstätten des Bolschewismus, der in Mexiko besonders grelle Blüten zeitigte.

Mit dem Amtsantritt des vorletzten Präsidenten Cárdenas am 1. Dezember 1934 schlug man friedlichere Pfade ein.

Heute spricht drüben alle Welt von dem Nebeneinanderwirken beider Mächte. Die katholische Kirche ist in der Republik unabhängiger vom Staat und nicht wie in der spanischen Kolonialzeit eine Staatskirche gewesen, wenn wir einige kurzlebige Perioden, z. B. die Zeit Maximilians, ausnehmen.

Sie war gewiß nicht eine Staatskirche im Sinn der russisch-orthodoxen Kirche unter dem Zaren. Letztere war auf eine geschlossene Abwehr gegen die rote Dekadenz weniger gerüstet, die vom Bolschewismus kam und darin letzten Endes von dem Zerfall Westeuropas her, welcher in Rußland eingedrungen war und die primitive Seele des russischen Volks langsam zersetzt hatte.

So primitiv Mexiko auch ist, es stellte dem restlosen ungehinderten Einfließen einer europäischen Dekadenz die große räumliche Entfernung entgegen, sodann ein beständiges Nach-

hinken in der Entwicklung drüben hinter Europa um die Spanne von rund 30 Jahren und zuletzt die geschlossene Einheit der katholischen Landeskirche, die mit selbstverständlicher Voraussetzungslosigkeit in dem Herzen der Mexikaner begründet lag, mochten sie diese Zugehörigkeit nun auch äußerlich zeigen oder nicht.

Das verschlägt drüben nichts. Der Lateinamerikaner ist nun halt für den Katholizismus eher eingestellt und gestimmt als auf die abgezogenere Glaubensgebung seitens des Protestantismus.

Der ehedem allmächtige Calles ist seit 1935 politisch ein toter Mann. Sogar der von ihm geförderte radikale Arbeiterbund machte letztlich offene Front gegen ihn. Abgesehen davon, daß man dem Expräsidenten Calles in allen Kreisen, hauptsächlich in Arbeiterkreisen seinen unendlich gewachsenen Reichtum und seine herrenmäßige Lebenshaltung vorwarf, schlimmer und tiefer saßen die Pfeile, die sich gegen seine politische Gesinnungswandlung richteten.

Äußerlich ein Bolschewist und sonst ein Großkapitalist und Großagrarier, so war der Gang der Entwicklung bei Calles. Sein eigener Günstling Cárdenas überwarf sich mit ihm im Jahre 35 in Fragen der Arbeitergesetze und der Sozialisierung.

Es hat heute den Anschein, als ob Calles seinen Radikalismus vom wirtschaftlichen Gelände aufs Kulturelle übertragen hat, auf kirchliche Dinge und er hierin von dem großstädtischen Arbeiterproletariat der Syndikalisierten unterstützt wurde.

Auf Grund der revolutionären Verfassung von Querétaro vom Mai 17 faßte Calles die Zügel der Regierung fester in die Hand und ging mit aller Strenge gegen die politisch gerichtete Tätigkeit der Kirche vor. Die Kirche beachtete diese Verfassung gar nicht als das unfertige Erzeugnis der Revolution, die, solange sie auch gedauert hätte, als eine vorübergehende Erscheinung von den konservativen Kreisen gewertet wurde, zu denen bekanntlich die Kirche und darin besonders der höhere Klerus gehört. Der betreffende Erlaß wollte hauptsächlich dem Mißbrauch der Kanzel für politische Zwecke Einhalt tun. Die Regierung galt als das Kind aus den Kreisen eines kommunistisch gesinnten Zapata, eines Carranza und als bewußt kirchenfeindlich eingestellt.

Nach dem Vorbild der USA., deren Verfassung von den südamerikanischen Staaten, darunter auch Mexiko, übernommen wurde, strebte man die Trennung von Staat und Kirche an. Das ist in Ländern ohne den Granit der Geschichte wie in USA unschwer zu erreichen. Mexiko dagegen weist seit dem Beginn seiner europäisch bestimmten Geschichte eine merkwürdige Verquickung staatlicher und kirchlicher Dinge auf. Beide Fak-

toren waren so ineinander verzahnt, daß selbst die ersten Versuche scheiterten, die bei der Verfassungsgebung Mexikos in dieser Hinsicht unternommen worden waren.

Erst einem Staatsmann von dem Ausmaß eines Benito Juarez, übrigens eines Vollindios, war es vorbehalten, hier Abhilfe zu schaffen. Da verhinderte der vorzeitige, unter merkwürdigen Umständen erfolgte plötzliche Tod (Vergiftung?) des Mannes den Enderfolg dieser Bemühungen.

Die Versuche des hohen Klerus, wieder einigermaßen, unter Berücksichtigung der veränderten Sachlage, zu dem politischen Einfluß der Kolonialzeit zu gelangen, wo die Erzbischöfe von Puebla Vizekönige des Landes gewesen waren, flammten wieder auf, da trat Calles auf und knüpfte da an, wo die Arbeit eines Juarez jäh abgerissen war.

Jetzt tat die Kirche einen der merkwürdigsten Schritte, den wir je in ihrer abwechslungsreichen Geschichte sehen, sie griff zu dem an und für sich unchristlichen Mittel des Kirchenstreiks als Antwort auf das Staatsgrundgesetz.

Mit dem Anfang August 26 hörte die Spendung der Sakramente, die Darbringung des Meßopfers im ganzen Land auf. Die Kirchen blieben geschlossen. Und das alles solange, bis die Regierung nachgäbe. Diesem seltsamen, im Grunde unchristlichen Vorgehen der Klerikalen brach die Regierung die Spitze dadurch ab, daß sie die Möglichkeit des freien Eintritts in die Kirchen ermöglichte und das gemeinsame Gebet in den Gotteshäusern, allerdings ohne priesterliche Leitung, zuließ.

Wie lauteten nun die Hauptbestimmungen des callistischen Kirchengesetzes?

1. Wurde die Zahl der priesterlichen Einwanderer und Fremden beschränkt.
2. Religiöse Schulen und Orden sind ungesetzlich.
3. Nur mexikanische Landeskinder haben das Recht zur Ausübung des priesterlichen Berufs.
4. Alle kirchlichen Handlungen außerhalb der Kirche sind verboten.
5. Religiöse Bekanntmachungen sollen sich politischer Erörterungen enthalten.
6. Die Bestimmungen betreffs Eigentums der Kirche und ihrer Enteignung werden verschärft.
7. Die Priester haben eine behördliche Erlaubnis zur Ausübung ihres Amtes einzuholen und eingetragen zu sein.

Mit den fremden Einwanderern wollte der Staat hauptsächlich die spanischen Priester fassen, die besonders an der Golfküste als Wanderpriester auftraten und in ihren Predigten nicht immer loyal gegen den Gaststaat und seine Regierung vorgingen.

Was den Klerus des Landes anbetrifft, so verfügt er da über recht wenige Leute, die an die Bildung unserer katholischen Priester auch nur einigermaßen heranreichen. Bestenfalls erreichen sie m. W. die Höhe unserer neuzeitlichen Küsterbildung. Diese Schicht ergänzt sich vorzugsweise aus den unteren Kreisen und ist dementsprechend mit Indioblut durchsetzt. Der mexikanische Landklerus denkt und fühlt, stirbt und strebt wie die breite Masse des Volks. Ein gewisser Gegensatz zum höheren Klerus ist m. E. nicht zu verkennen.

Der Episkopat, der an die dreißig Mitglieder zählte, ist mehr oder weniger mit der schmalen oberen Schicht der Großagrarier und Kapitalisten verbunden. Der augenblickliche Krieg gegen den Staat hat, soweit er Blut und Leiden gemeinsam gekostet hat, beide Teile des Klerus nähergebracht. Man spricht von über 125—150 Blutzeugen, die aus dem Gesamtklerus, auch aus den Bischöfen, hervorgegangen sind.

Dazu treten etliche Opfer aus Laienkreisen, vom Reichen bis zum Land- und Fabrikarbeiter herunter gerechnet.

Von Jahr zu Jahr vertiefte und verbreiterte sich die Scheidung der staats- und der kirchentreuen Mexikaner. Bitter, blutig wurde der Charakter des Kampfes untereinander.

Die rohe und ungebildete Soldateska — die Wehrpflicht besteht drüben in Wirklichkeit nur auf dem Papier — wurde bewußt oder unbewußt von der böswilligen Absicht und grundschlechten Gesinnung der Gegner leicht überzeugt und ließ sich unschwer von jedem, auch noch so irrigen Gerede einfangen. Unfähig, das Gerede auf seine Richtigkeit zu untersuchen, wurden die Militärs mehr und mehr erboste Hasser der Klerikalen.

Was an tollen Gerüchten durchs weite Land schwirrte, wurde von der nordamerikanischen Presse aufgeschnappt, die sensationslüstern und bedenkenlos genug ist, sie zu vergröbern oder zu vergrößern. Die Weltpresse nahm erst seit Beginn 1928 Notiz davon, als sich die ernsthafte katholische Presse der Ver. Staaten damit schon länger beschäftigt hatte und die deutschen katholischen Zeitungen nicht mehr schwiegen. Man sprach von einem Komplott des Schweigens, wie sich der verblichene Papst Pius XI. ausdrückte, von der „bösen" Absicht, das Ohr der Welt auf den kirchlichen Streit hinzulenken.

In Spanien erschienen sogenannte Martyrologien, Hefte in zwangloser Folge. Sie stellten, allerdings mit spanischen Augen gesehen, die Fälle dar, wo die Staatsjustiz zum letzten Mittel ging, und umgaben die Fälle der Hinrichtungen mit dem Heiligenschein der Märtyrerkrone.

In Bilbao eröffnete man ein Seminar für vertriebene Priesteranwärter aus Mexiko, genauer aus der Diözese Guanajuato.

Es kann nicht abgestritten werden, die Regierung ging forsch vor und hat sich auch Übergriffe und Mißgriffe der ausführenden Organe zuschulden kommen lassen. Sie hat sich an Dingen und Einrichtungen vergangen, die für Katholiken heilig sind und auch das Gefühl eines Andersgläubigen verletzen. Sehr schwer wird es sein und bleiben, auszumachen, was daran wirklich geschehen ist und was auf das Guthaben der nordamerikanischen Berichterstatter im „romantischen Mexiko" zu setzen ist.

Die anrüchigen Bestechungen höherer Beamter, so des ehemaligen Polizeigewaltigen Cruz in der Hauptstadt, durch die kirchentreuen Landeskinder selber sind wahr, sind echt Südamerika.

So wenig die Aufhellung der Ermordung des Vorgängers von Calles, des Präsidenten Obregón vorderhand gelingen wird oder will, so wenig ist für die damalige Regierung die Unaufrichtigkeit, der Mangel an Objektivität zu billigen, mit der dieses Verbrechen der Kirche an die Rockschöße gehängt worden ist. Die Kurie blieb mit seltener Eindeutigkeit bei der Versicherung, nichts mit dem Anschlag zu tun zu haben.

Nachdem das Rezept: Der Angefallene (d. h. die Kirche) ist schuldig! nichts gefruchtet hatte, bezichtigte man schließlich Calles selbst der Mitwisserschaft, ja Mittäterschaft an dem Mord. Durch die Tatsache, daß Calles moralisch gerichtet ist, fiel die angedrohte Fortsetzung und Verschärfung des Zwistes mit der Kirche fort.

Das Militär fiel aus und suchte Vergeltung für seinen vergötterten Obregón, der stets ein Vorbild der Tapferkeit und Gradheit gewesen und in schwierigen Lagen des Kriegs nicht so das Weite gesucht hatte wie Calles.

Während der Revolution des de la Huerta (1924/25) besuchte Calles die Ver. Staaten und Europa, dabei auch Deutschland, und wiederholte da seine Taktik aus früheren Revolutionszügen, wenig selber in eigener Person das Glück der Waffen und der Schlachten zu suchen.

Und doch regierte er danach mit fast diktatorischer Gewalt das Land ein starkes Jahrzehnt lang.

Da erfolgte anfangs 1936 bei der Station Paso del Macho auf der Hauptstrecke Veracruz-Mexiko-Stadt ein gräßlicher Anschlag, der viele Menschenleben und Materialschaden kostete. Selbst dies, so wollte es das sich mehr und mehr verdichtende Gerücht im Land, sollte Calles verbrochen haben.

So verlangte man gebieterisch die völlige Unschädlichmachung des Mannes.

Cárdenas glaubte ihn durch Verbannung gänzlich zu vernichten. Kurz nach dem Anschlag auf die Bahnbrücke hoben Soldaten den Expräsidenten auf seinem Landgut bei Nacht und Nebel

auf, setzten ihn in ein Flugzeug und schoben ihn nach den Ver. Staaten ab. Hier ist ihm die einstweilige Aufenthaltsbewilligung gewährt worden. Hier und in Mexiko wunderte man sich überhaupt, daß er seinerzeit nach Mexiko zurückgekehrt war. Die 80000 Arbeiter, die in der Hauptstadt eine gewaltige Kundgebung gegen Calles als den „Feind des Proletariats und der Revolution" unternommen hatten, hätten ihn doch eines besseren belehren sollen.

Die Bemühung des Präsidenten Cárdenas um die Hebung des wirtschaftlichen Zustandes des Landes im allgemeinen und des Arbeiterstandes im besonderen nimmt sich auf alle Fälle ehrlicher aus, als die des Calles jemals erschienen ist. Das ganze Heer, Senat und Abgeordnetenhaus, Bauern und Arbeiter in ihrer Mehrheit stehen hinter Cárdenas und stützen sein Ansehen.

Somit ist es von hoher Bedeutung, wenn Cárdenas als erster der Nachfolgerpräsidenten hinter dem Idealrevolutionär Francisco I. Madero, der zuerst die Erbschaft des Porfirio Diaz antrat, mit der Friedensschließung zwischen Staat und Kirche Ernst macht. Er beherrscht heutzutage die Lage so, daß er sich diesen Schritt erlauben durfte.

Im November 1935 hatte der mexikanische Episkopat eine Bittschrift überreicht, die der Präsident damals nicht beantwortete. Da übergaben die Bischöfe sie der Öffentlichkeit. Sie forderten die Öffnung derjenigen Kirchen, die im Jahre 1914 beschlagnahmt oder geschlossen worden waren, ferner die Abschaffung des Verbots der Öffnung der katholischen Seminarien, die Einstellung der antireligiösen Propaganda seitens der Lehrer im Schulunterricht und das Verbot der Verbreitung antireligiöser Flugblätter, Inschriften und anderen Propagandamaterials in den Schulen, sowie ähnlicher Propaganda mittels Radio, Presse und Versammlungen.

Am Palmsonntag des Jahres 1936 durfte allüberall in Mexiko in vielen Kirchen, die seit Jahren verschlossen waren, feierlich das Meßopfer dargebracht werden.

Cárdenas — ein unerhörter Vorfall, wer die Geschichte des liberalen Staates Mexiko kennt! — ging persönlich in die Kirche, um der Angelegenheit das höchste Gewicht zu geben. Die Kirchenglocken erklangen wieder als die Osterglocken des endgültig sich anbahnenden Friedens mit dem Staate.

Allerdings darf man nicht in den Fehler verfallen und den Umstand außer acht lassen, daß im Prinzip die Kampfstellung zur Kirche dem Staat recht und eigentümlich bleibt, so lange sich die Gefahr der Bildung eines Staats im Staate am Horizont des politischen Geschehens zeigt.

Dieses war von jeher die Ausgangsstellung des Angriffs der Revolution auf die kirchliche Stellung. Der Klerus ist unbedingt

zu entpolitisieren und aus der Politik herauszudrücken mit der Zielsetzung der uneingeschränkten Unterwerfung der Kirche als einer äußerlichen Anstalt unter die Gesetze des Staats. Dies sind, theoretisch gesehen, die Schlußthesen im Kampf zwischen den beiden Mächten, wie sie der Politiker und ehemalige Präsident P. Gil aufgestellt hat.

Es wäre nun verkehrt, den Umstand außer acht zu lassen, daß im Grund die mehr oder weniger verdeckte Kampfstellung mit der weltlichen Macht so wesenseins ist, daß ein tief untermauerter Friedenszustand für mexikanische Politiker ein Ding der Unmöglichkeit ist.

So erklärte Cárdenas vor einer Lehrerabordnung in Guadalajara im Anfang 1936, die Religionsfrage sei nicht als das wichtigste Problem im Reformprogramm anzusehen. Die Regierung habe nicht die Aufgabe, bekenntnisfeindliche Maßnahmen durchzuführen.

Unter der Asche schwelte der Brand weiter. Hier und dort schlug er hoch.

So kam es im März des gleichen Jahres in Ciudad Gonzalez im Norden des Staates Guanajuato zwischen Katholiken und der Kommission zur Förderung des atheistischen und sozialistischen Unterrichts zu blutigen Zusammenstößen. Ergebnis: 15 Tote, 14 Verletzte! Oder die kunstgeschichtlich wertvolle S. Franziskokirche in Guadalajara wurde in Brand gesteckt. In einem Vorort der Hauptstadt legten Kommunisten an die Carmenkirche Feuer an. Oder: einen einzigen Priester räumt der ganze weiträumige Staat Chihuahua ein, der allerdings nicht 100000, für welche Zahl die Gesetze einen Geistlichen bewilligt hatten, sondern nur 50000 Einwohner zählt.

Nach dem Bericht des Vertreters der amerikanischen Wohlfahrtskommission sind 576 Priester eingetragen und seelsorgeberechtigt. Neben den 1231 Kirchen, in denen Gottesdienst abgehalten worden sei, ständen 1460 Kirchen offen und entbehrten der Erlaubnis zur Abhaltung von Gottesdienst. Anderswo beständen noch genügend Kirchen, die in Warenhäuser, Autogaragen und agrarische oder kommunistische Zentren umgewandelt worden seien. In der Millionenstadt Mexiko seien 31 Kirchen geöffnet mit 31 Priestern. Sechs Kirchen seien Ausländern zugehörig. Der große Rest an Gotteshäusern bliebe geschlossen.

Dem Leser dieses Berichtes wird es reichlich spät erscheinen, wenn ich jetzt erst die Frage stelle, die er schon früher erwartete:

Wie kommt es, daß die Kirche in ihrem bewährten weltweiten und weltklugen Verständnis und Anpassungsvermögen in Mexiko den Anschluß an die heutige sozial eingestellte Zeit versäumt hat?

Die Kirche drüben litt tatsächlich an einer Verkalkung ersten Ranges und klammerte sich an überlebte Formen zu hartnäckig fest, machte die Neuordnung der Dinge nicht mehr recht oder überhaupt nicht mit. Sie mochte dem Aufstieg des Indiotums noch eher nachkommen.

Mit der Tatsache des zur Macht gelangten Arbeiterstandes fand sie sich nicht zurecht.

Dabei war der Klerus zu allen Zeiten politisch interessiert. Davon zeugen die scharfen Erlasse der Regierungen, die von Zeit zu Zeit oder von Fall zu Fall nötig waren. Weiterhin war die zu materielle Stellungnahme des Klerus daran schuld.

Zumal der höhere Klerus ließ sich darin schlimme Verfehlungen zuschulden kommen. Er war vielfach landesfremd, kam aus Spanien und verband sich mit den spanischen Großgrundbesitzern.

„Ihr Gott ist das Geld", sagte schon der Libertador, ihr Confrater Hidalgo. Zwar räumte der französische revolutionserzeugte Liberalismus mit der politischen und bürgerlichen Vorzugsstellung des Klerus gründlich auf. Die Vorrechte erstreckten sich bis in die Zivilgerichtsbarkeit, die früher für den Klerus dem Papste unterstand.

Bei dem Prozeß der Trennung von Staat und Kirche stellte sich der niedere Klerus öfters auf die Seite des jungen Staats und verlas u. a. die päpstliche Enzyclika nicht, in der Leo XII. die Independencia der neuen Republik (von Spanien) nicht anerkannte. Dieser Teil des Klerus fühlte und lebte mit dem breiten Volk, dem Indio, und war dabei wahrhaftig nicht mit irdischen Glücksgütern gesegnet.

Dazu betrug das Kirchenvermögen nach L. Alamán die Hälfte des mexikanischen Nationalvermögens. Der Jesuitenorden besaß nicht weniger als 123 Haziendas. Noch in den sechziger Jahren belief sich das kirchliche Vermögen auf über 400 Millionen Mark.

Benito Juarez, eine wirklich staatsmännische Größe aus Indianerstamme, sagte dieser reichen Kirche den Kampf an. Doch B. Juarez starb zu früh.

Seine liberalen Nachfolger wie Präsident Tejada, auch der junge Porfirio Diaz hielten die Kirche fest im Auge. Doch entglitt die Herrschaft dem alternden Diktatorpräsidenten Diaz vollständig. Mochte der liberale Staat auf dem Papier herrschen, in Wirklichkeit sah es damit anders aus. An der unnachgiebigen Haltung von Juarez war das unpatriotische Verhalten der Geistlichkeit während des nordamerikanischen Einfalls schuld. Auch vergaß Juarez die zweideutige untreue Haltung des Klerus während des Abenteuers von Maximilian von Habsburg nicht. Es war der nämliche höhere Klerus, der Max rief und der Max im Stich ließ, als er sich nicht so willfährig, sondern mit Liberalismus verseucht zeigte.

„Mexiko ist das Paradies der religiösen Orden", so hieß es unter Diaz in seinem letzten Jahrzehnt. Sein revolutionärer Nachfolger Franz I. Madero hatte wegen dringlicherer Aufgaben, die auf dem sozialen Gebiet lagen, keine Zeit für kirchlich-politische Fragen.

Wie der Klerus die strengen Verbote einer klerikalen Vermögensbildung umging, zeigt der Hinweis, daß er seine Liegenschaften „Haziendas" (Gutswirtschaften) und Fabriken nannte.

Ein charakteristisches Bildchen darüber, wie man die strengen Kultusgesetze beobachtete, erkennen wir darin, daß man regierungsseitig die zu besichtigenden Klöster vorher benachrichtigte. Kam dann die Staatspolizei, zwecks Schließung der ungesetzlichen Niederlassung, so war kein Klosterinsasse zu finden.

Wir finden im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts drüben etliche Aktiengesellschaften und industriellen Unternehmungen, die durchgehends Geistlichen aller Grade gehörten. Ich nenne nur die „Inmobiliaria Michoacana" mit einem Kapital von 500000 Pesos, d. h. über 1 Million Goldmark, oder „La Piedad" in Puebla mit 300000 Pesos und später einer Million Pesos Aktienkapital.

Darum stand als erster Programmsatz in der Revolution: „Fortnahme des Kirchengutes und Vernichtung der Kirche." Die aus dem Norden anrückende Revolutionsarmee unter Carranza sowie unterm Bandenführer und höchst beliebten Volkshelden Pancho Villa ließen die Ver. Staaten gewähren. Man eroberte die Hauptstadt und demütigte die Kirche.

Die Verfassung von Querétaro vom Mai 17 setzte der Kirchenfeindschaft die Krone auf, indem sie die Juarezschen Kirchengesetze bedeutend verschärfte. Auf diese Gesetzgebung gehn die oben im Auszug mitgeteilten callistischen Kirchengesetze zurück.

Nur hinsichtlich des Verbots der Ehelosigkeit der Priester und der ewigen Gelübde eines Ordensmannes war man in Querétaro schärfer als Calles, unter dem nur in einzelnen Staaten diese Verbote wieder eingeführt wurden.

Man traf dem Hauptanlaß der Feindschaft zwischen Staat und Kirche mitten ins Herz, als man jegliche Parteienbildung mit kirchlich-religiöser Zielsetzung untersagte.

Doch wie das drüben noch mehr als im Europa der Systemzeit so üblich ist, fuhr der Staatwagen mal vorwärts, mal zurück. Nach zwei Jahren ließ es die mexikanische Außenpolitik für tunlich erscheinen, die kirchlichen Ausnahmebestimmungen „als unzeitgemäßen Fanatismus" nicht mehr zu beobachten.

1922 sah das Land wohl als eine Mantelvereinigung für nicht namhaft werden dürfende Verbände die Bildung der „Vereinigung der katholischen Frauen Mexikos".

Querétaro wurde von der Kirche niemals für voll gehalten und aufs heftigste befehdet. Gleichwohl und vielleicht eben deshalb blieb dieses revolutionäre Kind die einzig gültige Verfassung des Landes bis heutigentages.

Worin die Kirche aber ganz und gar versagte, das war das Problem der Heranziehung der entrechteten Indios als der Grundklasse der Bevölkerung zum Staat, zur Teilnahme an der Leitung seiner Geschicke. Hierin kam Calles ihr zuvor.

Für die Kirche galt der Indio, der peón oder indianische Landarbeiter noch als das Arbeitstier, die bestia del labor, die von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang für sage und schreibe 50 Pfennig Entlohnung und eine Handvoll Mais und Bohnen zu werken hatte.

Die Hauptführer der jahrzehntelangen Revolution auf ihr Indianerblut zu untersuchen, wäre eine reizvolle Aufgabe. So viel ist sicher, daß die meisten ganz oder teilweise aus der Indiorasse herkommen.

Das Schwierigste der Indioemanzipation ist die Erziehung zu einem Nationalbewußtsein. Bislang ging die Liebe des einfachen Indianers nur auf die Heimat im engeren Sinn, auf sein pueblo, sein Dorf. Analphabet, wie er ist, steht der Indianer noch auf der ersten Stufe der Treppe, die zur kulturellen Selbstbesinnung führt.

Man kann der Treue mancher Teile der Bevölkerung zu ihrem Glauben, die man in Regierungskreisen gern als Fanatismus ansah, das Zeugnis der Echtheit nicht absprechen, wenn wir seit der Eröffnung des Kirchenstreiks die Bildung einer sogenannten Katakombenkirche beobachten, die teilweise urchristliche Züge aufweist.

Noch im gleichen Jahre 26 stiften die nordamerikanischen knights of Columbus eine Million Dollars „für den Erziehungsfeldzug in Mexiko" und erleben den Zusammenschluß aller katholischen Vereinigungen zur neuen „Liga zur Glaubensverteidigung".

Wie jede überzeugte Jugend, so legte auch „die mexikanische katholische Jugendbewegung" Beweise eines Schwunges ab, der wir die Hochachtung vor jedem echten Empfinden nicht versagen können. Die Eingabe an die Regierung, die zwei Millionen Unterschriften zählte, sowie die wirtschaftliche Kaltstellung oder der geschäftliche Boykott seitens der katholischen Kreise erwiesen sich als zwecklos. Man ging darüber zur Tagesordnung über.

Da versuchte man das Äußerste, man bildete das Heer der sogenannten cristeros, die sogenannte christliche Armee und fiel vom Norden ins Land ein, ohne die Lorbeeren des Siegs zu

pflücken. Das Ende dieses Heeres, in dem u. a. die Führung versagte, war unrühmlicher Art.

Für die Verschärfung des Vorgehens der Regierung war nunmehr aller Anlaß gegeben. Hoch- und Landesverrat lag vor.

Erst der Einmischung einflußreicher Kreise in den Ver. Staaten gelang es, eine Wendung in den unhaltbaren Zuständen herbeizuführen. Der wirtschaftliche Druck drohte so stark zu werden, daß Mexiko es vorzog, 1929 unter der Präsidentschaft von Portes Gil die kirchenkämpferischen Verordnungen zwar nicht aufzuheben, aber als „falsch angewendet" zu bezeichnen und Petitionen dagegen anzunehmen. Man behalf sich bei dem fühlbaren Mangel an Priestern mit dem Laienapostolat und lehrte den in der Schule weggefallenen Religionsunterricht im Raume der Kirche.

Gil war aber ein entschiedener Kirchenfeind. 1931 beschränkte man wieder die Zulassungsquote der Priester. Das hielt so an, bis Cárdenas 34 kam und anfänglich die atheistische und sozialistische Unterweisung der Jugend einführte. Sämtliche Bischöfe wanderten in die Verbannung.

Wenn die Revolution behaupte national zu sein, so hieß es, sei die Kirche das Gegenteil davon, und Ehrensache eines nationalbewußten Volks sei, eine derartige Einrichtung zu vertreiben. Die Jugend habe nur in den Gedanken eines Staatskollektivismus zu denken und zu fühlen.

In Mexiko erleben wir das Schauspiel, daß sich eine Art Bolschewismus und eine gegenkirchliche Bewegung mit dem Nationalismus zusammentaten. Das Soziale richtete sich auf Gut und Boden für die besitzlosen Landarbeiter. Das Industrieproletariat in den Städten erwies sich als ungeeignet für Siedelung und Bodenbearbeitung. Enteignungen, vor allem auf dem Grund des ausgedehnten Besitzes der Ausländer, hierunter besonders der unbeliebten Spanier, gingen vor sich.

Mit diesem Sozialen verband sich das rassische Moment. Man wollte das Land den ursprünglichen Besitzern, d. h. den entrechteten Indios wiedergeben, es „nationalisieren".

Einen größeren Beweis für das Zurückbleiben der Kirche hinter dem Geist der Zeit gibt es nicht als die Tatsache, daß dieselbe Einrichtung, die unter einem Bischof B. de las Casas für die braune Rasse mit Erfolg eingetreten war, nach wenigen Jahrhunderten ihr so fern gegenüberstand, daß ihr eine Regierung, die allerdings mit nicht geringen Indioelementen durchsetzt ist, das Wasser abgraben kann.

Auf und ab ging der Weg, den dann, wie wir vorhin gesehen, Cárdenas einschlug.

Doch merken wir, wie eine fremde Hand da mitführt.

Wiederum sind es die Ver. Staaten, die eine Einrenkung anbahnen, die bis zur Stunde anhält.

Ob der notdürftig geflickte Friedenszustand zwischen den beiden Mächten auf die Dauer hält, ist eine Frage der Zukunft. Und in die Zukunft eines so überraschungsreichen Landes, wie Mexiko es immer gewesen ist, zu schauen, ist uns Sterblichen nicht gegeben.

LITERATURBERICHTE

MITTELALTER

Da dieser Bericht[1]) weiter zurückgreift als üblich und deshalb eine ungewöhnlich große Anzahl von Büchern zur Besprechung vorliegt, muß er sich meist recht kurz fassen. Auf Zeitschriftenaufsätze einzugehen, muß er sich versagen, so sehr ihre Auswertung lohnen würde. Manche Werke sind in dieser Zeitschrift schon in anderem Zusammenhang besprochen worden und werden daher hier übergangen. Andere haben eine Erwähnung nicht mehr nötig, da sie sich inzwischen schon ihren sicheren Platz in der geschichtlichen Literatur errungen haben; sie werden hier nur aufgeführt, weil es ein Unrecht wäre, sie zu übergehen.

So Dempfs[2]) Sacrum Imperium, das das ganze Mittelalter umspannt, wie es sich in den philosophischen Ideen der führenden Köpfe spiegelt. Auch wer viele Einwände hat gegen die Auffassung und Diktion D.s, muß die Bemeisterung des ungeheuren Stoffes anerkennen und die Bereicherung der Quellenkenntnis, die Neubelichtung von Problemen und die vortreffliche Charakterisierung einzelner Persönlichkeiten dankbar feststellen. Dempf hat auch die Ethik des Mittelalters[3]) bearbeitet, wobei er den Grundlagen, also der altchristlichen Ethik, bis einschließlich Augustin, die Hälfte des Raumes widmet, und ebenso die Metaphysik des Mittelalters[4]), die er nach den Hauptvertretern Augustin, Eriugena, Anselm, Thomas und Eckhart gliedert. Bühlers Kultur des Mittelalters[5]) ist für weitere Kreise bestimmt, er möchte zu der Erkenntnis anleiten, wie sich die Gegenwart auf dem Mittelalter aufbaut, verliert aber dabei die Objektivität keineswegs. Er stützt sich vorwiegend auf Quellen aus der deutschen Geschichte. Das Buch ist als gute Einführung in die mittelalterliche Kultur zu begrüßen, es hat neben Gün-

---

[1]) Letzter Bericht im Band XVII, 115.

[2]) Alois Dempf, Sacrum Imperium. Geschichts- u. Staatsphilosophie des MA.s u. der polit. Renaissance. München, Oldenbourg 1929. XV, 574 S. (seither in 2. Aufl.). 8°. RM. 20.—.

[3]) Ders., Ethik des MA.s, ebenda 1927. 111 S. (S.A. aus Handbuch der Philosophie) RM. 5.25.

[4]) Ders., Metaphysik des MA.s ebenda 1930. 154 S. (S.A. aus Handbuch der Philosophie).

[5]) Johannes Bühler, Die Kultur des MA.s Leipzig, Kröner 1931. XII, 360 S. (seither in 2. A.) 8°. RM. 3.50.

ters[6]) größerem Werk seine volle Berechtigung. Auch seine Quellensammlung[7]) ist geschickt ausgewählt und mit einer ausführlichen Einleitung und reichlichen Anmerkungen versehen. Wallachs[8]) Untersuchung über das abendländische Gemeinschaftsbewußtsein führt auch durch das ganze Mittelalter. Der Gegensatz zu der morgenländischen Christenheit erweckt bei den abendländischen Völkern das Gefühl ihrer besonderen Gemeinschaft, sie behalten diesen Gegensatz, und damit das Bewußtsein ihrer ethisch-kulturellen Zusammengehörigkeit, während des Mittelalters bei, wenn auch das Sonderbewußtsein der großen Nationen mit der Zeit stark anwächst. Wackernagels[9]) Vortrag beschäftigt sich mit der mittelalterlichen Geisteshaltung, die sich im Recht auswirkt, und betont den Zug zum Kollektiven und Gefühlsmäßigen. Weyman[10]) hat 36 seiner in Zeitschriften und Sammelwerken veröffentlichten Aufsätze über die christlich-lateinische Poesie des Altertums und Mittelalters, vorwiegend textkritischen Inhalts, gesammelt herausgegeben.

Die kleine Schrift v. d. Steinens[11]) nennt Theoderich und Chlodwig zwei Pole germanischen Wesens und sieht in Chlodwigs katholischer Taufe das den Verlauf der Weltgeschichte bestimmende Ereignis. Gegen Pirenne, der die Merowingerzeit noch in die mediterrane Kultur des Römerreiches einreihen möchte und erst durch das Vordringen des Islams die Kulturwende herbeigeführt sieht, schätzt Patzelt[12]) den Einfluß des Islams auf das Frankenreich viel geringer ein und weist unter Verwertung der Ergebnisse der früh- und vorgeschichtlichen Forschung die Bedeutung der germanischen Kultur für die Entwicklung des fränkischen Reiches nach. Vogt[13]) untersucht die

[6]) S. Bd. XXVI, 116.

[7]) Johannes Bühler, Das deutsche Geistesleben im Mittelalter. Leipzig, Insel-Verlag 1927. 574 S. 8°. RM. 9.—.

[8]) Richard Wallach, Das abendländische Gemeinschaftsbewußtsein im MA. Leipzig, Teubner 1928. 58 S. 8° (Beiträge zur Kulturgeschichte des MA.s u. der Renaiss. Herausgeg. v. W. Goetz, 34) RM. 2.40.

[9]) Jacob Wackernagel, Die geistigen Grundlagen des ma.lichen Rechts. Tübingen, Mohr 1929. 28 S. 8° (Recht u. Staat 62). RM. 1.80.

[10]) Carl Weyman, Beiträge zur Geschichte der christlich-lateinischen Poesie. München, M. Hueber 1926. XII, 308 S. 8°. RM. 16.80.

[11]) Wolfram von den Steinen, Theoderich u. Chlodwig. Ein Kapitel deutscher Weltgeschichte. Tübingen, Mohr 1933. 37 S. 8°. (Philosophie u. Geschichte 46) RM. 1.50.

[12]) Erna Patzelt, Die fränkische Kultur und der Islam. Brünn, R. Rohrer 1932. 244 S. 8° (Veröffentlichungen des Seminars für Wirtschafts- und Kulturgeschichte an d. Universität Wien 4).

[13]) Hilde Vogt, Die literarische Personenschilderung des frühen MA.s. Leipzig, Teubner 1934. 75 S. 8° (Beiträge zur Kulturgeschichte des MA.s u. der Renaissance, herausgeg. v. W. Goetz, Bd. 53). RM. 3.50.

Personenschilderung der vorkarolingischen Zeit (4. bis 8. Jahrh.): sie wurzelt in der antiken Grundlage, das Individuelle tritt zurück hinter dem Typus; eine Weiterentwicklung liegt in der zunehmenden Betonung des Christlichen, manchmal bis zur Idealisierung, neben gelegentlichem Durchschimmern germanischer Züge.

Der Streit um Karl d. Gr. ist heute abgetan. Zu den damaligen Angreifern zählt Reche[14]), der die wichtigsten Kapitel aus der capitulatio de partibus Saxoniae anführt, um das Unrecht des „kleinfränkisch" denkenden Karl an den Sachsen herauszustellen. Dagegen will der erweiterte Vortrag Lintzels[15]) die Voraussetzungen des Sachsenkriegs aufzeigen, um zu einer gerechten Würdigung der Lage und der Persönlichkeiten anzuleiten, und die Acht Antworten deutscher Geschichtsforscher[16]) (Hampe, Naumann, Aubin, Lintzel, Baethgen, Brackmann, Erdmann, Windelband) gelangen von jeweils verschiedenen Ausgangspunkten zu der Feststellung, daß Karl von germanisch-deutscher Art und sein Werk die Voraussetzung für ein einiges Deutschland ist. In dem Quellenheft von Knöpp[17]) sind die wichtigsten Stellen zeitgenössischer Quellen zum Sachsenkrieg aufgeführt und auch Deutungen moderner Historiker beigefügt. Älter ist das Quellenheft Dannenbauers[18]), eine für Seminarübungen bestimmte Zusammenstellung der wichtigsten lateinischen und griechischen Quellenstellen für die Kaiserkrönung Karls d. Gr. und ihre Auswirkungen. Schramms[19]) Schrift über die Bildnisse Karls d. Gr. ist eine Vorarbeit für die im selben Jahr veröffentlichte Ausgabe der mittelalterlichen Kaiserbilder.[20]) S. kommt zu dem Ergebnis, daß die Bildnisse Karls nur eine höchst dürftige Vorstellung von seiner äußeren Erscheinung geben, aber er sieht in ihnen wertvolle Dokumente der kul-

---

[14]) O. Reche, Kaiser Karls Gesetz zur politischen u. religiösen Unterwerfung der Sachsen (Reden u. Aufs. zum nord. Gedanken 27). Leipzig, A. Klein 1935. 28 S. 8°. RM. —.50.

[15]) Martin Lintzel, Karl d. Gr. und Widukind. Hamburg, Hanseat. Verlagsanstalt 1935. 46 S. 8°. RM. 1.50.

[16]) Karl d. Gr. oder Charlemagne? Acht Antworten deutscher Geschichtsforscher. Berlin, Mittler 1935. 124 S. 8°. RM. 2.—.

[17]) Friedrich Knöpp, Karl und Widukind (Grundlagen geschichtl. Urteilsbildg. 1) Frankfurt a. M., Diesterweg 1935. 51 S. 8°. RM. —.80.

[18]) Heinz Dannenbauer, Die Quellen zur Geschichte der Kaiserkrönung Karls d. Gr. Berlin, de Gruyter 1931. 66 S. (Kleine Texte für Vorlesungen u. Übungen 161).

[19]) Percy Ernst Schramm, Die zeitgenössischen Bildnisse Karls d. Gr. Leipzig, Teubner 1928. 74 S. 8° (Beiträge zur Kulturgesch. des MA.s u. der Renaiss. Herausgeg. v. W. Goetz 29). RM. 4.—.

[20]) S. XXII, 158.

turellen und politischen Entwicklung seines Reiches. So wertet er besonders das noch vor 800 zu datierende Lateranmosaik sehr interessant politisch aus. Pfeils[21]) Buch ist ein Seitenstück zu Fedor Schneiders Werk über den Romgedanken; sie stellt die Frage von der anderen Seite aus, also nach der Bedeutung Roms im Ideengehalt des fränkischen und auch noch des ottonischen Imperiums, wobei es ihr zunächst um die Herausarbeitung der Probleme zu tun ist. Sie beschäftigt sich ziemlich eingehend mit der karolingischen Renaissance, die sie als den frühesten Versuch des Mittelalters ansieht, sein eigenes Leben zu gestalten. In dieser Auffassung stimmt ihr Faulhaber[22]) bei, der die karolingische Geschichte von dem Ausgang Karls d. Gr. bis 843 verfolgt unter dem Gesichtspunkt, die Entwicklung des Reichseinheitsgedankens herauszustellen, geht aber noch weiter, indem er den Gottesstaat als rein germanisches Gebilde bezeichnet. Leidinger[23]) hat eine bisher unbekannte Quelle zur Karolingerzeit entdeckt, Stücke einer frühestens 1168 in Regensburg geschriebenen Kompilation aus mehreren Chroniken, die die Jahre 754—87 und 876—84 behandeln und einige interessante Einzelheiten enthalten; L. kann dabei die umstrittene Frage der Begräbnisstätte der Hemma, der Gemahlin Ludwigs des Deutschen, entscheiden: sie liegt in St. Emmeram.

Lüdtke[24]) weist die Geschichtswissenschaft zurecht, daß sie dem Schöpfer des ersten Reiches Heinrich I. nicht gerecht geworden sei. Nach L.s Auffassung wird mit Heinrich die romanische Idee des zentralistischen Absolutismus, die die Merowinger, Karolinger und noch Konrad I. vertraten, abgelöst durch die germanische Idee, die nicht vom Herrscher, sondern vom Volk ausgeht. Er bestreitet, daß Heinrich die Absicht hatte, nach Italien zu gehen. Lintzel[25]) veröffentlicht drei Aufsätze über Liutprand, Vorstudien zu einer umfassenderen Untersuchung über Geschichtsschreibung und Politik im ottonischen

---

[21]) Elisabeth Pfeil, Die fränkische u. deutsche Romidee des frühen MA.s. München, Münchener Drucke 1929. 238 S. 8° (Forschungen zur ma.lichen u. neueren Geschichte 3). RM. 8.—.

[22]) Roland Faulhaber, Der Reichseinheitsgedanke in der Literatur der Karolingerzeit bis zum Vertrag von Verdun. Berlin, Ebering 1931. 110 S. 8° (Historische Studien 204). RM. 4.50.

[23]) Georg Leidinger, Bruchstücke einer verlorenen Chronik eines unbekannten Regensburger Verfassers des 12. Jahrh. München, i. Komm. Beck 1933. 72 S. 8° (SB. der bayr. Akad. philos. hist. Abt. 1933, 1). RM. 5.—.

[24]) Franz Lüdtke, König Heinrich I. Berlin, Stilke 1936. 208 S. 8°. RM. 6.50.

[25]) Martin Lintzel, Studien über Liutprand von Cremona. Berlin, Ebering 1933. 76 S. 8° (Histor. Studien 233). RM. 3.—.

Zeitalter. Die quellenkritische Untersuchung über das Verhältnis von Liutprand und dem Continuator Reginonis, also dem späteren Erzbischof Adalbert von Magdeburg, führt zur Aufdeckung von bemerkenswerten Gegensätzen in der politischen Einstellung leitender Persönlichkeiten am Hofe Ottos I. Bögl[26]) geht von dem Gegensatz v. Below-Waas aus: ob wirklich staatliche Beziehungen die Grundlage des mittelalterlichen Reiches gebildet haben oder ob es auf Sonderherrschaftsrechten aufgebaut gewesen sei. B. möchte einen Beitrag zur Lösung der Frage geben, indem er die Urkunden und anderen Quellen des 10. Jahrhunderts daraufhin untersucht, welche Staatsauffassung aus ihnen spricht; er kommt zu dem Ergebnis, daß das deutsche Reich in der Auffassung der Zeitgenossen als wirklicher Staat erscheint. Über die Auffassung der mittelalterlichen Kaiserpolitik in der deutschen Geschichtsschreibung liegen mehrere Schriften vor: Schieblich[27]) setzt ein bei den deutschen Humanisten und behandelt dann die Auffassung der Geschichtsschreiber von Leibniz bis Giesebrecht und in einem Schlußkapitel den Streit v. Sybel — Ficker. Hostenkamps[28]) erster Teil gibt die Fortsetzung dieser Übersicht bis zur Gegenwart, der zweite das Urteil über einzelne Kaiser, der dritte die Beurteilung der Kaiserpolitik aus ihren Folgen, der vierte die letzten Gründe der bisherigen verschiedenen Bewertung, wobei freilich dieser letzte Abschnitt von den beteiligten Historikern keineswegs restlos unterschrieben werden wird. Schneider[29]) will für weitere Kreise einen kurzen Überblick über die neueren Anschauungen vermitteln und läßt die Historiker möglichst selbst zu Wort kommen; er fügt am Schluß einen Abschnitt über die Ehepolitik und die Gräber der Kaiser an. Auch Kirchberg[30]) geht von dem Streit um die Kaiserpolitik aus. Ohne von vornherein Ostpolitik und Mission gleichzusetzen, kommt er nach gründlicher Untersuchung zu dem

[26]) Otto Bögl, Die Auffassung von Königtum und Staat im Zeitalter der sächsischen Könige und Kaiser. Erlangen: Palm u. Enke 1932. XII, 110 S. 8° (Erlanger Abhandlungen Band XIV). RM. 4.50.

[27]) Walter Schieblich, Die Auffassung des mittelalterlichen Kaisertums in d. deutschen Geschichtsschreibung von Leibniz bis Giesebrecht. Berlin, Ebering 1932. 159 S. 8° (Historische Abhandlungen 1). RM. 6.20.

[28]) Heinrich Hostenkamp, Die mittelalterliche Kaiserpolitik in der deutschen Historiographie seit v. Sybel und Ficker. Berlin, Ebering 1934. 256 S. 8° (Histor. Studien 255). RM. 11.—.

[29]) Friedrich Schneider, Neuere Anschauungen der deutschen Historiker zur Beurteilung der deutschen Kaiserpolitik des MA. Weimar, Böhlau 1934 (seither in 4. Aufl.) 158 S. 8°. RM. 5.60.

[30]) Josef Kirchberg, Kaiseridee und Mission unter den Sachsenkaisern und den ersten Saliern von Otto I. bis Heinrich III. Berlin, Ebering 1934. 164 S. 8° (Historische Studien 259). RM. 6.60.

Ergebnis, daß nur die Missionsidee der kaiserlichen Ostpolitik ihre Größe und Weite gegeben habe. Die Schuld an der Erfolglosigkeit der ostdeutschen Politik mißt K. nicht der Italienpolitik zu, sondern dem völkischen Gegensatz, sowie der mangelnden Unterstützung durch Adel und Geistlichkeit. Schramms[31]) Buch über den mittelalterlichen Erneuerungsgedanken in seiner römischen Ausprägung, das als wertvolle Ergänzung zu Fedor Schneiders Romgedanken sich schon recht fruchtbar erwiesen hat, will zugleich auch der Geschichte der mittelalterlichen Kaiseridee dienen. Aus dem reichen Inhalt sei besonders das Kapitel über die Zeit Ottos III. hervorgehoben, das diese Zeit in ganz neuem Licht erscheinen läßt. Neben dieses zukunftsträchtige Werk sei Hampes[32]) abgeklärte Darstellung des Hochmittelalters gestellt, die Baethgen[33]) mit Recht als die Krönung seiner gesamten Arbeit bezeichnet hat. Wesen und Wandel der Gesamtkultur des Abendlandes, ihre Verflechtung mit den einzelnen Völkerschicksalen, die Probleme der Zeit und die großen Persönlichkeiten, das alles ist zu einem einheitlichen Bild der Weltgeschichte dieser Zeit geworden.

Johnson[34]) stellt die weltliche Betätigung der deutschen Bischöfe unter den Sachsenkaisern heraus, ebenso die im Dienste des Reichs wie die im lokalen bzw. eigenen Interesse. Häfner[35]) untersucht die Wormser Briefsammlung und wertet sie geschichtlich und kulturgeschichtlich aus; die Sammlung ist als Lese- und Stilübungsbuch um 1036 von dem damaligen Leiter der Wormser Domschule zusammengestellt. Boos hat im Wormser UB. (1886) 33 Stücke abgedruckt, die übrigen 30 gibt nun H. heraus; 20 davon waren bisher unbekannt. Prochnos[36]) Sammlung von Schreiber- und Dedikationsbildern, die die Zeit von 800—1100 umfaßt, gehört in die von W. Goetz herausgegebene Sammlung:

---

[31]) Percy Ernst Schramm, Kaiser, Rom und Renovatio. Leipzig, Teubner 1929. Teil I: Studien und Texte zur Geschichte des römischen Erneuerungsgedankens vom Ende des karolingischen Reiches bis zum Investiturstreit. XIV, 305 S. RM. 18.—. Teil II: Exkurse und Texte. 185 S. RM. 14.— (Studien der Bibliothek Warburg 17).

[32]) Karl Hampe, Das Hochmittelalter. Geschichte des Abendlandes von 900—1250. Berlin, Propyläen Verlag 1932. X, 346 S. RM. 12.—.

[33]) XXVII, 17.

[34]) Edgar Nathaniel Johnson, The secular activities of the German episcopate 919—1024. Lincoln, University 1932. 278 S.

[35]) Elisabeth Häfner, Die Wormser Briefsammlung des 11. Jahrhunderts. Erlangen, Palm u. Enke 1935. 104 S. (Erlanger Abhandlungen XXII) RM. 3.80.

[36]) Joachim Prochno, Das Schreiber- und Dedikationsbild in der deutschen Buchmalerei. I. Bis zum Ende des 11. Jahrh. Leipzig, Teubner 1929. XVII, 111 S. mit 110 Lichtdrucktafeln. RM. 20.—.

die Entwicklung des menschlichen Bildnisses, auf die schon früher aufmerksam gemacht wurde.[37]) Bulst-Thiele[38]) gibt ein auf eingehender Quellenverwertung beruhendes Bild der Persönlichkeit der Kaiserin Agnes auf dem bewegten Hintergrund ihrer Zeit; neben der politischen Bedeutung ihrer Regentschaft tritt eindringlich der religiöse Grundzug ihres Wesens hervor. Schiffmann[39]) vergleicht die hebräischen Quellen zu den Judenverfolgungen bei Beginn des 1. Kreuzzugs mit anderen zeitgenössischen; die Judenschutzgesetze Heinrichs IV. stehen im Einklang mit seiner Friedenspolitik; die Bemühungen der Bischöfe, die Juden zu schützen, hatten nur in Speyer Erfolg. Schirmer[40]) verfolgt das Urteil der Geschichtsschreibung über Heinrich IV. vom Humanismus bis zu J. J. Maskov; eine kurze Übersicht über die vorwiegend moralische Bewertung Heinrichs in der mittelalterlichen Geschichtsschreibung wird vorausgeschickt. Wie die Beurteilung Heinrichs IV. ein Exponent der die Zeit beherrschenden geistigen Tendenzen ist, so ist es auch mit der Geschichte des Schlagworts vom finsteren Mittelalter, das Varga[41]) behandelt; sie geht von der Vorbereitung im Mittelalter selbst aus, wobei die Verwertung kritischer Stimmen freilich nicht ganz überzeugend ist, und führt die Untersuchung durch bis Goethe. Beide Werke sind bemerkenswerte Beiträge zur Historiographie und Geistesgeschichte.

Über Persönlichkeiten des Investiturstreits liegen einige Neuerscheinungen vor. Huysmans[42]) gibt ein Lebensbild des kraftvollen und aufrechten Bischofs Wazo von Lüttich, der ebenso entschieden für die päpstliche Macht eintritt wie er Ketzerhinrichtungen verurteilt; H. untersucht die vita Wazonis und erörtert Wazos Verhältnis zu den Reformideen: sowohl Leo IX. als Stephan IX. stehen unter seinem Einfluß. Die Haltung des Bischofs Hermann von Metz wird von Salloch[43]) als durchaus

---

[37]) XXII, 158.

[38]) Marie Luise Bulst-Thiele, Kaiserin Agnes. Leipzig, Teubner 1933. 124 S. (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters u. der Renaissance, herausgeg. v. W. Goetz 52). RM. 6.—.

[39]) Sara Schiffmann, Heinrich IV. und die Bischöfe in ihrem Verhalten zu den deutschen Juden. Diss. Berlin o. J. (1931). 58 S.

[40]) Erica Schirmer, Die Persönlichkeit Kaiser Heinrichs IV. im Urteil der deutschen Geschichtsschreibung (vom Humanismus bis zur Mitte des 18. Jahrh.). Jena, Frommann 1931. XVI, 92 S. 8°. RM. 4.50.

[41]) Lucie Varga, Das Schlagwort vom „finsteren Mittelalter". Brünn, Rohrer 1932. 152 S. (Veröffentlichungen des Seminars für Wirtschafts- u. Kulturgeschichte an d. Univ. Wien 8).

[42]) Rud. Huysmans, Wazo van Luik in den ideeënstrijd zijner dagen. Nijmwegen, Dekker, van de Vegt, van Leeuwen 1932. XXXII, 206 S.

[43]) Siegfried Salloch, Hermann von Metz. Ein Beitrag zur Geschichte

selbständig angesehen, sie beruhe auf einer gewissenhaften Auseinandersetzung mit den Ideen der Zeit. Nach einer Darstellung des Verhaltens Hermanns und des deutschen Episkopates in den Jahren 1073—90 behandelt S. deshalb in einem besonderen Kapitel die staats- und kirchenrechtlichen Anschauungen Hermanns. Schlechte[44]) geht in seiner Dissertation über Erzbischof Bruno von Trier zunächst auf die Voraussetzungen der antigregorianischen Haltung Triers ein, aus dessen Lokalstolz Primatansprüche erwachsen. Bruno steht in der Verfechtung der Sache Heinrichs V. gegen Paschalis II. längere Zeit in vorderster Linie, erweist sich als gewandter Diplomat, ist aber ein Mann des Ausgleichs. Das für die Finanzgeschichte der Zeit wichtige Verzeichnis der Tafelgüter untersucht Schrod.[45]) Die früher übliche Ansetzung in die Jahre 1064/65 wurde 1924 von Joh. Haller umgestoßen; er verlegte die Entstehung in das Jahr 1185. Demgegenüber weist S. nach, daß an der älteren Datierung festzuhalten ist; er vermutet als Verfasser den Propst Gottschalk von Aachen.

Mit dem Hortus deliciarum beschäftigt sich Gillen[46]) und stellt am Jüngsten Gericht die Einflüsse fest, die auf die Illustrationen gewirkt haben: byzantinische und abendländische Vorbilder und die kirchliche Literatur, vorwiegend Honorius Augustodunensis. Die Historia Welforum ist neu herausgegeben und übersetzt von König.[47]) Der lateinische Text der zweisprachigen Ausgabe beruht auf der Altomünsterer Handschrift. K. sieht den Verfasser in einem im Dienst Welfs VI. stehenden Weltgeistlichen, etwa in Altdorf oder Ravensburg. Jacobs'[48]) kleine Biographie Heinrichs des Löwen, für weitere Kreise bestimmt, ist ohne Voreingenommenheit geschrieben und wird

---

des deutschen Episkopates im Investiturstreit. Frankfurt a. M., Elsaß-Lothringen-Institut 1931. 114 S. gr. 8° (Schriften des Wissensch. Instituts der Elsaß-Lothringer N. F. 2). RM. 4.50.

[44]) Horst Schlechte, Erzbischof Bruno von Trier. Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Strömungen im Investiturstreit. Diss. Leipzig 1934. 91 S.

[45]) Konrad Schrod, Das Verzeichnis der Tafelgüter des römischen Königs. Würzburg, Triltsch 1938. 31 S. RM. 1.50.

[46]) Otto Gillen, Ikonographische Studien zum Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg. Berlin, Deutscher Kunstverlag 1931. 88 S. (Kunstwissenschaftl. Studien IX).

[47]) Erich König, Historia Welforum. Neu herausgegeben, übersetzt u. erläutert. Stuttgart, Kohlhammer 1938. XXVIII, 158 S. (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit 1). RM. 3.—.

[48]) Hans Haimar Jacobs, Heinrich der Löwe. Lübeck, Colemann 1933. 46 S. (Colemanns kleine Biographien 24). RM. —.70.

ihrem Zweck durchaus gerecht. Der selbstbewußte Versuch Luhdes[49]), der Archipoeta-Forschung neue Wege weisen zu wollen, wird wohl als mißlungen abgetan werden müssen. In einer auf ausgedehnten Archivstudien beruhenden Arbeit behandelt Walter[50]) die Reichskanzlei in der Zeit Philipps von Schwaben und Ottos IV. Diktatuntersuchungen setzen ihn instand, die Persönlichkeiten der Kanzleien plastisch herauszuarbeiten; dabei haben die Staufen das Übergewicht: während sich in Ottos Kanzlei bis 1208 und nach 1212 nur ein einziger Mann von einiger Bedeutung findet, weist die staufische Kanzlei eine Reihe erfahrener Männer von politischer Klugheit und ausgeprägtem Reichsgefühl auf. Aus der Tatsache, daß die Reichskanzlei sich sofort auf die Seite Friedrichs stellt, folgert W., daß dessen Sieg schon vor Bouvines entschieden war.

Die folgenden Werke gehören in das Gebiet der Scholastik. Der von Ruf[51]) entdeckte und edierte Teil der Apologie Abälards (Einleitung und Behandlung des ersten Anklagesatzes) wird von Grabmann untersucht: Der Fund erschließt keine neuen Erkenntnisse, beleuchtet aber das Ringen Abälards um Wahrheit und Klarheit auf dem schwierigen Gebiet der Trinitätslehre. Bliemetzrieder[52]) gewinnt aus den Werken Adelhards von Bath eine wesentliche Erweiterung der bis jetzt noch sehr lückenhaften Kenntnis seines Lebens und kommt so in meist ansprechenden Hypothesen über Haskins u. a. hinaus, mit denen er sich in z. T. etwas aufdringlicher Polemik auseinandersetzt. In De eodem et diverso, den B. als Hymnus des wissenschaftlichen Lebensberufes und Idealismus bezeichnet, sieht er die Jugendschrift; für den Beginn der langen Orientreise, deren Ergebnis die Quaestiones naturales wurden, sichert B. das Jahr 1114. Außer den sonstigen Übersetzungen schreibt ihm B. eine Übersetzung der Syntaxis des Ptolemäus (Almagest) aus dem Griechischen zu, er möchte auch den Roboratus fortunae im Prolog der Phaedon-Übersetzung des Heinrich Ari-

[49]) Gustav Luhde, Der Archipoeta und seine Gedichte. Erläutert u. aus d. Latein. ins Deutsche übertr. Düsseldorf, Industrie-Verl. 1932. 175 S. RM. 2.90.

[50]) Anton Julius Walter, Die deutsche Reichskanzlei während des Endkampfes zwischen Staufern und Welfen. Innsbruck-Leipzig, Rauch 1938. 198 S. RM. 4.20.

[51]) Paul Ruf u. Martin Grabmann, Ein neuaufgefundenes Bruchstück der Apologia Abälards. München, i. K. Oldenbourg 1930. 41 S. (Sitzungsbericht der Bayer. Akad. d. Wissensch. Phil.-hist. Abt. 1930, 5). RM. 3.—.

[52]) Franz Bliemetzrieder, Adelhard von Bath. Blätter aus dem Leben eines englischen Naturphilosophen des 12. Jahrh. u. Bahnbrechers einer Wiedererweckung der griechischen Antike. München, Hueber 1935. 395 S. RM. 16.80.

stippus von Catania mit Adelhard identifizieren. Jansen[53]) hat zwei Kommentare zu Boethius de trinitate herausgegeben, den des Clarenbaldus, dessen Anschauungen er eingehend analysiert, und den sog. librum hunc, den J. dem Lehrer Clarenbalds, Thierry von Chartres, zuschreibt. Clarenbalds Werk (1153) kämpft gegen Gilbert de la Porrée und Abälard; obwohl Kompilation, ist die Schrift wertvoll, da sie die trinitarischen Streitigkeiten widerspiegelt. Paetow[54]) beschäftigt sich eingehend mit dem englischen „Humanisten" Johannes de Garlandia, dessen Lebenszeit er von ca. 1195 bis nach 1272 ansetzt. In dem verschwenderisch ausgestatteten Buch stellt P. die Bedeutung seiner Werke für die Wissenschaftsgeschichte des 13. Jahrhunderts heraus und veröffentlicht erstmalig Johanns pädagogisch-satirische Schrift Morale Scolarium mit reichlichen, bei der Dunkelheit des Textes sehr erwünschten Erläuterungen. Götzmann[55]) geht von den Unsterblichkeitsbeweisen der antiken Philosophie aus und führt seine Untersuchung bis ans Ende des 13. Jahrhunderts, wo mit der Kritik von Duns Scotus ein Wendepunkt eintritt; als richtunggebende Persönlichkeiten sieht er in der Patristik Augustin, in der Scholastik Gundissalinus an. Grabmann[56]) weist nach, daß sich die von Bischof Stephan Tempier 1270 und 1277 verurteilten averroistischen Sätze, besonders die Lehre von der Ursache der Glückseligkeit, außer bei Siger von Brabant und Boetius von Dacien noch in einer Reihe von ungedruckten Ethikkommentaren finden, die aus der Pariser Artistenfakultät stammen. In seiner Münchener Rede würdigt Grabmann[57]) das universale Werk Alberts d. Gr., die

[53]) Wilhelm Jansen, Der Kommentar des Clarenbaldus von Arras zu Boethius De trinitate. Ein Werk aus der Schule von Chartres im 12. Jahrh. Breslau, Müller u. Seifert 1926. XX, 148, 122 S. (Breslauer Studien zur histor. Theol. VIII). RM. 15.—.

[54]) Louis John Paetow, Morale Scolarium of John of Garland (Johannes de Garlandia), a professor in the Universities of Paris and Toulouse in the 13th century. University of California Press 1927. p. 67—273 (Memoirs of the University of California, Vol. 4, Nr. 2). $ 4.25.

[55]) Wilhelm Götzmann, Die Unsterblichkeitsbeweise in der Väterzeit und Scholastik bis zum Ende des 13. Jahrh. Karlsruhe, Gutsch 1927. VIII, 247 S. RM. 7.50.

[56]) Martin Grabmann, Der lateinische Averroismus des 13. Jahrh. u. seine Stellung zur christlichen Weltanschauung. München, i. K. Oldenbourg 1931. 86 S. (Sitzungsberichte der Bayer. Akad. der Wissensch. Phil.-hist. Klasse 1931, 2). RM. 6.—.

[57]) Martin Grabmann, Der hl. Albert der Große. München, Hueber 1932. 30 S. RM. 1.40. Hier sei auch hingewiesen auf die wertvolle Abhandlung über den Einfluß Alberts d. Gr. auf das mittelalterliche Geistesleben in dem reichhaltigen 2. Band von Grabmanns Mittelalterliches Geistesleben (1936).

Selbständigkeit seiner Forschung und die Tiefe seiner Persönlichkeit; er verspricht sich noch reichen Ertrag von der weiteren Albert-Forschung. Die Albertus-Magnus-Festschrift[58]) enthält außer einer Einführung durch Kardinal Frühwirth und der Bulle der Heiligsprechung 15 Aufsätze sachkundiger Forscher vor allem über den Theologen und Philosophen Albert. In Scheebens Aufsatz wird gegen Mandonnet an Pelsters Ergebnis (Albert wurde mindestens 80, wahrscheinlich 87 Jahre alt) festgehalten. Arendt[59]) untersucht die staatsphilosophischen, soziologischen und pädagogischen Anschauungen Alberts; er kommt zu dem Ergebnis, daß Albert nicht, wie Thomas wenigstens sehr oft, staatsphilosophisch gedacht habe, sondern in diesen Problemen ganz theologisch orientiert sei. Doms'[60]) Buch über die Gnadenlehre Alberts stellt den systematisch-spekulativen Zusammenhang in den Vordergrund; gelegentlich werden Thomas, Bonaventura u. a. herangezogen. Zugrunde liegen die systematischen Hauptwerke Alberts, soweit sie gedruckt sind. Ein Exkurs gilt dem Nachweis, daß Harnack die zentralen Gedanken der scholastischen Gnadenlehre nicht erfaßt hat. Habbel[61]) beschäftigt sich mit der thomistischen Lehre von der Unmöglichkeit univoker und der Möglichkeit analoger Aussagen über Gott; er sieht in der Analogielehre den Ausdruck des inneren religiösen Lebens Thomas'. Pieper[62]) will die Summe ziehen aus der realistischen Erkenntnislehre Thomas' und seiner intellektualistischen Ethik, um die ontische Fundierung des Sittlichen abzuleiten. Horváths[63]) Untersuchung des Eigentumsrechts bei Thomas weitet sich zu einer Darstellung der thomistischen Soziologie und Wirtschaftsethik; er stellt den thomistischen Eigentumsbegriff modernen Anschauungen gegen-

[58]) Albertus-Magnus-Festschrift (Geleitwort Kardinal Frühwirth). Freiburg (Schweiz), Divus Thomas 1932. 304 S. (Divus Thomas, Sonderh.) Schw. frs. 6.—.

[59]) Wilhelm Arendt, Die Staats- und Gesellschaftslehre Alberts d. Gr. Jena, G. Fischer 1929. VIII, 93 S. (Deutsche Beiträge zur Wirtschafts- u. Gesellschaftslehre Bd. 8). RM. 5.—.

[60]) Herbert Doms, Die Gnadenlehre des sel. Albertus Magnus. Breslau, Müller u. Seiffert 1929. VI, 303 S. (Breslauer Studien zur historischen Theologie Bd. 13). RM. 15.—.

[61]) Josef Habbel, Die Analogie zwischen Gott u. Welt nach Thomas von Aquin. Regensburg, J. Habbel 1928. XII, 116 S. (auch Diss. München). RM. 5.—.

[62]) Josef Pieper, Die ontische Grundlage des Sittlichen nach Thomas von Aquin. Münster (Westf.) Helios Verl. 1929. VII, 65 S. (Universitasarchiv 14). RM. 4.50.

[63]) Alexander Horváth, O. P. Eigentumsrecht nach dem hl. Thomas von Aquin. Graz, Moser 1929. VIII, 240 S. RM. 11.—.

über. Noch stärker geht Koepgen[64]) von der Gegenwart aus; von seiner Schrift, die unter dem Motto: Vorwärts zu Thomas! steht, kommt hier der erste Teil in Betracht, der durch den Vergleich von kritischer Ontologie und scholastischer Methode das Wesen der letzteren herausstellen will. Schöllgen[65]) liefert einen Beitrag zur Geschichte des Kampfes zwischen Augustinismus und Aristotelismus in der Hochscholastik. Es handelt sich um eine Untersuchung der Kampfschriften des Herveus Natalis, besonders des Tractatus de intellectu et voluntate, in denen Herveus die Vorwürfe Heinrichs von Gent, Thomas zerstöre die Lehre von der Willensfreiheit, zurückweist. S.s Ergebnis ist, daß Heinrich wie Thomas eine klare Theorie der Willensfreiheit geben, die sich in der Hauptsache auf der gleichen Grundlage aufbaut, während Herveus den Übergang zu den deterministischen Systemen bildet. Liebeschütz[66]) geht der Geschichte der allegorischen Umdeutung der antiken Mythologie im Mittelalter nach bis zum Fulgentius Metaforalis des englischen Franziskaners John de Ridewall, der hier erstmalig veröffentlicht wird. Da der Traktat eine weite Verbreitung findet, strömt in der Erbauungsliteratur des 14. Jahrhunderts antiker Stoff von England auf das europäische Festland.

In den Gedankenbereich der Mystik gehören die nächsten Schriften. Hampe[67]) findet die Wurzeln des Tatbegriffs des deutschen Idealismus in der mittelalterlichen Mystik, in den Predigten Eckeharts, den sie als Verkünder der vita activa faßt. Meerpohl[68]) behandelt die Lehre von der scintilla animae, in der er den Kernpunkt Eckehartischer Mystik sieht, in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Lehrzusammenhang Eckeharts. Die Schrift Stelzenbergers[69]) zeigt zeitlich geordnet

---

[64]) Georg Koepgen, Die neue kritische Ontologie u. das scholastische Denken. Ein metaphysisch-theolog. Umriß der Tragweite des religiösen Erkennens. Mainz, Kirchheim 1928. XI, 138 S. RM. 5.—.

[65]) Werner Schöllgen, Das Problem der Willensfreiheit bei Heinrich von Gent u. Herveus Natalis. Düsseldorf, Schwann 1927. 112 S. (Abhandlungen aus Ethik u. Moral 6). RM. 4.—.

[66]) Hans Liebeschütz, Fulgentius Metaforalis. Ein Beitrag zur Geschichte der antiken Mythologie im MA. Leipzig, Teubner 1926. 140 S. (Studien der Bibliothek Warburg IV). RM. 8.60.

[67]) Susanne Hampe, Der Begriff der Tat bei Meister Eckehart. Weimar, Böhlau 1926. VI, 92 S. RM. 4.50.

[68]) Franz Meerpohl, Meister Eckharts Lehre vom Seelenfünklein. Würzburg, Becker 1926. XII, 114 S. (Abhandlungen zur Philosophie u. Psychologie der Religion 10). RM. 2.40.

[69]) Johann Stelzenberger, Die Mystik des Johannes Gerson. Breslau, Müller u. Seiffert 1928. XV, 112 S. (Breslauer Studien zur historischen Theologie 10). RM. 5.—.

die Werke auf, aus denen Gerson mosaikartig sein mystisches System zusammensetzt, und legt den Inhalt seiner spekulativen und seiner praktischen mystischen Theologie dar; Gersons Verdienst liegt in der Sichtung des Stoffes und seiner klaren, anschaulichen Darstellung. In seiner vollständigen Ausgabe der ins Nhd. übertragenen deutschen Schriften Heinrich Seuses überprüft Heller[70]) die Echtheit der Schriften Seuses: demnach gehört der Prolog zum Exemplar einer späteren Zeit zu, wie auch die Entstehung der vita selbst und die Zusammenstellung des Briefbüchleins nicht mehr in die Lebenszeit Seuses fallen. Dem Bezirk der Mystik entstammt auch der Begriff der docta ignorantia, den Ritter[71]) bei Nikolaus von Cues untersucht; seine Schrift will die Eigenart der kusanischen Philosophie mit ihrem selbständigen, umwälzenden Charakter bei gleichzeitiger theologischer Gebundenheit aufzeigen.

An Neueditionen liegen mir außer den schon genannten vor: Die aus England stammende Apokalypse des Golias durch Strecker[72]) mit orientierender Einleitung und den wichtigsten Varianten. Von den Annalen des Tholomeus von Lucca, die die Zeit von 1063—1303 umfassen und besonders von 1260 ab eine wichtige Quelle zur Zeitgeschichte sind, gibt Schmeidler[73]) erstmalig den vollständigen Text in den beiden Fassungen A und B, im Anhang auch die Rekonstruktion der Gesta Florentinorum und der Gesta Lucanorum. Aus den Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters und der Renaissance[74]) sind zu nennen: von Grundmann[75]) herausgegeben Alexander von Roes, de translatione imperii, der verbunden mit dem tractatus Jordani de prerogativa Romani imperii sich (1281) vom nationaldeutschen Standpunkt aus gegen eine Auflösung des mittelalterlichen Imperiums wendet; von Kämpf[76]) herausgegeben Petrus de Bosco (Pierre Dubois) Summaria brevis et compendiosa doctrina felicis expedicionis et abreviacionis guerrarum ac litium regni Francorum (1300), wo ein Programm innen- und außenpolitischer

[70]) Nikolaus Heller, Des Mystikers Heinrich Seuse O. Pr. Deutsche Schriften. Regensburg, Manz 1926. LXXIII, 478 S. RM. 16.—.

[71]) Joachim Ritter, Docta Ignorantia. Die Theorie des Nichtwissens bei Nicolaus Cusanus. Leipzig, Teubner 1927. V, 111S. RM. 6.—.

[72]) Karl Strecker, Die Apokalypse des Golias. Rom, Regenberg 1928. 39 S. (Texte zur Kulturgeschichte des MA.s 5). RM. 2.—.

[73]) Die Annalen des Tholomeus von Lucca in doppelter Fassung. Herausgeg. von Bernhard Schmeidler. Berlin, Weidmann 1930. XLI, 380 S. (Monumenta Germaniae historica. Scriptores rerum Germanicarum. Nova Series VIII). RM. 27.—.

[74]) Herausgegeben von W. Goetz. Leipzig, Teubner.

[75]) 1930. 38 S. RM. 2.—.

[76]) 1936. IV, 57 S. RM. 2.80.

Reformen im Sinn eines französischen Imperialismus verfochten wird; von Heimpel[77]) herausgegeben Dietrichs von Niem Dialog über Union und Reform der Kirche (De modis uniendi et reformandi ecclesiam) von 1410 mit einer zweiten Fassung von 1415, der unten noch zu erwähnen sein wird. Der 2. Teil des 2. Bandes des großen Werkes zur Bibelgeschichte von Vollmer[78]) gibt die 2. Hälfte der Historia scholastica des Petrus Comestor. Stenzel[79]) hat die Bruchstücke der Straßburger Chronik des Hieronymus Gebwiler (vor 1523), in denen er das älteste Zeugnis für das Einströmen humanistischen Geistes in die Behandlung der Straßburger Stadtgeschichte sieht, untersucht und herausgegeben.

Wieruszowski[80]) zeigt mit ihren vergleichenden Studien über die publizistischen Kämpfe Kaiser Friedrichs II. und König Philipps des Schönen mit der Kurie ebenso den Ideenzusammenhang auf wie auch die Weiterentwicklung vom universalen zum nationalstaatlichen Gedanken; die Arbeit bietet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der politischen Ideen im 13. Jahrhundert. Halbach[81]) will an einem Einzelfall, dem Unterschied von Gottfried von Straßburg und Konrad von Würzburg, durch stilkritischen Vergleich den Übergang von der Klassik zum Barock feststellen. Baethgen[82]) verfolgt die Papstprophetie von Joachim von Fiore ab durch die folgenden Jahrhunderte. Den wesentlichen Unterschied gegenüber der parallelen Endkaisererwartung sieht er in der grundsätzlich positiven Einstellung der letzteren, während der Engelpapstgedanke eine ausgesprochen kritische Haltung offenbart. Lüdtkes[83]) kurzer Abriß über die

[77]) 1933. XXX, 120 S. RM. 4.50.

[78]) Hans Vollmer, Materialien zur Bibelgeschichte und religiösen Volkskunde des MA.s II, 2: Eine deutsche Schulbibel des 15. Jahrh.: Historia scholastica des Petrus Comestor in deutschem Auszug mit latein. Paralleltext. Teil 2: I. Reg. bis II. Machab. Berlin, Weidmann 1927. XII, 369 bis 864.

[79]) Karl Stenzel, Die Straßburger Chronik des elsäss. Humanisten Hieronymus Gebwiler. Berlin, W. de Gruyter 1926. X, 79 S. 4° (Schriften des Wissenschaftl. Instituts der Elsaß-Lothringer i. R. an der Universität Frankfurt a. M.). RM. 4.—.

[80]) Helene Wieruszowski, Vom Imperium zum nationalen Königtum. Vergleichende Studien über die publizistischen Kämpfe Kaiser Friedrichs II. u. König Philipps d. Schönen mit d. Kurie. München, Oldenbourg 1933. 241 S. (Beiheft 30 der histor. Zeitschrift). RM. 9.—.

[81]) Kurt Herbert Halbach, Gottfried von Straßburg u. Konrad von Würzburg. „Klassik" und „Barock" im 13. Jahrh. Stuttgart, Kohlhammer 1930. VII, 76 S. (Tübinger germanist. Arbeiten 12). RM. 4.—.

[82]) Friedrich Baethgen, Der Engelpapst. Halle (S.), Niemeyer 1933. 45 S. (Schriften der Königsberger gelehrten Gesellschaft 10, 2). RM. 3.80.

[83]) Franz Lüdtke, Der deutsche Ritterorden, der Wiedereroberer und

Geschichte des Deutschritterordens ist mit Wärme geschrieben; die Schuld am Zusammenbruch trägt „nicht das aristokratisch-nationalsozialistische Gefüge des Ordens, sondern der demokratisch-liberalistische Klassenegoismus der Stände". Aubin[84]) sieht die deutsche Ostbewegung einheitlich; er gibt einen eingehenden historiographischen Rückblick, der den Einfluß des jeweiligen Zeiterlebens auf die Betrachtungsweise offenbart, und begründet dann seine richtungweisende Forderung der ganzheitlichen Betrachtung in der Dreiheit von Zeit, Raum und Inhalt.

Browe[85]) untersucht den Einfluß jüdischer Gesetze und vorchristlicher Anschauungen auf die sexuelle Moral im Mittelalter und zeigt an den kultischen Folgen die allmähliche Entwicklung des kirchlichen Standpunkts. Keil[86]) gelangt durch eine Sammlung der einschlägigen Stellen in den Predigten des 13. Jahrhunderts, vor allem Bertholds von Regensburg, zu einer systematischen Darstellung der Sittlichkeit und der Zeichnung der sozialethischen Beziehungen von Sitte und Sittlichkeit. Noch tiefer geht Siebert[87]), der ein Bild des Denkens, Fühlens und Handelns des deutschen Menschen in der Zeit von 1273 bis ca. 1350 auf Grund umfassender Quellenverwertung entwirft. War Huizinga in seiner Schilderung der höfisch-ritterlichen Kreise zur Feststellung einer „Herbst"-Stimmung gekommen[88]), so sieht S., der sich vor allem dem Bürgertum, insbesondere dem oberdeutschen, zuwendet, noch stärker die allmähliche Entwicklung eines neuen Geistes und Lebensgefühls.

Ficken[89]) sucht in seiner ansprechenden Monographie über Johann von Böhmen den beiden Seiten dieser Persönlichkeit, der ritterlich-idealen wie der realistischen, gerecht zu werden; zur Erläuterung von Johanns Ritterideal wird auch die französ.

Kolonisator deutschen Ostraumes. Langensalza, Beltz o. J. (1936). 60 S. RM. —.80.

[84]) Hermann Aubin, Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung. Leipzig, Hirzel 1939. 90 S. (Deutsche Schriften zur Landes- u. Volksforschung 2). RM. 5.80.

[85]) Peter Browe S. J. Beiträge zur Sexualethik des MA.s. Breslau, Müller u. Seiffert 1932. 143 S. (Breslauer Studien zur historischen Theologie 23). RM. 7.—.

[86]) Ernst Wolfgang Keil, Deutsche Sitte und Sittlichkeit im 13. Jahrh. nach den damaligen deutschen Predigern. Dresden, Ungelenk 1931. 200 S. RM. 6.—.

[87]) Ferdinand Siebert, Der Mensch um 1300 im Spiegel deutscher Quellen. Studien über Geisteshaltung und Geistesentwicklung. Berlin, Ebering 1931. XV, 219 S. (Historische Studien 206). RM. 9.20.

[88]) Vgl. Jahrgang XVII, 125.

[89]) Emil Ficken, Johann von Böhmen. Eine Studie zum romantischen Rittertum des 14. Jahrh. 176 S. Diss. Göttingen 1932.

Ritterdichtung herangezogen. Frotscher[90]) möchte für Johann XXII. ein Stück Größe retten, aber seine Schrift vermag sein Urteil kaum zu bestätigen, zumal sie die scharfe Herausarbeitung des gerade für diesen Papst Charakteristischen weithin vermissen läßt. Bornhaks[91]) Arbeit über die Ludwig den Bayern bestimmende Gedankenwelt bezeichnet als maßgebend für Ludwigs Haltung die antikurialistischen Lehrsysteme von Marsilius und Ockham und die Tradition der imperialen deutschen Rechtsanschauung des Hochmittelalters, die ihn auf das Wormser Konkordat zurückgreifen läßt. Rosenthal[92]) führt in die staatsphilosophische Gedankenwelt Ibn Khaldûns ein, indem er die wichtigsten Stellen der Muqaddima wortgetreu zitiert und systematisch ordnet. Daß Ibn Khaldûn bei seinem Streben, die menschliche Kultur in ihrer Totalität zu erkennen, dem Staat eine so ausführliche Behandlung widmet, hebt ihn aus der Reihe der Denker des Mittelalters, auch der islamischen heraus, ebenso seine Erfassung des Zusammenhangs von Staat und Kultur, der Verflechtung von materieller und geistiger Kultur, der Wechselseitigkeit der Beziehung von Staat und Wirtschaft. Der Vergleich mit Macchiavelli drängt sich R. auf: bei dem Zentralbegriff, der ʿAṣabijja — die wir heute wohl mit Volksgemeinschaft oder Blut und Boden wiedergeben möchten — findet er einen Anklang an den Begriff der virtù, die rein realistische Betrachtungsweise des Staates ist beiden gemeinsam, aber R. sieht bei Ibn Khaldûn die größere Gesichtsweite und den weiterreichenden historischen Sinn. Heimpels[93]) neue Gesamtdarstellung Dietrichs von Niem war ein Bedürfnis, nicht bloß weil sich seit Erlers Biographie die Zahl seiner Schriften durch neue Funde wesentlich vermehrt hat, sondern vor allem weil Erler noch die zwei reformerischen Hauptschriften Dietrich absprechen zu müssen glaubte. Nachdem inzwischen für die Avisamenta seine Autorschaft gesichert ist, weist H. nun in eingehender Auseinandersetzung auch den Traktat De modis uniendi et reformandi ecclesiam endgültig Dietrich zu. Ohne diese Schrift

[90]) Gerhard Frotscher, Die Anschauungen von Papst Johann XXII. über Kirche und Staat. Jena, Frommann 1933. XVI, 144 S. RM. 4.80.

[91]) Otto Bornhak, Staatskirchliche Anschauungen u. Handlungen am Hofe Kaiser Ludwigs des Bayern. Weimar, Böhlau 1933. 145 S. (Quellen u. Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches in MA. und Neuzeit VII, 1). RM. 8.80.

[92]) Erwin Rosenthal, Ibn Khaldûns Gedanken über den Staat. München, Oldenbourg 1932. VIII, 118. (Beiheft 25 der histor. Zeitschr.). RM. 6.50.

[93]) Hermann Heimpel, Dietrich von Niem. Münster (Westf.), Regensburg 1932. 362 S. (Westfälische Biographien Bd. 2).

als Hauptzeugnis seiner denkerischen Selbständigkeit bewerten zu wollen, kommt H. doch zu dem Ergebnis, daß man Dietrich wieder zu den führenden, jedenfalls zu den fähigsten und von ihrem Ideal erfülltesten Vertretern der Reformbewegung werde rechnen müssen. H. wird in seinem gründlichen, sehr flüssig geschriebenen Buch nicht bloß dem Publizisten, sondern auch dem Chronisten und Historiker Dietrich gerecht: er bezeichnet ihn als den ersten deutschen mittelalterlichen Historiker, der in großem Zusammenhang Geschichte im bewußt patriotischen Sinn geschrieben hat. Herbst[94]) gibt eine Beschreibung der Durchführung und der Auswirkung der Bursfelder Reform in dem kleinen Kloster Klus, von dem die Bewegung ausging; er stützt sich dabei auf die Chronik des Kluser Mönchs Heinrich Bodo und verwertet außer den Urkunden des Klosters auch den von ihm nachgewiesenen Bücherbestand, in dessen überwiegend asketischem Charakter sich der neue Geist widerspiegelt. Dischers[95]) Darstellung der deutschen Bauhütten im Mittelalter ist sehr summarisch; er macht manche Steinmetzzeichen verständlich und zieht Verbindungslinien zur Freimaurerei. Grau[96]) gibt einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Antisemitismus mit seiner wohlabgewogenen Behandlung der Regensburger Judengemeinde vor und bis zu ihrer Austreibung im Jahr 1519. Das Zusammenspiel von wirtschaftlichen, sozialen, religiösen, finanzpolitischen, wirtschaftsethischen und rassischen Gesichtspunkten läßt sich an diesem Beispiel auf Grund reichen Quellenmaterials besonders klar aufzeigen; für den jüdischen Wirtschaftsbetrieb u. den Frühkapitalismus betont G., daß sie bei aller Ähnlichkeit der Form ganz verschiedene Ausgangspunkte haben. Wachendorf[96]) stellt die starke berufliche Betätigung und dementsprechend eine im ganzen gesicherte wirtschaftliche Stellung der Frau fest für das 14. und die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts, während von da ab die Wirtschaftskrise eine Verschlechterung ihrer Lage und im Zusammenhang damit ein Anwachsen der Prostitution hervorruft. Döring-Hirsch[98]) un-

[94]) Hermann Herbst, Das Benediktinerkloster Klus bei Gandersheim und die Bursfelder Reform. Leipzig, Teubner 1932. VIII, 116 S. (Beiträge zur Kulturgeschichte des MA.s und der Renaissance, herausgeg. v. W. Goetz, Bd. 50). RM. 5.80.

[95]) Camillo Fritz Discher, Die deutschen Bauhütten im MA. und ihre Geheimnisse. Wien (9, Canisiusg. 21), Selbstverl. 1932. 88 S. RM. 4.20.

[96]) Wilhelm Grau, Antisemitismus im späten MA. Das Ende der Regensburger Judengemeinde 1450—1519. München, Duncker u. Humblot 1934. 201 S.

[97]) Helmut Wachendorf, Die wirtschaftliche Stellung der Frau in den deutschen Städten des späteren MA.s Diss. Hamburg 1934. 148 S.

[98]) E. Döring-Hirsch, Tod und Jenseits im SpätMA. Zugleich ein

tersucht die Todes- und Jenseitsstimmungen im Zusammenhang der bürgerlichen Kultur des Spätmittelalters und findet sie in der Unsicherheit der Existenz begründet. Die Intensivierung der Seelsorge begünstigt die Jenseitsbetonung, dagegen tritt in der Totentanzliteratur und in den humanistisch gefärbten Strömungen einer gelehrten Laienschicht der Drang zur Lebensbejahung an die Oberfläche. Rücklin-Teuscher[99]) geht der Frage nach, in welchem Maß kleinere Reichsstädte des schwäbisch-fränkischen Reichsgebiets, Hall und Heilbronn, von den religiösen Erregungen des ausgehenden Mittelalters ergriffen wurden. Sie stellt neben den gesteigerten Äußerungen des religiösen Lebens auf Grund von Archivstudien das schrittweise Vordringen des laienmäßigen Einflusses heraus und zeigt, daß sich auch in diesen kleinen Stadtstaaten die Problematik der Zeit getreu widerspiegelt. Steht dieses Buch unter der Anregung von Andreas, so ist die vorwiegend auf lübischen Quellen beruhende Arbeit von Schlichting[100]) einigermaßen orientiert an Huizinga, was sich schon dadurch nahelegt, daß sie auf verschiedenen Gebieten Einflüsse von den Niederlanden auf das hansische Kulturleben vorfindet. Sie stellt aber auch gegenüber dem „Herbst" merkliche Unterschiede, mindestens des Grades fest und betont die eigene Art der bürgerlichen Kultur in den Hansestädten, die durch Nüchternheit und praktisches Denken gekennzeichnet wird. In dem mir vorliegenden VII. Band der Weltgeschichte von Halphen und Sagnac[101]) ist die Anordnung, wie in anderem Zusammenhang schon erwähnt[102]), im Unterschied von manchen anderen Bänden durchaus sachgemäß: Der Reihe nach wird die Geschichte der einzelnen Staaten in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts behandelt; in dem dann folgenden Kapitel über Wirtschafts- und Sozialgeschichte stellt Pirenne fest, daß die wirtschaftliche Entwicklung in der ersten Hälfte des Jahrhunderts sich, ganz anders als die geistig-

Beitrag zur Kulturgeschichte des deutschen Bürgertums. Berlin, Curtius 1927. XV, 115 S. (Studien zur Geschichte der Wirtschaft u. Geisteskultur 2). RM. 5.—.

[99]) Gertrud Rücklin-Teuscher, Religiöses Volksleben des ausgehenden MA.s in den Reichsstädten Hall und Heilbronn. Berlin, Ebering 1933. 164 S. (Historische Studien 226). RM. 6.—.

[100]) Marie Elisabeth Schlichting, Religiöse und gesellschaftliche Anschauungen in den Hansestädten des späten MA.s. 191 S. Diss. Berlin 1935.

[101]) Henri Pirenne, Augustin Renaudet, Édouard Perroy, Marcel Handelsman, Louis Halphen, La fin du moyen âge II: L'annonce des temps nouveaux (1453—1492). Paris, Alcan 1931. 324 S. (Peuples et Civilisations, histoire générale publiée sous la direction de Louis Halphen et Philippe Sagnac VII). frs. 35.—.

[102]) XXIV, 281.

religiöse, noch durchaus in dem bisherigen Geleise weiterbewegt, während um 1450 die einschneidenden Veränderungen einsetzen; Renaudet gibt je ein Kapitel über Humanismus (unter der Überschrift: la préparation de la Réforme) und Renaissance, nebst einem Rückblick auf die politische und kulturelle Entwicklung des Spätmittelalters. Der trotz der anderen Zielsetzung sich aufdrängende Vergleich des reichhaltigen Bandes mit dem glänzenden Buch von Andreas[103]), das keiner Empfehlung mehr bedarf, läßt den weiten Vorsprung dieser aus souveräner Beherrschung des Stoffes erwachsenen Gesamtschau, eines Meisterwerks kulturgeschichtlicher Darstellung aus einem Guß, eindringlich erkennen.

Ulrich Zeller.

DEUTSCHE TERRITORIAL- UND LANDESGESCHICHTE

Es gibt kaum ein deutsches Land, dessen Geschichte besser geeignet ist, mit den herkömmlichen Vorurteilen und der noch immer nur allzu häufigen Geringschätzung der territorial- und landesgeschichtlichen Forschung endgültig aufzuräumen, als dasjenige, das wir hier zum ersten Male wieder begrüßen dürfen: die Ostmark. Kein anderes freilich auch, das bis zu seiner Heimkehr ins großdeutsche Reich einen derart weiten Weg zurücklegen, so viele und z. T. weitab führende Umwege machen mußte als eben sie. Um nur die wichtigsten Etappen ihrer alle Höhen und Tiefen staatlichen Daseins durchmessenden Entwicklung anzudeuten: Zunächst lediglich Grenz- und Schutzwall des alten Reiches, dann Territorial- und Hausmacht zahlreicher deutscher Kaiser, weiterhin Kernland und wesentliche Kraftquelle eines selbständig gewordenen Österreichs von europäischer Geltung, schließlich nach dem Zusammenbruch und Zerfall dieses Vielvölkerstaates im Jahre 1918 ein politisch ohnmächtiges, zu eigenem Leben kaum mehr fähiges Rumpfgebilde, dem außer der wehmütigen Erinnerung an seine glanzvolle Vergangenheit und dem berechtigten Stolz auf seine historische Leistung eigentlich nur noch der traditionelle Name und das Bewußtsein seines Deutschtums geblieben war. Gewiß hat es mehr als einmal im Laufe seiner krisenreichen Geschichte Zeiten gegeben, da man nicht ohne Grund befürchten konnte, daß jenes über- und internationale Österreich der Versuchung erliegen

[103]) Willy Andreas, Deutschland vor der Reformation. Eine Zeitenwende. Stuttgart, Verlagsanstalt 1932 (seither in 2. Aufl.). 644 S. RM. 14.—.

werde, um gelegentlicher und vorübergehender Vorteile willen seinen Zusammenhang mit dem völkischen Mutterboden preiszugeben. Die Gefahr, daß es ihn ganz verliere und damit zum Spielball fremder Großstaaten werde, hatte zwar Bismarck trotz aller Wunden, die gerade er im Kampfe um die Vormachtstellung innerhalb des deutschen Lebensraumes dem unterlegenen Rivalen zugefügt hatte, vorerst zu bannen gewußt. Allein nach dem unglücklichen Ausgang des Weltkrieges war sie von neuem erstanden und hatte greifbarer und bedrohlicher denn je Gestalt gewonnen.

Es muß leider von vornherein festgestellt werden, daß der Autor, dessen Werk bzw. dessen erster bis 1648 reichender Band[1]) hier besprochen werden soll, sich in weitgehendem Maße zum Sprecher und publizistischen Vorkämpfer derartiger Tendenzen gemacht hat. Es bleibt das um so mehr zu bedauern, als sein Buch glänzend geschrieben und überaus anregend, wenn auch nicht immer eben tiefdringend ist. Gerade deshalb ist jedoch die Gefahr, daß das breitere Publikum, das mangels hinreichender historischer Schulung nicht die nötige Kritik aufzubringen vermag, seiner äußerlichen Wirkung erliegen könnte, besonders groß.

Worauf es H. vor allem ankommt, und was er mit seinem Buche eigentlich bezweckt, ist eine Umdeutung der an sich unbestreitbaren politischen und kulturellen Eigenart Österreichs, die das geschichtliche Ergebnis einer jahrhundertlangen Entwicklung ist, in eine mehr oder minder von Natur gegebene und darum möglichst weit zurückgehende Autonomie. Da der mittelalterliche Reichsgedanke, dessen Erbe und Verfechter das habsburgische Kaiserhaus war, hierzu nicht ausreicht, wird der Versuch unternommen, „Österreich als eine Einheit zu betrachten", deren „inneren Entwicklungskräfte in die Länder ausstrahlten und sie in ihren Bann zogen". Begreiflich, daß einer solchen „Erfassung österreichischer Geschichte unter beherrschenden zentralen Gesichtspunkten" erhebliche Schwierigkeiten im Wege stehen! Sie werden besonders deutlich in den Abschnitten, die gewissermaßen den historischen Nachweis für die vorausgesetzte und vorweggenommene Einheit Österreichs erbringen sollen und faktisch doch nur das heiße Bemühen der babenbergischen und habsburgischen Landesfürsten um eine solche erkennen lassen, wie z. B. beim Privilegium minus, dem gefälschten Privilegium maius Rudolfs IV. und den Anfängen einer Zentralverwaltung unter Maximilian I. und Ferdinand I. Was soll man vollends dazu sagen, wenn der um 996 erstmals

[1]) Hugo Hantsch, Geschichte Österreichs. Erster Band. Verlagsanstalt Tyrolia Innsbruck-Wien-München (1937). 404 S.

offiziell begegnende Name „Ostarrichi" bereits auf ein angeblich im Werden begriffenes Territorium bezogen wird, oder wenn gar das Vorkommen des lateinischen „Austria" in der Gründungsurkunde für Heiligenkreuz von 1136 als Beleg für die inzwischen erfolgte territoriale Schließung dieses sonderbaren, der allgemeinen Entwicklung weit vorauseilenden Staatsgebildes dienen soll? Um dann einigermaßen Anschluß an die geschichtliche Wirklichkeit zu finden, muß die „geistige Einheit Österreichs durch den Einbruch der Reformation" erst wieder zerstört werden, ähnlich wie die staatliche nach einer „ersten Auflockerung" durch die „Grundsätze habsburgischer Familienpolitik" durch „die hundertjährige Zerteilung des Hauses Österreich" ernstlich gefährdet und in Frage gestellt wurde.

Es würde zu weit führen, auf alle Einzelheiten dieses kuriosen, Dichtung und Wahrheit willkürlich vermengenden Buches einzugehen und sich mit ihm auseinanderzusetzen. Historisch verfehlt, weil bewußt tendenziös, ist es, kaum erschienen, selbst schon historisch geworden. Merkwürdig bleibt es immerhin als Ausdruck einer bestimmten politischen Geisteshaltung, und insofern kann man — auch wenn man selbst diese nicht zu teilen vermag — es bedauern, daß diese in gewissem Sinne wohl letzte Geschichte des alten Österreichs für alle Zeiten ein Torso bleiben wird.

Was politische Gesinnung und wissenschaftliche Einstellung betrifft, so ist kaum ein größerer Gegensatz denkbar als zwischen Hantsch und Heinrich von Srbik, dem allseits verehrten Vorkämpfer großdeutscher Geschichtsschreibung, dessen Erstlingsarbeit über „Die Beziehungen von Staat und Kirche in Österreich während des Mittelalters"[2]) als sinnige Festgabe zu seinem 60. Geburtstage neu erschienen ist. Auf ihre Ergebnisse, die auch heute nach 35 Jahren noch fast durchweg Geltung haben, des näheren einzugehen, erübrigt sich wohl. Nur zwei Bemerkungen mögen hier daran geknüpft werden. Wenn es noch eines besonderen Beweises bedürfte, um die Grundthese Hantschs von der frühzeitlichen staatlichen Einheit und Geschlossenheit Österreichs zu widerlegen — das Srbiksche Buch würde ihn erbringen. Die politische Leistung der habsburgischen Landesfürsten wird dadurch jedoch keineswegs verkleinert, im Gegenteil. Vielleicht am deutlichsten wird das, wenn man sich die Ergebnisse ihrer Kirchenpolitik vergegenwärtigt. Bereits gegen Ende des 15. Jahrhunderts haben sie ihr Ziel: die Unterordnung der Kirche als solcher unter die Staatsgewalt und ihre verwaltungsmäßige Eingliederung in das Territorium, im großen

[2]) Unveränderter Nachdruck der 1904 erschienenen Ausgabe in K. F. Koehlers Antiquarium Leipzig 1938 XV und 229 S.

und ganzen erreicht, ohne dabei deren universales Gefüge zu sprengen, wie es die protestantischen Landeskirchen taten. Die Entwicklung in Österreich vollzog sich denn auch bezeichnenderweise weniger im Kampfe als vielmehr meist im Einverständnis, ja geradezu im Bunde mit der römischen Kurie. Keiner hat die daraus sich ergebenden Möglichkeiten geschickter und erfolgreicher auszunützen verstanden als Kaiser Friedrich III. Damit kommen wir zum zweiten Punkt: In den meisten Geschichtswerken lebt dieser Herrscher als ein kleinlicher und eigensinniger Schwächling fort; dieses schon nachgerade zum Schema gewordene Bild erscheint in mehr als einer Hinsicht dringend revisionsbedürftig. Geht doch schließlich eben auf diesen zähen Rechner, der sich trotz aller politischen Fehlschläge und persönlichen Demütigungen seiner 53jährigen Regierung einen beinahe mystischen Glauben an die sieghafte Majestät des von ihm verkörperten Kaisertums und die von Gott seinem Hause vorherbestimmte Weltherrschaft bewahrt hatte, die Entstehung der habsburgischen Großmacht zurück.

In eine Zeit, da diese den Höhepunkt ihrer Entwicklung bereits erreicht, wenn nicht gar überschritten hatte, führt das Buch Friedrich Walters.[3]) Seine eingehende Darstellung bildet gewissermaßen die Ergänzung und Auswertung der zweibändigen Aktenpublikation zur Geschichte der österreichischen Zentralbehörden unter Maria Theresia. Von den vielen trüben Erfahrungen ihrer ersten Regierungsjahre war die Erkenntnis vielleicht die niederdrückendste, daß der überkommene Verwaltungsapparat mit seiner komplizierten und unzweckmäßigen Gliederung, die nur allzu deutlich den unorganischen Werdegang des habsburgischen Reiches wiederspiegelte, sowie seinem schwerfälligen, ständig durch Kompetenzkonflikte gehemmten Geschäftsgang keineswegs mehr den gesteigerten Anforderungen eines um seinen Bestand ringenden Staates entsprach. Wenn dieser auch die schwere Krise von 1741/2 nochmals glücklich überstand, so konnte die junge Herrscherin sich doch nicht verhehlen, daß sie es keinesfalls auf eine Wiederholung dieses „Wunderwercks" ankommen lassen durfte, und nur eine baldige und grundlegende Reform des gesamten Staatswesens die Gefahr einer allgemeinen politischen Katastrophe zu bannen vermochte.

[3]) Die österreichische Zentralverwaltung, hrsg. von Heinrich Kretschmayr. II. Abteilung: Von der Vereinigung der österreichischen und böhmischen Hofkanzlei bis zur Einrichtung der Ministerialverfassung. (1749—1848) 1. Band. 1. Halbband: Die Geschichte der österreichischen Zentralverwaltung in der Zeit Maria Theresias (1740—1780). Von Friedrich Walter. (Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs Bd. 32) Adolf Holzhausens Nachfolger Wien 1938. XIX und 528 S.

Allein der harte Zwang, Jahre lang alle verfügbaren Kräfte gegen den äußeren Feind einzusetzen, und wohl auch das Fehlen geeigneter Ratgeber nötigten sie, sich wider ihre bessere Einsicht vorerst damit zu begnügen, immer gerade die jeweils empfindlichsten Mängel der Verwaltung zu beheben. So blieb ihre Reformarbeit während des Erbfolgekrieges, die bezeichnend genug vornehmlich den Militär- und Finanzbehörden galt, trotz mancher verheißungsvollen Ansätze mehr oder minder Stückwerk.

Das änderte sich fast mit einem Schlage, als Maria Theresia den Troppauer Amtspräsidenten Graf Haugwitz auf Grund seiner erfolgreichen Reformen in Österreichisch-Schlesien, Kärnten und Krain, die das preußische Vorbild nicht verkennen ließen, mit der Ausarbeitung eines „Hauptsystems" betraute. Das Wesentliche an der großen Staatsreform von 1749 ist freilich weniger die straffe Zusammenfassung der politischen und Finanzverwaltung sowie der Justizverwaltung und Rechtsprechung in der Hand zweier Zentralbehörden, des „Directorium in publicis et cameralibus" und der Obersten Justizstelle, als vielmehr die weitgehende Ausschaltung des ständischen Einflusses, der bisher zumal in den beiden Hofkanzleien vorherrschend gewesen war, und als Folge von deren Vereinigung die Vernichtung der Eigenstaatlichkeit der böhmischen Kronländer. Daß Ungarn von diesem nunmehr absolutistisch regierten „Kernstaat" ausgeschlossen blieb, mochte vielleicht in den Augen eines rationalistischen Doktrinärs josephinischer Prägung ein Schönheitsfehler sein, entsprach jedoch durchaus den politischen Gegebenheiten und Möglichkeiten. Bedeutsamer waren gewisse technische Mängel, die sich aus dem überspannten Zentralismus des neuen Systems ergaben, weil eine in sich alles andere als geschlossene Opposition unter Führung des Staatskanzlers Graf Kaunitz sie schließlich benutzte, um 1761 das verhaßte Direktorium und dessen Schöpfer Haugwitz zu stürzen.

Wenn allerdings dessen ständisch-partikularistischen Widersacher von der Kaunitzschen Neuordnung zugleich einen völligen Systemwechsel erhofft hatten, so wurden sie bitter enttäuscht. Denn Kaunitz hat wohl das Direktorium zerschlagen und dessen Kompetenzen unter die böhmisch-österreichische Hofkanzlei, die Hofkammer, die Generalkasse und die Rechenkammer aufgeteilt; allein was er mit dieser Auflockerung der — seiner Ansicht nach — verfehlten Behördenkonzentration Haugwitz' bezweckte, war neben gewissen verwaltungstechnischen Verbesserungen im Grunde doch allein die Sicherstellung des unbedingten Primats der Außenpolitik vor der inneren und damit seines eigenen Einflusses. Im übrigen aber dachte er, nachdem er sich auf diese Weise glücklich seines einzigen gefährlichen Rivalen entledigt

hatte, nicht im geringsten daran, die staatsrechtlichen Errungenschaften der Haugwitzschen Reformen preiszugeben. Fast noch deutlicher als aus der Umgestaltung der Länderstellen von 1763 und ihre Angleichung an die Neugliederung der Zentralbehörden geht das aus der Stellung hervor, die Kaunitz dem Staatsrat zuwies, also dem Organ, das in erster Linie seinen maßgeblichen Einfluß auf die Innenpolitik gewährleisten sollte. An sich für alle inneren Angelegenheiten des Staates zuständig, doch ohne jegliche Exekutivbefugnisse und damit ausschließlich auf die Beratung der Monarchin sowie die Überwachung des Verwaltungsapparates beschränkt, wurde der Staatsrat durch die Ausdehnung seines Wirkungskreises immer mehr zum lebendigen Mittelpunkt des österreichischen Gesamtstaatsgedankens.

Die Kaunitzsche Neuordnung hat freilich ihr Hauptziel in doppelter Hinsicht verfehlt; denn der Staatskanzler hat schließlich den Siebenjährigen Krieg, der Österreich Schlesien wiedergewinnen sollte, doch verloren, und das zu diesem Zweck sozusagen am grünen Tisch der Diplomatie erklügelte Behördensystem erwies sich den Anforderungen der Praxis so wenig gewachsen, daß es bereits 1764/5 einem gründlichen Umbau unterzogen werden mußte. Die neue, erst nach langen Verhandlungen zustandegekommene Reform, die eine weitgehende Rückkehr zu dem Haugwitzschen Grundsatz der Konzentration bedeutete, war der letzte umfassende Versuch, den Maria Theresia zur Verbesserung der österreichischen Zentralverwaltung unternahm. Wohl hat es auch in ihren späteren Jahren nicht an entsprechenden Vorschlägen und Bemühungen, ja — zumal unter dem Einfluß des jungen Kaisers Joseph — an mehr oder minder gewagten Experimenten gefehlt, doch haben diese alle kaum mehr wesentliche, über die Organisation von 1765 hinausführende Ergebnisse gezeitigt.

Mit Joseph II. beschäftigt sich auch das anspruchslose Büchlein von Josef März[4]), das in der Reihe „Deutsche Führer zum Osten" erschienen ist. Im Gegensatz zu dem Werk Walters verzichtet es von vornherein auf jegliche Quellenforschungen und wissenschaftlichen Ballast und begnügt sich damit, an Hand des wichtigsten Schrifttums einen Überblick über die Raum- und Siedlungspolitik Josephs sowie seine Reformtätigkeit zu geben. Neu daran sind daher nicht so sehr die positiven Ergebnisse als die Maßstäbe und der Gesichtspunkt, unter dem der Verfasser dieser wohl eigenartigsten und umstrittensten Gestalt der habsburgischen Dynastie gerecht zu werden sucht. Er macht kein Hehl daraus, daß für seine Bewertung Josephs

[4]) Josef II. Kaiser und Siedlungspolitiker. Edwin Runge Verlag Berlin 1938. 88 S.

und dessen Lebensarbeit weder das staatliche noch das reichspolitische Moment ausschlaggebend ist, sondern einzig und allein der volksdeutsche Gesichtspunkt. Unter diesen Umständen wird es begreiflich, daß sein Urteil erheblich günstiger ausfällt, als das gemeinhin der Fall ist. Wenn März auch keineswegs verkennt, daß Josephs Deutschtum ziemlich problematischer Natur war und seine stärksten Antriebe von seinem rationalistischen Staats- und Nützlichkeitsfanatismus erhielt, so bleibt für ihn doch entscheidend, daß dieser der letzte Herrscher war, „der dem deutschen Volksboden einen großen Zuwachs von dauerndem Bestand sicherte".

In das benachbarte Bayern und zugleich wieder auf den Boden strenger Wissenschaft führt uns die Arbeit von Max Spindler über die Anfänge des bayerischen Territorialstaates.[5]) Was sie von zahlreichen ähnlichen Untersuchungen unterscheidet und auszeichnet, ist der bewußte Verzicht auf eine der üblichen Zergliederungen seiner rechtlichen Grundlagen zugunsten einer anschaulichen Schilderung der persönlichen Leistung seiner Begründer. Und in der Tat: Was nach dem frühen Tode Ottos I. 1183 die drei folgenden, durch Ludwig I., Otto II. und Ludwig II. verkörperten Generationen der Wittelsbacher binnen eines Jahrhunderts politisch geleistet und erreicht haben, ist erstaunlich. Um so mehr, als der von ihnen geschaffene Staat keineswegs eine organische Fortbildung des alten bayerischen Stammesherzogtums darstellt, sondern etwas völlig Neues ist. Das hat Spindler entgegen weitverbreiteten Anschauungen überzeugend nachgewiesen, mag die Herzogswürde den Wittelsbachern beim inneren Ausbau ihres Territoriums auch gelegentlich zustatten gekommen sein. Wenn diese gleichwohl mit der Zeit alle Rivalen überflügelten, so vornehmlich deshalb, weil sie von ihren an sich beschränkten Machtmitteln zielbewußt und skrupellos Gebrauch machten. Daß ihnen dabei, wie häufig dem Tüchtigen, das Glück zu Hilfe kam, indem es hintereinander gerade die mächtigsten Dynastengeschlechter und schließlich auch das im bayerisch-schwäbischen Grenzgebiet reichbegüterte staufische Kaiserhaus aussterben ließ — wer wollte das leugnen? So blieben zuletzt nurmehr zwei geistliche Fürsten, die der bayerischen Expansionspolitik gewisse Schranken zu setzen vermochten: Erzbischof Eberhard II. von Salzburg und Bischof Hartmann von Augsburg.

Im einzelnen geht der Verfasser so vor, daß er in einem ersten Hauptabschnitt über die „räumliche Gestaltung des Terri-

[5]) Die Anfänge des bayerischen Landesfürstentums. (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte, hrsg. von der Kommission für bayer. Landesgeschichte bei der Bayer. Akademie der Wissenschaften, Band 26.) C. H. Beck, München 1937. 216 S.

toriums" die verschiedenen Erwerbungen der Wittelsbacher unter Hervorhebung besonders charakteristischer Züge untersucht, und zwar systematisch geordnet nach Grafschaften, Allodien und Ministerialen, Kirchenlehen und Klostervogteien. Ausführungen über die „Aufgabe der Herzöge" leiten sodann zum zweiten Hauptabschnitt „Der innere Ausbau des Territoriums" über, in dem die Bemühungen der Herzöge geschildert werden, diese so ungleichartigen Gebietsteile und Herrschaftsbefugnisse zu einem einheitlichen, in sich geschlossenen Staatswesen zusammenzuschweißen und vor allem die gesamte staatliche Gewalt in ihrer Hand zu vereinen. Zu diesem Zwecke galt es einmal, eine neue gleichmäßige Verwaltungsorganisation mit einem zuverlässigen landesfürstlichen Beamtentum zu schaffen, Hand in Hand damit, den Einfluß der Feudalgewalten auf ein Mindestmaß zu beschränken, ohne jedoch ihre Kräfte dem Land zu entziehen, und endlich, die bisher von jenen abhängigen Bevölkerungsschichten in unmittelbare Beziehung zu dem neuen Staate und dessen Oberhaupt zu bringen. Ein derart komplizierter Prozeß konnte natürlich nicht das Werk weniger Generationen sein, sondern zog sich Jahrhunderte lang hin.

Der Verfasser gibt sich jedoch nicht mit den speziellen Ergebnissen seiner Untersuchung zufrieden, sondern sucht abschließend Klarheit über die „allgemeinen Ursachen der Territorialbildung im deutschen Mittelalter" zu gewinnen. Die Frage, um die es hierbei vor allem geht, ist die nach den geschichtlichen Voraussetzungen und der Notwendigkeit einer solchen Entwicklung. Sp. wendet sich gegen die „volkstümliche Anschauung", die die politische Zersplitterung Deutschlands seit dem 13. Jahrhundert in erster Linie auf „eine Naturanlage des Deutschen, die sogenannte deutsche Eigenbrötelei" zurückführt, und zitiert in diesem Zusammenhang das böse Wort Friedrich Schlegels: „Des Deutschen wahre Verfassung ist Anarchie". Daß letzteres zum mindesten eine grobe Übertreibung ist, steht außer allem Zweifel. Allein der staufisch-welfische Zwiespalt, den Sp. neben der engen Verbindung der Fürstenopposition im Reiche mit dem Papsttum vornehmlich für den Verfall der monarchischen Zentralgewalt verantwortlich macht, bietet kaum eine restlos befriedigende Lösung und Erklärung dieses Problems; denn im Grunde sind das alles selbst nur politische Folgeerscheinungen gewisser Mängel und Schwächen der mittelalterlichen Reichsverfassung. Geht man nun aber diesen weiter nach, so gelangt man letzten Endes doch wiederum zu dem vielberufenen deutschen Individualismus. Damit dieser sich politisch so verhängnisvoll auswirken konnte, bedurfte es freilich erst jener schicksalhaften Verflechtung mit dem deutschen Recht, wie sie vor allem durch den Begriff des individuellen

Widerstandsrechts gekennzeichnet ist. Merkwürdig, wie wenig dieses für die Entwicklung des mittelalterlichen Staates wohl entscheidende Moment noch immer beachtet wird, obgleich die wesentlichen Zusammenhänge und ideengeschichtlichen Grundlagen durch die einschlägigen Arbeiten von Fritz Kern[6]) längst geklärt und aufgezeigt worden sind. Auf sie muß denn auch hier für alle weiteren Einzelheiten verwiesen werden.

Mit einem der interessantesten Probleme territorialer Verwaltungsgeschichte, der Entstehung und Entwicklung des landesfürstlichen Rates, beschäftigt sich die fleißige, auf eingehenden Archivstudien beruhende Arbeit von Irmgard Kothe.[7]) Württemberg ist für eine derartige Untersuchung freilich kein sonderlich geeignetes Objekt; einmal, weil zum Bedauern aller, die sich je mit der württembergischen Geschichte des 15. Jahrhunderts befaßt haben, gerade für diese Zeit die archivalische Überlieferung überaus dürftig und lückenhaft ist, sodann aber auch, weil hier die Ritter- und Landschaft im Laufe der Zeit einen weitgehenden, wenn nicht gar den maßgebenden Einfluß auf die Regierung erlangte, ein Umstand, der das Aufkommen einer starken landesherrlichen Gewalt außerordentlich erschwert und verzögert hat. Allein der erste Herzog, Eberhard im Barte, hat es mit der ihm eigenen diplomatischen Meisterschaft verstanden, sich gegenüber seinen Ständen durchzusetzen, ohne sich mit ihnen zu überwerfen. Aber schon unter seinem unfähigen Nachfolger Eberhard II. kam es zum offenen Konflikt, der mit dessen Absetzung und der Bestellung eines ständischen Regiments endete, das mit Zustimmung König Maximilians für den unmündigen Herzog Ulrich die Geschäfte führte. In diesem innerpolitischen Dualismus und nicht etwa in der starken Herrscherpersönlichkeit Eberhards I. lag das Haupthindernis für eine geordnete landesherrliche Verwaltung und die Bildung ihres natürlichen Mittelpunktes: eines ständigen fürstlichen Rates. Was die Verfasserin im Stuttgarter Landesteil für Ansätze zu einem solchen hält, ist in Wirklichkeit die ritterschaftlich-landständische „Nebenregierung". Damit hängt auch ein für die württembergische Entwicklung besonders charakteristisches Moment zusammen, über dessen Bedeutung K. sich ebenfalls nicht recht klar geworden ist: der ungewöhnlich hohe Prozent-

[6]) Vor allem durch den Aufsatz „Recht und Verfassung im Mittelalter" in der H. Z. Bd. 120 (1919) S. 1—79 sowie speziell für das Widerstandsrecht durch das etwas ältere Buch „Gottesgnadentum und Widerstandsrecht im früheren Mittelalter" (Leipzig 1914).

[7]) Der fürstliche Rat in Württemberg im 15. und 16. Jahrhundert. (Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte, hrsg. von der Württ. Kommission für Landesgeschichte 29. Bd.) W. Kohlhammer Stuttgart 1938. 199 S.

satz gelehrter und bürgerlicher Räte. Nur aus ihnen konnte sich eben der Landesfürst die Waffe schmieden, deren er vor allem bedurfte, um den ständischen Einfluß zu brechen: ein zuverlässiges, von ihm allein abhängiges Beamtentum.

Die Frage, welchen Ausgang dieser Machtkampf wohl genommen hätte, wenn der Schwäbische Bund nicht 1519 den durch seine autokratischen Neigungen reichlich unbeliebten Herzog Ulrich vertrieben und das Land schließlich Kaiser Karl V. überlassen hätte, ist müßig. Entscheidend für die weitere Entwicklung Württembergs ist jedenfalls, daß dieses damit an das Haus Habsburg kam, das damals über die fortgeschrittenste und bestgeordnete Verwaltung verfügte. Obwohl die österreichische Herrschaft nur 14 Jahre dauerte, hat sie doch beinahe auf allen Gebieten nachhaltige und bleibende Spuren hinterlassen. Es ist vielleicht das wichtigste Ergebnis der vorliegenden Arbeit, daß eigentlich erst jetzt, und zwar im wesentlichen nach österreichischem Vorbild, feste, kollegial organisierte Zentralbehörden geschaffen wurden: Für die allgemeine und die Justizverwaltung die „Regierung" mit dem Statthalter an der Spitze und für das Finanzwesen die „Kammer" unter Leitung des Rentmeisters. Daß diesem von der Landschaft drei Kammermeister beigeordnet wurden, lag in der besonderen Entwicklung Württembergs sowie in dem Umstand begründet, daß jene auch die Hauptschuldenlast zu tragen hatte; im übrigen waren die Kammermeister in allem an die Zustimmung des vom Kaiser bzw. König Ferdinand bestellten Rentmeisters gebunden, womit dem politischen Einfluß der Stände von vornherein bestimmte Schranken gezogen waren.

Diese Verwaltungsorganisation — und das ist das zweite bedeutsame Ergebnis dieser Untersuchung — hat Herzog Ulrich nach seiner Rückkehr ohne wesentliche Änderungen übernommen, mit einer allerdings überaus charakteristischen Ausnahme: Indem die Kammermeister nunmehr landesfürstliche Beamten wurden, verlor die Landschaft auch ihre letzte Machtposition und zugleich jede Möglichkeit, fernerhin noch unmittelbar auf die Regierungsstellen einzuwirken. Hand in Hand damit läßt sich ein neuerliches Anwachsen des gelehrten Elements auf Kosten des Adels feststellen. Die weitere Entwicklung unter Herzog Ulrich und seinem Sohne Christoph ist durch eine immer stärker zutage tretende zentralistische Tendenz gekennzeichnet, die mit der Vereinigung und Unterordnung der Rentkammer unter den Rat 1550 ihren Höhepunkt erreichte. Wenn dieser auch schon 1553 wieder in drei gesonderte Kollegien: den Oberrat, die Rentkammer und den Kirchenrat aufgespalten wurde, so bedeutete das doch kaum ein Abweichen von dem einmal eingeschlagenen Wege; es handelt sich vielmehr um eine rein verwaltungs-

technische Maßnahme, um die Abwicklung der sich ständig häufenden Geschäfte durch eine klare Scheidung der Kompetenzen und zweckentsprechende Arbeitsteilung zu beschleunigen.

Abschließend sei noch auf das in einem Exkurs (S. 85—187) beigefügte Verzeichnis der württembergischen Räte für die Zeit von 1450—1568 hingewiesen, das in mehr als einer Hinsicht überaus wertvolle Aufschlüsse gewährt, mag es sich auch im einzelnen noch ergänzen und vervollkommnen lassen.

Einen kaum über engste Fachkreise hinaus bekannten und bisher ziemlich vernachlässigten Gegenstand behandelt auf Grund eines äußerst reichen gedruckten und archivalischen Materials Karl Siegfried Bader in seiner Arbeit „Der schwäbische Untergang".[8]) Man versteht darunter einmal ein im gesamten schwäbisch-alemannischen Gebiet bis nach Franken, Bayern und Tirol hinein gebräuchliches Verfahren zur Entscheidung von Grenzstreitigkeiten. Solche waren im Mittelalter infolge der Mannigfaltigkeit der Grenzziehung und -zeichen einerseits, der mangelhaften Grenzbeschreibung und -sicherung auf der andern außerordentlich häufig und zudem meistens mit einem Besitzprozeß verbunden. Da der Grenzstreit nun aber wegen der Eigenart der Beweismittel dem ordentlichen Gerichtsverfahren unzugänglich war, bildete sich dafür notgedrungen ein besonderes Verfahren heraus, das zumal seit dem 13. Jahrhundert eine zunehmende Tendenz zur Güte aufweist. Darin dem Schiedsverfahren verwandt, unterscheidet es sich von diesem doch vor allem dadurch, daß es selbst nicht auf einem privaten Schiedsvertrag aufgebaut ist, sondern seine Rechtsgrundlage in den örtlichen Satzungen hat.

Ähnliches gilt für den Untergang in der zweiten Bedeutung des Wortes, nämlich als das für derartige Grenzwirren zuständige Abmarkungsgericht. Er ist ein Sonder-, aber kein Schiedsgericht im eigentlichen Sinne. Wohl steht es den Parteien frei, ob sie den Untergang anrufen wollen oder nicht, allein seine Bestellung erfolgt nicht durch eine privatrechtliche Vereinbarung jener, sondern durch Wahl von seiten der Dorfgemeinde, ursprünglich von Fall zu Fall, später jeweils auf die Dauer eines Jahres. Er besteht aus einem Obmann, der häufig der Schultheiß bzw. der Bürgermeister ist, sowie 3—7 Feldrichtern oder Untergängern, die in Vertretung der Dorfgemeinschaft an einem einzigen Termin

[8]) Der schwäbische Untergang. Studien zum Grenzrecht und Grenzprozeß im Mittelalter. (Freiburger rechtsgeschichtliche Abhandlungen, hrsg. vom Rechtsgeschichtlichen Institut an der Universität Freiburg i. Br. H. 4) Jos. Waibelsche Verlagsbuchhandlung Freiburg i. Br. 1933. 115 S.

eine summarische Entscheidung fällen, sei es nun gütlich oder nötigenfalls rechtens. In diesem Kollegium, dessen Mitglieder also gewissermaßen genossenschaftliche Beamte sind, und deren Urteilsmacht auf Lokalstatut beruht, hat sich Jahrhunderte lang in erster Linie das Selbstverwaltungsrecht der Gemeinden verkörpert und erhalten. Demgemäß ist auch das Prozeßverfahren volkstümlich gestaltet; es ist öffentlich und mündlich sowie an bestimmte feierliche Formen gebunden. Daß hierbei viel Interessantes sowohl für die Geschichte der mittelalterlichen Dorfverfassung als insbesondere für die allgemeine Kulturgeschichte herauskommt, liegt auf der Hand. Es sei in diesem Zusammenhang nurmehr an den Umgang, d. i. die regelmäßig sich wiederholende, aus einer Kulthandlung hervorgegangene Feststellung der Gemarkungsgrenzen und damit zugleich etwaiger Grenzverletzungen erinnert, der bis ins 18. Jahrhundert eine bedeutende Rolle im dörflichen Rechtsleben gespielt hat.

Unter dem etwas irreführenden Titel „Das Hochstift Basel im ausgehenden Mittelalter" sind mehrere, nur lose zusammenhängende Untersuchungen von Konrad W. Hieronimus zu einem Bande vereinigt.[9]) Im Mittelpunkt steht eine sorgfältige wissenschaftliche Ausgabe des „Ceremoniale Basiliensis Episcopatus" des Domkaplans Hieronymus Brilinger vom Jahre 1517 — einige Nachträge reichen bis 1525 — nach der bisher kaum beachteten Originalhandschrift im Karlsruher General-Landesarchiv. Die beigefügte deutsche Übersetzung sowie ein Glossar mit eingehenden Namens- und Sacherläuterungen sollen diese überaus vielseitige und aufschlußreiche Quelle auch weiteren Kreisen zugänglich machen. Von den Abschnitten, die mit einem allgemeineren Interesse rechnen dürfen, seien hier nur die über das beim Empfang eines Kaisers oder Königs zu beobachtende Zeremoniell, über die kirchlichen Feierlichkeiten bei der alljährlichen Ratswahl sowie der alle fünf Jahre erfolgenden Beschwörung des ewigen Bundes zwischen Basel und den Eidgenossen, über die bei Judentaufen gebräuchlichen Riten und die Schilderung des Trauergottesdienstes für Kaiser Maximilian I. genannt. Das Gleiche gilt für die beiden, durch die Beschäftigung mit dem Ceremoniale veranlaßten Nebenarbeiten „Verfassung, eigentümliche Kultformen und wirtschaftliche Organisation des Hochstifts Basel im ausgehenden Mittelalter" sowie „Die Altäre und Kaplaneien des Münsters zu Basel im ausgehenden Mittel-

[9]) Das Hochstift Basel im ausgehenden Mittelalter. (Quellen und Forschungen.) Im Auftrage der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel bearbeitet von Konrad W. Hieronimus. Verlag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft Universitätsbibliothek Basel 1938. 624 S.

alter". Die letztgenannte Untersuchung bildet wohl den wertvollsten Ertrag dieser ganzen mühsamen Forschungen.

Die Göttinger Dissertation von Margarete Frisch „Die Grafschaft Mark"[10]) zerfällt in zwei nach Inhalt und Wert sehr ungleiche Teile. Während der erste, der die „äußere Entwicklung des Territoriums" schildert, die gesamte Grafschaft berücksichtigt, beschränkt sich der zweite „Die innere Gliederung des Landes" auf das Gebiet nördlich der Ruhr mit den Kreisen Hamm und Hörde. Man wird die Beweggründe, die die Verfasserin für letzteren Umstand anführt, gerne gelten lassen, zumal es sich um eine wissenschaftliche Erstlingsarbeit handelt. Zu um so nachdrücklicherem Widerspruch fordert jedoch etwas anderes heraus. Während der zweite Teil — zu dem in diesem Falle auch das letzte Kapitel des ersten über „Grenzbildung und Grenzverträge" hinzugerechnet werden mag — im großen und ganzen auf archivalischen Studien beruht und dementsprechend zuverlässig ist, werden in den drei vorangehenden Kapiteln die schwierigsten Fragen der Siedlungs- und Gaugeographie, der mittelalterlichen Gerichtsverfassung und der Territorialentwicklung mit einer Unbekümmertheit und Selbstverständlichkeit erörtert und entschieden, werden Vermutungen und kaum zu beweisende Behauptungen als gesicherte Tatsachen vorgetragen, daß der Laie wirklich staunen, und der Fachmann sich wundern muß. Es würde in diesem Rahmen zu weit führen, auf alle Einzelheiten einzugehen, auf vorhandene Lücken hinzuweisen oder sich gar mit den „Ergebnissen" des näheren auseinanderzusetzen. Eine Probe muß daher genügen.

Die Verfasserin geht im Anschluß an Philippi davon aus, daß eine „Kontinuität zwischen den alten sächsischen und den mittelalterlichen Gogerichten" bestehe, daß diese also „ihre Bedeutung von ehedem als die ordentlichen Hochgerichte für die breite Bevölkerung des Landes" durch die Jahrhunderte behalten hätten und selbst durch die Grafschaftsverfassung der fränkischen Eroberer in ihrer Tätigkeit nicht wesentlich beeinträchtigt worden seien. Im Gegensatz zu diesen Volksgerichten seien die „Grafengerichte immer nur Sondergerichte geblieben"; soweit die Grafen auch allgemeingültige Befugnisse besaßen, hätten sie diese mit dem Verfall der Reichsgewalt und dem Aufkommen des Lehnswesens wieder verloren. „Übrig blieb die Gerichtsbarkeit, die als Freigerichtsbarkeit im 13. Jahrhundert

[10]) Die Grafschaft Mark. Der Aufbau und die innere Gliederung des Gebietes besonders nördlich der Ruhr. (Veröffentlichungen der Histor. Kommission des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde XXII. Geschichtliche Arbeiten zur westfälischen Landesforschung Bd. 1.) Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung Münster 1937. V und 108 S. mit 5 Karten und 7 Skizzen. 4°.

urkundlich auftaucht, um im späten Mittelalter in der Veme zu neuem Leben zu erwachen." Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß entgegen der herrschenden Meinung die Grafenrechte für den Aufstieg zur Landeshoheit nicht ausschlaggebend sein können; ganz folgerichtig betont denn auch F., daß das, was den Grafen von Altena bzw. von der Mark zu jener verhalf, „eine Fülle anderer Rechte" gewesen sei, vor allem „der Besitz an Grund und Boden". „Nicht zum wenigsten mit Hilfe dieser ihrer grundherrlichen Stellung gelangten" sie dann „in den Besitz zahlreicher Gografschaften ... Durch sie erlangten sie die Berechtigung zur Ausübung der hohen Gerichtsbarkeit, dem wichtigsten Faktor im Kampfe um die Landeshoheit". Was bei einer solchen Darstellung — von andern Einwänden ganz abgesehen — ungeklärt und offen bleibt, ist vor allem die Frage, warum gerade die Grafen von Arnsberg, Berg-Altena, Kleve u. a., die bereits um 1100 als solche nachweisbar sind, und fast nur sie allein, es zu bedeutenderen Territorialherrschaften gebracht haben, nicht aber die zahlreichen andern Grundbesitzer und Inhaber von Gogerichten.

Später als bei den meisten andern deutschen Fürstenhäusern erfolgte bei den Welfen nach Jahrhunderten politischer Ohnmacht und Zersplitterung die Zusammenfassung der verschiedenen Landesteile zu einem einheitlichen kraftvollen Staatswesen. Dafür vollzog sich hier die Entwicklung, die jene schließlich sogar über das Reichsgebiet hinaus in die Reihe der europäischen Großmächte führen sollte, in einer derart steil ansteigenden Kurve und binnen so kurzer Zeit, wie wohl nur noch bei den Habsburgern um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert. Ist das Ganze doch lediglich das Werk zweier Generationen und im wesentlichen mit den beiden Namen Ernst August und Georg I. verknüpft. Merkwürdigerweise fehlte es aber bisher an einer auf breitester Quellengrundlage aufgebauten und abschließenden Darstellung dieser Epoche. Adolf Köchers „Geschichte von Hannover und Braunschweig 1648—1714" ist unvollendet geblieben und bricht mit dem zweiten Bande 1674 ab, reicht also nicht einmal bis zum Regierungsantritt Ernst Augusts in Calenberg. Sie fortzuführen und zum Abschluß zu bringen, wenn auch notgedrungen mit etwas veränderter Fragestellung und bewußter Beschränkung auf die politisch maßgebende hannoversche Linie des braunschweigischen Gesamthauses, ist die Aufgabe, die Georg Schnath sich gestellt und in einem ersten Bande bis zum Jahre 1692 in geradezu mustergültiger Weise gelöst hat.[11])

[11]) Geschichte Hannovers im Zeitalter der neunten Kur und der englischen Sukzession 1674—1714. Im Anschluß an Adolf Köchers un-

Man kann es als eine glückliche Fügung betrachten, daß Schnath so gewissermaßen durch äußere Umstände veranlaßt wurde, mit seiner Darstellung bereits 1674 einzusetzen; denn es zeigt sich, daß der ebenso eigenwillige als unberechenbare und schwer durchschaubare Sonderling Johann Friedrich von Calenberg seinem jüngeren Bruder und Nachfolger Ernst August innerpolitisch weitgehend vorgearbeitet hat. Hat er doch recht eigentlich die Voraussetzungen und die nötigen Machtmittel geschaffen, die diesem und seinem Sohne ihren glänzenden Aufstieg ermöglichten. Im übrigen fallen von den vier entscheidenden Ereignissen ihrer Regierung: der Einführung des Erstgeburtsrechts, der Erlangung der Kurwürde, der Vereinigung der beiden Hauptlande Calenberg und Celle sowie der Erwerbung der englischen Krone, lediglich die beiden ersten ganz in den Bereich des vorliegenden Bandes. Hingegen behandelt er hinsichtlich der cellischen Erbschaft nur die im Erbvergleich von 1680 und in der Heirat Georg Ludwigs mit der unglücklichen Sophie Dorothea gipfelnden Vorbereitungen, von der englischen Sukzession gar nur die allerersten Anfänge. Was dieser mehr innerstaatlichen Entwicklung jedoch ihren besonderen Reiz verleiht, ist ihre enge Verflechtung mit den außenpolitischen Vorgängen. Freilich erst von jener aus und unter den sie bestimmenden Gesichtspunkten — zumal dem Kampf um den Kurhut — gesehen, entwirrt sich das kunstvolle diplomatische Gespinst Ernst Augusts und seiner beiden kongenialen Mitarbeiter Platen und Grothe. Schnath, der den vielverschlungenen Fäden zum Kaiserhof, nach Brandenburg und Sachsen, Bayern und Mainz, ja bis nach Frankreich, Dänemark, Schweden und den Niederlanden im einzelnen nachgespürt hat, ist es gelungen, die großen Zusammenhänge zu verdeutlichen und die eigentlichen Ziele der hannoverschen Politik aufzudecken. Die übersichtlich und geschickt aufgebaute Darstellung, die sich trotz der ungeheuren Stoff- und Materialfülle niemals in unnötige Details verliert, macht sein Buch vollends zu einer der erfreulichsten und wertvollsten Bereicherungen, die die deutsche Geschichtsliteratur in den letzten Jahren erfahren hat.

Die Tatsache, daß die politische Entwicklung Deutschlands jahrhundertelang vornehmlich von den Territorien getragen und bestimmt worden ist, hat es mit sich gebracht, daß auch heute noch Landesgeschichten fast durchweg vom Standpunkt eines bestimmten Territorialstaates aus geschrieben werden. Größere

---

vollendete „Geschichte von Hannover und Braunschweig 1648—1714". Band I: 1674—1692. (Veröffentlichungen der Histor. Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen XVIII) August Lax Hildesheim und Leipzig 1938. XXXI und 814 S.

landesgeschichtliche Arbeiten, die etwa von dem auf wesentlich andern Voraussetzungen beruhenden Begriff der Landschaft aus die Vielheit der historischen Erscheinungen zu ordnen und zu verstehen suchen, sind darum verhältnismäßig selten. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß jeder derartige Versuch an die Gestaltungskraft und Darstellungsgabe des Autors besonders hohe Ansprüche stellt. Der Historiker, der sich trotz der angedeuteten Schwierigkeiten an eine solche Aufgabe wagt, verdient daher von vornherein Dank und Anerkennung, zumal wenn es sich um eine so tüchtige und gediegene Arbeit handelt, wie die von Friedrich Lammert.[12]) Seine „Älteste Geschichte des Landes Lauenburg" reicht bis 1227, also dem Jahr, da die dänische Vormachtstellung in der Schlacht von Bornhöved zusammenbrach, und fast gleichzeitig Lauenburg an Hg. Albrecht von Sachsen aus dem Hause der Askanier überging, die dann hier bis 1689 als Territorialfürsten geherrscht haben. Es würde zu weit führen, auf Einzelheiten näher einzugehen; nur drei Ergebnisse mögen wegen ihrer allgemeineren geschichtlichen Bedeutung hervorgehoben werden.

Da ist zunächst der eindeutige Nachweis, daß das Slaventum nach der Besitznahme des Landes durch die Franken und seine politische Eingliederung in das Reich Karls des Großen kaum mehr eine nennenswerte Rolle gespielt hat; das Deutschtum hatte damit endgültig gesiegt. Das zweite und vielleicht wichtigste Ergebnis ist die Widerlegung des sattsam bekannten Vorwurfs, die mittelalterlichen Kaiser „hätten für die deutschen Aufgaben im Norden und Osten nichts übrig gehabt". Der Verfasser ist mit Erfolg bestrebt, den Bemühungen der einzelnen Herrscher an Hand der Quellen eine gerechtere und objektive Würdigung zuteilwerden zu lassen, nicht ohne auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, die ihnen vor allem die feudalen Sondergewalten bereiteten. Wie schon Karl der Große zeitlebens mit den Sachsen zu kämpfen hatte, so ging auch später unter den Saliern und Staufern der Widerstand hauptsächlich von den sächsischen Herzögen aus. Am reinsten, aber auch am verhängnisvollsten haben sich diese partikularistischen und reichszerstörenden Tendenzen in der glänzenden Gestalt Heinrichs des Löwen verkörpert, vor dessen gerade neuerdings wieder beliebten Überschätzung L. darum mit Recht warnt. Nicht nur, daß viele der anfänglichen Erfolge des Welfen ohne den Rückhalt an seinem staufischen Vetter Friedrich undenkbar sind, daß bei der kirchlichen Neuorganisation Nordostdeutschlands

[12]) Die älteste Geschichte des Landes Lauenburg. Von den Anfängen bis zum Siege bei Bornhöved. Lauenburgischer Heimatverlag Ratzeburg i. Lbg. 1933. XVIII und 244 S.

sein Einfluß unverkennbar hinter dem anderer, zumal des Erzbischofs von Magdeburg und der Askanier — also Anhängern der Reichsgewalt — zurücktritt: ist er persönlich es schließlich doch gewesen, der nach seinem selbstverschuldeten Sturze die Dänen ins Land rief, um mit ihrer Hilfe womöglich seine frühere Machtstellung zurückzugewinnen.

In der gleichen Sammlung „Deutsche Führer zum Osten" wie die bereits oben besprochene Arbeit über Joseph II. als Siedlungspolitiker ist auch eine kurzgefaßte Biographie Augusts des Starken von Werner Schlegel erschienen.[13]) Noch deutlicher als bei jener tritt hier die Tendenz zutage, so etwas wie eine Ehrenrettung des angeblich mißverstandenen und verkannten Wettiners zu unternehmen und ihn nachgerade zu einem weit über seine Zeit hinausragenden Heros zu stempeln. Gewiß wird es heute keinem ernsthaften Historiker einfallen, die Persönlichkeit Friedrich Augusts nach rein moralischen Maßstäben zu bewerten und seiner Darstellung etwa die chronique scandaleuse des Freiherrn von Pöllnitz zugrundezulegen oder sich in seinem Urteil durch die wohlbegreifliche Abneigung Friedrichs des Großen und dessen Schwester Wilhelmine gegen den ihnen so wesensfremden Sachsen beeinflussen zu lassen. Ebenso wenig wird er die bleibenden Verdienste abstreiten, die dieser Fürst sich in künstlerischer und kultureller Hinsicht um seine Lande erworben hat. Allein ist es nicht bezeichnend, daß gerade ein Kunsthistoriker, Cornelius Gurlitt, als erster den Versuch unternommen hat, die Geschichtswissenschaft zu einer Revision ihres bisherigen Urteils zu bewegen? Wenn Friedrich August sich freilich schon „seiner kulturellen Sendung nicht bewußt" war, wenn er sich um die polnische Krone nicht aus selbstlosem Reichspatriotismus, sondern lediglich darum bewarb, um seinen brennenden Ehrgeiz zu befriedigen und die wettinische Hausmacht zu vergrößern, wenn weiterhin das polnische Abenteuer sich gar bald als völliger Fehlschlag erwies, und alle von Sachsen geforderten „Opfer keinen bleibenden politischen Gewinn" erzielten — was bleibt da schließlich noch viel übrig, als eine Reihe von Kunstdenkmälern und anderen Schätzen, den unvergänglichen Zeugen jener kurzwährenden Pracht und Herrlichkeit in Dresden und Warschau? Was soll, so frägt man sich unwillkürlich, an dieser gewiß außergewöhnlichen Fürstengestalt und ihrer historischen Leistung eigentlich „zeitnahe" sein? Ein Epikuräer in der Politik wie im Leben — so hat Erdmannsdörffer ihn kurz und treffend charakterisiert — war August der Starke alles andere als der starke Mann, um seine hoch-

[13]) August der Starke, Kurfürst von Sachsen, König von Polen. Edwin Runge Verlag, Berlin 1938. 59 S.

fliegenden Pläne zu verwirklichen und ihnen allen Widerständen zum Trotz zu dauerndem Leben zu verhelfen. Im Guten wie im Bösen durchaus ein Kind seiner Zeit, war er keinesfalls die bahnbrechende und zukunftweisende Führernatur, zu der Schlegel ihn in merkwürdigem Mißverstehen alles geschichtlichen Wesens und im Widerspruch zu einer „nur nach Realitäten wertenden Nachwelt" erheben möchte.

Auf ein von den Historikern bisher wenig beachtetes und ziemlich vernachlässigtes Gebiet, die Geschichte des diplomatischen Verkehrs, hat sich Josef Krusche mit seiner Arbeit „Die Entstehung und Entwicklung der ständigen diplomatischen Vertretung Brandenburg-Preußens am Carenhofe bis zum Eintritt Rußlands in die Reihe der europäischen Großmächte"[14]) begeben. Da er neben der einschlägigen deutschen und russischen Literatur auch archivalisches Material verwertet hat, ist er zu manchen neuen und zumal kulturgeschichtlich recht interessanten Ergebnissen gelangt. Das gilt vor allem von dem zweiten Hauptabschnitt „Die Einrichtungen des diplomatischen Verkehrs", in dem der Reihe nach die Reisewege, die Wohnungsverhältnisse, der Rang der Gesandten, ihre Auswahl und Vorbildung, die Kosten, das Geschenkwesen, das Zeremoniell, die Frage der Exterritorialität u. a. des näheren erörtert und geschildert werden. Nicht ganz so ergiebig ist der erste Teil, der „die politischen Grundlagen" für die Zeit von 1650—1746 untersucht; vor allem wird nicht recht ersichtlich, warum gerade dieses Jahr als Abschluß der Arbeit gewählt worden ist, bzw. was es mit dem „Eintritt Rußlands in die Reihe der europäischen Großmächte" zu tun hat. Ein dritter und letzter Teil bringt schließlich die Lebensbeschreibungen der einzelnen Gesandten nebst den entsprechenden Quellen- und Literaturnachweisen.

In den äußersten Nordosten führen endlich drei Arbeiten, die trotz der Verschiedenheit ihrer Themen im Grunde doch alle um das gleiche Problem kreisen: um das Verhältnis Ostpreußens zum Reich. Die erste, die von Edmund E. Stengel[15]), kann geradezu als Musterbeispiel einer diplomatischen Untersuchung gelten; denn an sich stellt sie lediglich eine eingehende Analyse der Goldenen Bulle von Rimini dar, also jener Urkunde Kaiser Friedrichs II. von 1226, die die staatsrechtlichen Grundlagen für die Herrschaft des Deutschen Ordens in Preußen schuf und zugleich dessen Beziehungen zum Reich regelte. Allein indem

[14]) Erschienen bei Priebatsch, Breslau o. J. 78 S. Gleichzeitig in den „Jahrbüchern für Kultur und Geschichte der Slaven" Bd. VIII H. 2.

[15]) Hochmeister und Reich. Die Grundlagen der staatsrechtlichen Stellung des Deutschordenslandes. Hermann Böhlaus Nachf., Weimar 1938. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung Bd. LVIII 1938 S. 178—213.)

St. dieses Stück in Zusammenhang mit den allgemeinpolitischen Ereignissen jener Zeit bringt und aus seiner weltgeschichtlichen Verflechtung heraus zu erklären sucht, gelangt er zu Ergebnissen, die weit über den eigentlichen Gegenstand seiner Betrachtung hinausreichen.

Am wichtigsten ist der zweifelsohne geglückte Nachweis, daß Friedrich II. das Deutschordensgebiet schon damals für das Reich reklamiert hat und grundsätzlich als einen Bestandteil desselben angesehen wissen wollte. Damit dürfte die alte, zumal im 18. Jahrhundert hochaktuelle These von dem autonomen und souveränen Ordensstaat in Preußen endgültig abgetan und als eine unzulässige Reprojizierung wesentlich späterer Rechtsverhältnisse in dessen Entstehungszeit erwiesen sein. Es ist das um so bedeutsamer, als eben jene These auch nach Abstreifung ihrer ursprünglichen politischen Tendenz die landläufige Anschauung bis in die neueste Zeit nachhaltig beeinflußt hat. Umgekehrt geht es freilich auch nicht an, in der Goldenen Bulle von Rimini gewissermaßen bereits ein zielbewußtes Aktionsprogramm des Hochmeisters Hermann von Salza zu erblicken, wie das z. B. Caspar getan hat. Sehr anschaulich zeigt nun St., wie es in dieser „Magna Charta" des Deutschen Ordens überhaupt weniger um die Abgrenzung seiner landesherrlichen Befugnisse gegenüber den Hoheitsrechten des deutschen Königs ging, als darum, die von jenem eroberten oder sonstwie erworbenen Gebiete in einen festen politischen Zusammenhang mit dem Reiche zu bringen und irgendwie verfassungsrechtlich in dieses einzugliedern. Mit andern Worten: Die Handlungsweise Friedrichs II. ist nicht etwa, wie bei den großen Fürstenprivilegien von 1220 und 1232, von dem Gegensatz zu den aufkommenden Territorien bestimmt, sondern durch das Bestreben, den weltlichen Staatsgedanken gegenüber den konkurrierenden Herrschaftsansprüchen der Kurie, die 1225 in einem päpstlichen Manifest und der Entsendung eines Legaten in die missionierten Ostseeländer ihren sinnfälligen Ausdruck gefunden hatten, zur Geltung zu bringen.

Dabei ergab sich nun allerdings eine eigentümliche Schwierigkeit. Schon Werminghoff hat auf den auffallenden Umstand hingewiesen, daß Friedrich II. es unterließ, zu dem an sich nächstliegenden und einfachsten Mittel zu greifen, um die Ordenslande an das Reich zu ketten: der Belehnung des Hochmeisters. Man hat darin bisher meist ein besonderes Zugeständnis des Kaisers an letzteren, wenn nicht gar den Ausfluß einer gewissen antifeudalen Haltung desselben erblicken wollen. In Wirklichkeit erklärt sich die Unterlassung einer solchen ohne weiteres aus dem von der Kirche erstmals in dem Templerprivileg von 1163 ausgesprochenen und später auch auf die andern großen Ritter-

orden ausgedehnten Lehnsverbot. Diese „Lehnsunfähigkeit" des Hochmeisters hatte einerseits zur Folge, daß er zu keinerlei Diensten und Leistungen gegenüber dem Reich verpflichtet war, auf der andern aber auch, daß er trotz seiner den Reichsfürsten durchaus ebenbürtigen Stellung selbst niemals Aufnahme unter diese finden konnte. Kaum sonstwo tritt das neuerdings von Mitteis betonte staatsbildende und -erhaltende Element des mittelalterlichen Lehnswesens so greifbar in Erscheinung wie gerade hier; hat doch das Fehlen aller derartigen Bindungen nicht allein den staatsrechtlichen Zusammenhang des Deutschen Ordens mit dem Reiche von Anfang an denkbar locker gestaltet, sondern ihn zugleich seines natürlichen politischen Rückhaltes beraubt. So sollte ihm seine „splendid isolation", die ihm den Aufstieg zur höchsten eigenstaatlichen Blüte ermöglichte, schließlich zum Verhängnis und Schicksal werden.

Der Orden hat den Ernst seiner Lage sowie die ihm daraus erwachsenden Gefahren keineswegs verkannt und darum anderswo die Stütze zu finden gesucht, die ihm das Reich unter den gegebenen Umständen je länger, desto weniger gewähren konnte. Was lag näher, als sie zunächst bei der mächtigen Hanse zu suchen, der die reichen preußischen Städte sowieso angehörten, und deren Interessen ganz ähnlich wie seine eigenen durchaus nach dem Ost- und Nordseeraum gravitierten? Allein trotz mannigfacher Berührungspunkte sollten ihre Beziehungen zueinander sonderbar schwankend und letzten Endes problematisch bleiben. Sie im einzelnen zu untersuchen, ist die Aufgabe, die Hans-Gerd von Rundstedt sich in seiner Münsterschen Habilitationsschrift gestellt hat.[16])

v. R. führt dieses merkwürdig zwiespältige Verhältnis des Deutschen Ordens zur Hanse auf die Verschiedenartigkeit ihrer inneren Struktur und politischen Zielsetzung zurück. Letztere war lediglich „ein wirtschaftlicher Zweckverband" niederdeutscher Städte „zur Erlangung und Bewahrung von Privilegien . . ., mit denen die fremden Herrscher dem Handel der deutschen Kaufleute die gesicherte Rechtsgrundlage gewährten. Hansische Politik ist also in erster Linie immer Wirtschaftspolitik". Man darf wohl hinzufügen: Die Hanse konnte sich eine solche Beschränkung und zugleich Konzentration ihrer Kräfte erlauben, weil die meisten ihrer Mitglieder keine unmittelbaren politischen Existenzsorgen kannten, solange ihr staatlicher Zusammenhang mit dem Reiche gewahrt blieb, und dieses schützend hinter ihnen stand. In einer weit weniger glücklichen Lage befand

[16]) Die Hanse und der Deutsche Orden in Preußen bis zur Schlacht bei Tannenberg (1410). Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 1937. XII und 127 S.

sich, wie wir sahen, der Deutsche Orden; für ihn, der mehr oder minder auf sich allein angewiesen war, mußten alle anderen Aufgaben hinter der einen der staatlichen Selbstbehauptung zurücktreten. Darum war es ganz natürlich, daß die zielbewußte Ausdehnung und Festigung seines Territoriums als der realen Grundlage seiner Machtstellung zum leitenden und beherrschenden Gesichtspunkt seiner gesamten Politik wurde. So hat er wohl die Handels- und Kulturbeziehungen, die zumal Lübeck mit den preußischen Städten verband, weitgehend gefördert, aber auf das Entschiedenste trat er allen Versuchen entgegen, den auf diese Weise gewonnenen Einfluß auch politisch auszuwerten. Andererseits wichen die Interessen des Ordens aus naheliegenden Gründen vielfach von denen der Gesamthanse ab, was ihm nicht selten den Vorwurf einer allzu egoistischen und partikularistischen Haltung eintrug.

Damit werden die beiden Pole deutlich, zwischen denen sich die Politik des Deutschen Ordens bewegen mußte, freilich auch die außerordentlichen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, um das angestrebte gute Verhältnis zur Hanse mit den eigenen Lebensnotwendigkeiten in Einklang zu bringen. Der eigentlich kritische Punkt und somit der Kern des ganzen Problems ist die merkwürdige Doppelstellung der preußischen Städte, die als solche Untertanen des Ordens, zugleich aber Mitglieder der Hanse waren. Unter diesen Umständen waren Emanzipationsbestrebungen unausbleiblich; bezeichnenderweise richteten sie sich jedoch zunächst weniger gegen den Orden als Landesherrn, als vielmehr gegen den überspannten Fiskalismus seiner Handelspolitik. Erst als dessen Macht zusammenbrach, und die Städte scheinbar unvermittelt von ihm abfielen, um sich von dem siegreichen Polenkönig ihre Freiheiten verbriefen zu lassen, sollten sich die verhängnisvollen politischen Folgen dieses wirtschaftlichen Spannungsmomentes zeigen.

Sehr klar und anschaulich schildert v. R. nach einem einleitenden Überblick über das Verhältnis des Ordens zur Hanse bis zum Stralsunder Frieden von 1370 in den einzelnen Kapiteln, wie sich der Widerstreit der beiderseitigen Interessen auf ihre nordische Politik, ihre Beziehungen zu Flandern und Holland, zu England und endlich über Nowgorod zu Rußland auswirkte. Überaus charakteristisch, wie beim Orden mit zunehmender Entfernung von seinem territorialen Lebensraum der machtpolitische Gesichtspunkt hinter dem wirtschaftlichen zurücktritt. Nicht minder auffällig ist das Fehlen eines entsprechenden Abschnittes über die Beziehungen zu Polen und Litauen; anscheinend hat der Orden in dem Bestreben, gegenüber diesem seinem gefährlichsten Feind freie Hand zu haben, es mit Erfolg, wenn auf die Dauer auch kaum zu seinem Vorteil verstanden,

die Hanse von diesem für seine staatliche Existenz wichtigsten Gebiete abzulenken und fernzuhalten. So stand diese taten- und teilnahmslos beiseite, als 1410 die Schicksalsstunde des Deutschen Ordens gekommen war, und er in der Schlacht bei Tannenberg dem slawischen Ansturm erlag.

Immerhin hat es auch nach seinem politischen Zusammenbruch nicht an Bemühungen gefehlt, die noch verbliebenen Beziehungen zum Reiche aufrecht zu erhalten und nach Möglichkeit wieder enger zu knüpfen; dies zumal, seitdem das Bewußtsein der völkischen und kulturellen Verbundenheit durch die Reformation auch auf die religiöse Sphäre ausgedehnt worden war und von da aus neuen Auftrieb gewann. Es entbehrt nicht der Tragik, daß Markgraf Albrecht von Brandenburg, der letzte Hochmeister und erste Herzog von Preußen, in dem diese Kräfte sich vornehmlich verkörperten und politische Gestalt annahmen, eben über die Säkularisation in Konflikt nicht nur mit dem Deutschen Orden, sondern auch und vor allem mit Kaiser und Reich geriet. Begreiflich genug! Bedeutete doch der Krakauer Vertrag von 1525 nichts Geringeres als die freiwillige Anerkennung der dem Orden 1466 aufgezwungenen polnischen Oberhoheit und somit den offiziellen Austritt Preußens aus dem Reichsverband. Von ihm führt daher sowohl ein Weg zur Königskrönung von 1701, als zum Untergang der Deutschordensherrschaft in Livland. Andererseits steht außer Zweifel, daß die nur in äußerster Not erfolgte Umwandlung Preußens in ein erbliches Landesfürstentum das dortige, vom Reich sich selbst überlassene Deutschtum fürs erste vor der drohenden Vernichtung bewahrt und ihm auf diese Weise seine nationale Eigenart erhalten hat. Weiterhin ergeben sich gerade aus Albrechts entschiedenem Bekenntnis und Eintreten für die evangelische Lehre neue, bis in die Gegenwart hinein überaus fruchtbare Beziehungen zu den baltischen Volksgruppen.

Aus diesen Andeutungen erhellt bereits die Fülle der Probleme, die durch die Säkularisation Preußens aufgeworfen worden waren und ihrer Lösung harrten. Gleichwohl gibt es einen Punkt, in dem die vielverschlungenen Fäden der herzoglichen Politik zusammenliefen und sich gewissermaßen zum Knoten schürzten: das Verhältnis zu dem in Livland fortbestehenden Ordenszweig. Es ist das Verdienst der ungewöhnlich reifen Königsberger Dissertation von Hans Quednau[17]), dies erkannt und

[17]) Livland im politischen Wollen Herzog Albrechts von Preußen. Ein Beitrag zur Geschichte des Herzogtums Preußen und des preußisch-livländischen Verhältnisses 1525—1540. (Deutschland und der Osten. Quellen und Forschungen zur Geschichte ihrer Beziehungen, hrsg. von Hermann Aubin, Albert Brackmann u. A. Band 12) S. Hirzel, Leipzig 1939. XII und 201 S.

von hier aus erstmals die historische Leistung Albrechts als solche gewürdigt zu haben.

Der Abschluß des Krakauer Vertrags ist letzterem trotz der damit erreichten Zustimmung Polens zur preußischen „Veränderung" schon deshalb nicht leicht gefallen, weil er sich als gebürtiger Hohenzoller zeitlebens als Glied des Reiches gefühlt hat. Nur auf Grund dieser seiner persönlichen Stellung konnte er es wagen, unmittelbar danach Karl V. um die Belehnung mit den Ordensgebieten in Deutschland und Livland anzugehen. Die darin liegende Anerkennung der tatsächlichen politischen Verhältnisse hätte Albrechts Machtstellung gegenüber Polen erheblich gefestigt und es ihm zudem gestattet, Herzog von Preußen und zugleich deutscher Reichsfürst zu bleiben. Allein dieser Versuch, zu einem Ausgleich mit Kaiser und Reich zu gelangen, ist ebenso wie die späterhin im Zusammenhang mit der Türkengefahr und dem Ausgang des Schmalkaldischen Krieges unternommenen zwangsläufig an der evangelischen Grundhaltung Albrechts gescheitert. Daß Kaiser und Reich ihm ihre Anerkennung versagten, gefährdete andererseits nicht bloß den deutschen Charakter Preußens und darüber hinaus den Livlands, des letzten Pfeilers der Reichsherrschaft im Osten, sondern beschwor auch das Schreckgespenst einer Reichsexekution gegen den abtrünnigen Brandenburger herauf. Um diesem dauernden Druck zu begegnen, gab es zwei Möglichkeiten: das Zustandebringen einer entsprechend starken Gegenkoalition oder eine Bereinigung der schwebenden Differenzen mit dem Orden. Bezeichnenderweise hat Albrecht von beiden Gebrauch gemacht. Auf der ersteren Linie liegen seine Bemühungen um den Abschluß von Bündnissen mit Schweden, Dänemark, der Hanse und Kursachsen, der Hochburg des deutschen Protestantismus. Unbedingte Sicherheit konnten freilich auch sie kaum gewähren; zudem wurde Preußen durch die ihm daraus erwachsenden Verpflichtungen zugleich in die politischen Spannungen und Verwicklungen im Ostseeraum hineingezogen, auf die es keinen bestimmenden Einfluß besaß, die es vielmehr selbst in Abhängigkeit von fremden Mächten und deren Entscheidungen brachten. Eine grundsätzliche und endgültige Lösung des Problems war somit einzig und allein von der der livländischen Frage zu erwarten, die unter diesen Umständen nachgerade zu einer Lebensfrage ward.

Unter diesem Gesichtspunkt ist das Ringen Herzog Albrechts um Livland zu bewerten. Ein Ausgleich mit dem dortigen Ordenszweig hätte nicht bloß den ganzen Streit mit dem Deutschen Orden hinfällig gemacht und der Reichsgewalt fernerhin jede Handhabe sowie die militärische Basis für einen etwaigen Angriff entzogen; eine Vereinigung der beiden so eng zusammen-

gehörigen Länder hätte auch die einzig mögliche Verbreiterung der durchaus unzureichenden Machtgrundlage Preußens bedeutet und letzten Endes den Fortbestand einer staatsrechtlichen Verbindung mit dem Reiche gesichert. Mit andern Worten: Die Wahrung der Lebensgemeinschaft mit diesem hätte es Preußen gestattet, gleichsam als Beauftragter und Treuhänder der Reichsgewalt eine deutsche Ostpolitik großen Stils zu treiben. Nachdem der Versuch, sein Ziel auf dem Wege einer Säkularisation Livlands zu erreichen, an der ablehnenden Haltung des Ordens gescheitert war, und dieser sich nicht einmal zu einer bindenden Neutralitätserklärung verstehen wollte, griff Albrecht zu andern und wirksameren Mitteln, um sich jenen gefügig zu machen. Von der Ausübung eines politischen Druckes mit Hilfe seiner Verbündeten und Polens über die innere Aushöhlung der Ordensherrschaft, sei es im Zuge einer ohne und gegen ihn erfolgten Durchführung der Reformation oder unter Ausnutzung der innerstaatlichen Gegensätze, durch eine Machterweiterung seines zum Koadjutor des Erzstifts Riga bestellten jüngeren Bruders Markgraf Wilhelm auf Kosten der andern baltischen Bistümer oder gar die Gründung eines evangelischen Landesfürstentums, bis zu dem merkwürdigen Plan, den Orden im Dienste der Türkenabwehr nach der Moldau und Walachei zu verpflanzen: Eine Reihe der verschiedenartigsten politischen Konstruktionen und Kombinationen, die zugleich das leidenschaftliche Bemühen des Herzogs bezeugen, irgendeine Lösung dieses Problems zu finden. Und das Ergebnis? Trotz allem war Albrecht schließlich doch nur ein negativer Erfolg beschieden: die Untergrabung und Zersetzung aller staatlichen Autorität, die beinahe zwangsläufig mit dem Zusammenbruch der Deutschordensherrschaft in Livland enden mußte. Was dieser Auseinandersetzung gleichwohl ihr besonderes Gepräge und eine gewisse historische Größe verleiht, ist die dramatische Verkörperung der Gegensätze durch zwei ausgesprochene Persönlichkeiten. In dem livländischen Meister Wolter von Plettenberg stieß Herzog Albrecht auf einen in jeder Beziehung ebenbürtigen Gegner, der rückhaltlos für sein Lebenswerk, die politische Einheit Livlands, einstand und sich lieber „für den Opfergang der letzten deutschen Herrschaft im Nordosten entschied", als seinem Bekenntnis zum Reiche und zur katholischen Kirche untreu zu werden. Hier der letzte Große „jener Ordensherren, die in der alten Kampfstellung gegen Osten auch den alten Bindungen an Kaiser und Papst verhaftet" blieben, dort der Repräsentant des neuen evangelischen Landesfürstentums „mit allen seinen Schwächen, aber auch der Fülle seiner Möglichkeiten".

Ernst Bock.

VERKEHRSGESCHICHTE

(Eröffnungsbericht)

I.

Wer sich über „Verkehr", sei es im allgemeinen oder in einer seiner einzelnen Erscheinungen unterrichten will, und das Schrifttum über Verkehr und Verkehrsgeschichte nachliest, der findet selten eine Begriffsbestimmung und eine Worterklärung für „Verkehr". Offenbar glaubt man, daß das Wort, das heute zu den gebrauchtesten in der deutschen Sprache gehört und eine Kulturerscheinung bezeichnet, mit der jedermann täglich in Berührung kommt, einer Erklärung überhaupt nicht bedarf. Und doch ergibt eine Nachprüfung, daß mancher, der über Verkehr schreibt, sich weder über die Entstehung und die Entwicklung, noch über den Umfang des heutigen Verkehrs im klaren ist. Es ist daher wohl nicht überflüssig, die Frage zu beantworten, woher kommt das Wort „Verkehr". Das Wort ist eine Ableitung des Zeitwortes „verkehren", das sich bereits im Mittelhochdeutschen und im Angelsächsischen findet und soviel als „umkehren, anders kehren" also eine Bewegungstätigkeit bedeutet. Das Hauptwort „Verkehr" dagegen erscheint erst in Wörterbüchern des 18. Jahrhunderts, ein Beweis dafür, daß wohl nicht nur das Wort, sondern der „Verkehr" selbst eine Schöpfung der neuesten Zeit ist. Im alten Rom und im alten Griechenland gab es für Handel und Verkehr nur ein Wort — commercium und *ἡ ἐπιμειξία* — und so spricht auch Mommsen in den Abschnitten seiner römischen Geschichte, die er mit „Verkehr" überschrieben hat, immer nur vom Handel. Auch die romanischen Sprachen haben für beide Begriffe nur ein Wort, nämlich commercio (it.), commerce (franz.), comercio (span.).

Heute versteht man unter „Verkehr" vorzugsweise eine räumliche Fortbewegung, und zwar die Beförderung von Nachrichten, Personen und Gütern von einem Orte zum andern, gleichgültig, ob diese Betätigung von einer einzelnen Person oder einem staatlichen oder nichtstaatlichen Unternehmen erfolgt. Zweck des Verkehrs in diesem Sinne ist die Überwindung des Raumes. Da aber diese in den meisten Fällen möglichst rasch vor sich gehen soll, so wird neben der Überwindung des Raumes auch die Überwindung der Zeit angestrebt. Das höchste Ziel wäre es nun, wenn die Überwindung des Raumes in Nullzeit stattfinden würde. Dies Ziel ist bei Beförderung von Personen und Gütern

noch nicht erreicht, wenn auch mit den neuen Verkehrsmitteln, wie Eisenbahn, Dampfschiff, Kraftwagen, Luftschiff, Flugzeug schon recht beachtliche Beschleunigungen (700 km und mehr in der Stunde) erreicht werden. Im Nachrichtenwesen ist die Überwindung des Raumes in Nullzeit fast gelungen, denn die Radiowellen durcheilen den Weltenraum mit Lichtgeschwindigkeit.

Zur Bewältigung des Verkehrs standen den Menschen bis etwa vor 100 Jahren als Verkehrsmittel die menschliche Kraft, die tierische Kraft, die von Menschen und Tieren gezogenen Wagen, die Ruder- und Segelschiffe und als Verkehrswege Straßen, Flüsse, Kanäle, Seen und Meere zur Verfügung. In den letzten 100 Jahren sind hinzugekommen als Verkehrsmittel die Dampfschiffe, die Eisenbahnen, die Kraftwagen, die Flugzeuge, die Luftschiffe, die Telegraphie, der Fernsprecher, der Rundfunk, das Fernsehen; als Verkehrswege die Luft und die Reichsautobahnen.

Eine Verkehrsgeschichte müßte demnach die Entwicklung des Verkehrs im weitesten Sinne schildern, ausgehend von den ersten Versuchen der Menschheit den Raum zu überwinden, daneben die Verbesserungen der Verkehrsmittel und den Ausbau der Verkehrswege und schließlich die Unternehmungen darstellen, die den Verkehr an Stelle des einzelnen und für den einzelnen betreuen. Dabei wären auch die Ziele festzulegen, die diese staatlichen und nichtstaatlichen Unternehmungen neben der Befriedigung der Verkehrsbedürfnisse der Allgemeinheit verfolgen und zum Schluß wäre zu zeigen, wie diese Ziele im Lauf der Zeit nicht nur wegen der Veränderung und Vermehrung der Verkehrsmittel und Verkehrswege vielfache Wandlungen durchmachen und schließlich überall zur nationalen Verkehrseinheit führen. „Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde, unsere guten Chausseen und unsere künftigen Eisenbahnen werden das ihrige tun" sagte Goethe 1828 zu Eckermann.

Bis heute gibt es im Schrifttum der Verkehrsgeschichte aller Völker nur Einzeldarstellungen, so z. B. eine Geschichte der Post, der Eisenbahn, der Dampfschiffahrt, der Luftfahrt usw. Das ist verständlich, denn bei dem Alter und Umfang der Kulturerscheinung „Verkehr" würde eine Gesamtdarstellung das Wissen und Können eines Geschichtsschreibers, eines Technikers und eines Verkehrsfachmannes in einer Person verlangen.

Post

Von den Einrichtungen, die heute in aller Welt dem Verkehr dienen, ist die älteste die Post. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, daß das Schrifttum über ihre Geschichte, vor allem

in Deutschland, sehr umfangreich ist. Das ersehen wir aus der im Jahre 1937 veröffentlichten Schrift „Schriftwesen über das deutsche Postwesen bis 1800".[1]) Noch mehr wird dies in der Fortsetzung des Werkes zutage treten, die wohl das Schrifttum bis auf den heutigen Tag enthalten wird.

Das Werk führt 951 Schriften auf, die aus den Jahren 1539 bis 1800 stammen. Schon das Durchblättern eines Teiles der aufgeführten Arbeiten, die in der Hauptsache gänzlich veraltet und wertlos geworden sind, lehrt uns, daß in dem angegebenen Zeitraum meist das Postregal, das ist das alleinige Recht des Kaisers und der deutschen Landesherren, in ihrem Gebiete eine Post einzurichten, behandelt wurde und daß Erörterungen über den Zweck und die Mittel der Post — das, was wir heute mit Verkehrstechnik, Verkehrspolitik und Verkehrswirtschaft bezeichnen —, nur selten in den Bereich der Erörterungen gezogen wird. Eine Ausnahme bildet nur der „Versuch einer ausführlichen Erklärung des Postregals", von Joachim Ernst von Beust. Das Werk, das in den Jahren 1747—1748 erschienen ist und dessen Titel mehr als 100 Wörter umfaßt, besteht aus drei Bänden mit zusammen 2294 Seiten und enthält alles, was man vor 200 Jahren nicht nur über die Post, sondern über den Verkehr überhaupt, also über die Beförderung von Nachrichten, Personen und Gütern aller Zeiten und aller Länder wußte oder zu wissen glaubte. Freilich ist das Werk wegen der vielen Anmerkungen, der seitenlangen Auszüge aus anderen Werken, der großen Zahl der wörtlich abgedruckten Erlasse und wegen des schwulstigen Stils schwer lesbar; aber wenn man sich einmal eingelesen hat, erfährt man allerlei unterhaltsame Dinge, die Beust in seinem Leben eifrig gesammelt und getreulich in seinem Zettelkasten untergebracht hat. Im großen und ganzen erklärt er den Begriff „Post" für seine Zeit ganz richtig als „eine angeordnete Gelegenheit, mit welcher Personen, Pakete und Briefe unter gewisser Beobachtung der Zeit und Tage durch hin- und wieder verlegte Pferde, vor ein gewisses Stück Geld, von einem Ort zum andern hurtig gebracht werden". Im postgeschichtlichen Teil seines Werkes widmet er der Schilderung der römischen Staatspost (cursus publicus) zwei Abschnitte (Band I S. 206—282) und ergreift dabei mit Freude die Gelegenheit, sich als Kenner der römischen und griechischen Klassiker zu zeigen und mit Gelehrsamkeit zu prunken. Heute brauchen wir freilich wegen der Verkehrseinrichtungen des Altertums nicht mehr auf Beust

---

[1]) H. Wolpert, Schrifttum über das Deutsche Postwesen I. Teil. Von den Anfängen bis 1800. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Erforschung der Postgeschichte in Bayern, München 1937.

zurückzugreifen, denn Wolfgang Riepl[2]) hat uns das Nachrichtenwesen des Altertums in erschöpfender und glänzender Darstellung geschildert. Er weist nach, daß die Nachrichtenbeförderung, Nachrichtenermittlung und Nachrichtenverbreitung im alten Rom in vieler Hinsicht so vollkommen ausgebildet war, wie sie erst in neuester Zeit zum Teil wieder erreicht wurde. Freilich diente diese Einrichtung des römischen Staates nur dem Staate; der Bewohner des römischen Reiches, auch der römische Bürger durfte sie nicht benützen, die Einrichtung war daher nur von beschränktem Einfluß auf die Volks- und Staatswirtschaft. Sehr belehrend sind auch seine Vergleiche mit den heutigen Verhältnissen. Das Werk Riepls ist leider nicht so bekannt geworden, wie es zur Förderung der Verkehrsgeschichte nützlich und notwendig wäre.

Mit dem Cursus publicus beschäftigt sich vor Riepl schon im Jahre 1868 Heinrich von Stephan (Das Verkehrswesen im Altertum in Raumer's historischem Taschenbuch 4. Folge IX, Leipzig 1868), dann E. E. Hudemann (Geschichte des römischen Postwesens während der Kaiserzeit Berlin 1875), Otto Seeck in Pauly-Wissowa Realencyclopädie (Band IV, Stuttgart 1901) und zuletzt Erik E. Holmberg (Zur Geschichte des cursus publicus J. D. Uppsala 1933). Holmberg hat wohl die beste Darstellung der römischen Verkehrsanstalt gegeben. Es steht fest, daß auf den Heeresstraßen, die von Rom ausgehend nach allen Teilen des römischen Reiches in einem Gesamtumfang von 80—100000 km sich erstreckten, in bestimmten Abständen Häuser errichtet waren, „mansiones", Unterkunftsräume, und „mutationes", Ausspannungsplätze. Erstere waren 25—30 km, letztere 10—15 km voneinander entfernt. Bei den mutationes wurden die Reit- und Zugpferde ausgewechselt, bei den mansiones geschah das gleiche, doch konnten hier die Reisenden auch ausruhen und übernachten. Hier entwickelte sich auch der Postbetrieb. Da die Einrichtung eine Staatsanstalt war, wurden keinerlei Gebühren erhoben, sie durfte aber auch nur in Staatsangelegenheiten benützt werden. Daß Stellung und Unterhaltung der Tiere an die an den Straßen Wohnenden überbürdet wurde, war eine außerordentlich starke Belastung, die nur zeitweise von einzelnen Kaisern gemildert wurde.

Bisher unerörtert ist die Frage, ob die Postillione und Postwagen nach einem im voraus bestimmten Fahrplan abgefertigt wurden oder nur jeweils nach Bedarf, wenn Briefe und Reisende zur Beförderung vorhanden waren. M. E. muß man annehmen, daß eine regelmäßige Abfertigung, also nach einem im voraus

[2]) Wolfgang Riepl, Das Nachrichtenwesen des Altertums mit besonderer Rücksicht auf die Römer. — 1913 — Teubner, Leipzig und Berlin.

bestimmten Fahrplan stattgefunden hat. Im Gesetzbuch Justinians findet sich nämlich eine Bestimmung, daß von jeder Station zur andern täglich mindestens fünf Pferde abgefertigt werden müssen. Das setzt ohne Zweifel einen gewissen Fahrplan voraus. Eine Abfertigung der Posten nur nach Bedarf hätte in dem großen 100000 km umfassenden Poststraßennetz an den Kreuzungspunkten zu große Verzögerungen und Verwirrungen herbeigeführt. Selbstverständlich gab es bei der römischen Verkehrsanstalt auch Abfertigung eigener Postreiter und Postwagen, außerplanmäßig in besonders eiligen Fällen oder wenn es sich etwa um Reisen der Kaiser handelte. Es war das ungefähr das gleiche, was später bei der deutschen Reichspost Stafetten und Extraposten waren. Um eine solche kaiserliche Extrapost handelte es sich zweifellos damals, als Kaiser Tiberius im Jahre 9 v. Chr. zu seinem vom Pferde gestürzten und dann darauf verstorbenen Bruder Drusus Tag und Nacht und mit einer Stundengeschwindigkeit von 12,5 km nach Deutschland reiste.

Freilich kann ich diese meine Annahme der Abfertigung der römischen Post nach einem Fahrplan durch keinerlei direkte Quelle aus jener Zeit stützen, wie ja auch im römischen Sprachschatz kein Wort für Fahrplan, Kursbuch oder wie man einen solchen Behelf heute nennt, zu finden ist.

Dagegen halte ich die sog. Peutinger Tafel (Tabula Peutingeriana), die in einer Fassung des dritten Jahrhunderts, jedoch in einer späteren Kopie aus dem 13. Jahrhundert erhalten ist, für eine zweifellos von der obersten römischen Postbehörde hergestellte Postleitkarte. Sie enthält alle Straßen des damaligen römischen Reiches sowie alle wichtigsten Orte des Reiches; ist also gewissermaßen eine Weltstraßenkarte, zwischen den einzelnen Orten sind die Entfernungen in römischen Meilen (eine Meile = 1,458 km) angegeben. Man kann also mit Hilfe dieser Karte die Länge und die Zeitdauer jeder Reise berechnen. Eine solche Karte konnte m. E. nur eine Behörde herstellen, die fortdauernd von ihren Organen über die Straßen, ihre Veränderungen usw. auf dem Laufenden gehalten wurde, und der Leiter dieser Behörde war der praefectus vehiculorum, der Reichspostminister. Man nahm bisher an, daß diese ausgezeichnete und für den römischen Staat unentbehrliche Einrichtung des cursus publicus die Stürme der Völkerwanderung nicht überdauert hat. Das ist nicht richtig. Wir werden durch die Erlasse des Gotenkönigs Theoderich eines andern belehrt. Aus ihnen[3]) geht hervor, daß Theoderich während seiner Regierungszeit in Italien (493 bis 526) nicht nur die Posteinrichtungen, die vorhanden waren,

[3]) Th. Mommsen, Cassiodori Variae, Mon. Germ. Hist. Auct. ant. Tom. XII.

bestehen ließ, sondern daß er auch noch eine Anzahl neuer schuf. Mit dem Ende des Ostgotenreiches in Italien (555) verfiel auch der cursus publicus. Einen Beweis dafür, daß auch Theoderich die Benützung der Post nur für staatliche Zwecke erlaubte, liefern die Briefe des Bischofs Ennodius von Pavia (473—521): Die Briefe gingen nach Mailand, Rom, Ravenna, Novara, Aquileja, Gallien. Aber in keinem der 300 Briefe ist die Benützung der staatlichen Post erwähnt.[4]) Die Briefe wurden sämtlich Kaufleuten und Freunden oder eigenen Boten zur Beförderung übergeben. Das erstere war das Häufigere, denn es verursachte keinerlei Ausgaben, das letztere aber kostete Geld, und zwar sehr viel Geld. Wer das Postwesen im Ostgotenreich geleitet hat, ist nicht bekannt. Jedenfalls war es ein Römer, denn Theoderich verwendete im Verwaltungsdienst ausschließlich Römer, die Goten hatten nur den Waffendienst zu versehen. Höchstens stellte Theoderich in bestimmten Provinzen dem römischen Beamten einen gotischen Comes (Grafen) zur Seite. Darüber unterrichten neuere Untersuchungen (Kurt Stöhr, Das Nachrichtenwesen des weströmischen Kulturkreises von der Völkerwanderung bis zum Tode Karls des Großen, J. D., Halle/Saale 1933; Adolf Korzendorfer, Die Post im Reiche des Ostgotenkönig Theoderich in Deutsche Postgeschichte, herausgegeben im Auftrag des Reichspostministeriums Berlin 1937, Heft II; Marcel Brion, Theoderic, Roi des Ostrogoths, übersetzt von Fritz Büchner 1936).

Was weiß man nun von den Verkehrseinrichtungen des Mittelalters, vor allem in Deutschland? Was trat an die Stelle des römischen cursus publicus, der ja auch in den von den Römern besetzten Gebieten des heutigen deutschen Reiches (westlich des Rheins und südlich der Donau) eingerichtet war? Hat es damals eine Post oder eine ähnliche Posteinrichtung gegeben? Ein Münchener Universitätslehrer pflegte, wenn er in seinen kulturgeschichtlichen Vorlesungen auf diese Fragen zu sprechen kam, zu sagen: „Hier besteht eine bedauerliche Lücke, die eine Zeit von fast 1000 Jahren umfaßt und die immer noch darauf wartet, geschlossen u werden." Diese Lücke zu schließen ist nun wegen der Beschaffung der urkundlichen Belege keine so einfache Sache und deshalb besteht diese Lücke auch heute noch. Auf der 16. Versammlung der deutschen Historiker in Graz im September 1927 hat Wilhelm Smidt (Hannover) die Notwendigkeit der verkehrsgeschichtlichen Erforschung des Mittelalters vornehmlich im Hinblick auf die Nachrichtenbeschaffung der zeitgenössischen Geschichtsschreiber hervorgehoben. Er forderte ein Regestenwerk, das den gesamten in den Quellen überlieferten

[4]) Edid. Vogel in Mon. Germ. Hist. Auct. antiquiss. Band 7, Berlin 1885.

mittelalterlichen Verkehr zu Wasser und zu Land innerhalb des deutschen Reiches und nach außen in landschaftlicher Gliederung erfaßt, also ein Werk, das eine Durchforschung aller Quellen des Mittelalters bedingte, eine an und für sich recht nützliche Arbeit. Aber bisher hat kein wissenschaftliches Institut dieser Anregung Folge geleistet. Ich glaube auch nicht, daß dies je der Fall sein wird, denn ein derartiger Auftrag würde eine große Zahl von Kräften jahrelang beschäftigen. Nach meiner Ansicht würde es genügen, wenn die geschichtswissenschaftlichen Institute in Deutschland ihre Bearbeiter von mittelalterlichen Quellen veranlassen würden, Nachrichten über den Verkehr jeglicher Art, die Anschriften der Briefe, die Ortsangaben, Zeitangaben, Beförderungs- und Empfangsvermerke in die Veröffentlichungen aufzunehmen und vor allem in die Register mehr als bisher Verkehrsschlagworte einzureihen, so z. B. Bote, Botenlohn, Botentaxe, Botenbüchse, Botenkleider, Läufer, cursor, nuntius, portator, lator, epistola, litterae, posta, Schiffsweg, Schiffsverkehr, Straße, Weg, Rott usw.

In den meisten Quellenveröffentlichungen werden bei Briefen der Anfang und der Schluß als unwesentlich weggelassen, und gerade in diesen Zeilen sind meist die den Verkehr betreffenden Angaben enthalten.

So viel ist aber aus den bisherigen Quellenveröffentlichungen klar, daß im ganzen Mittelalter bis zum Aufkommen der Post im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts der gesamte Nachrichtenverkehr durch Gelegenheitsboten, Kaufleute, wandernde Mönche, Reisende, Pilger oder durch fußgehende oder reitende Boten bewerkstelligt wurde. Bei den Gelegenheitsboten wanderte der Brief oft durch viele Hände, bis er an seinen Bestimmungsort kam, denn das Reiseziel desjenigen, der den Brief zuerst zur Beförderung übernahm, und der Bestimmungsort des Briefes waren nicht immer der gleiche. Die Beförderung der Briefe durch eigene Boten war aber sehr teuer, denn die Entlohnung desselben richtete sich nach der Länge des Weges, den der Bote zurücklegen mußte, zudem mußte der Bote immer auf Antwort warten und blieb daher nicht selten Wochen und Monate lang aus. Dabei war die Regel, daß jeder Bote nur einen Brief zur Beförderung mitbekam. Die Einrichtung eines regelmäßigen Botenkurses zwischen größeren Orten, eine Einrichtung, die Briefe an einem Orte zu sammeln und sie dann von Zeit zu Zeit alle mit einem Boten zu befördern, gab es im ganzen Mittelalter nicht. (Alfred Schelling, Kaufmännische Botenanstalt St. Gallen-Nürnberg, J. D. der Züricher Universität. St. Gallen 1919. Adolf Korzendorfer, Die Nachrichtenbeförderung in Bayern während des Mittelalters in der Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, 2. Jahrgang 1929/30 Seite 361.)

So ist z. B. auch die Behauptung, daß der deutsche Orden in seinem Ordensland in Preußen schon im Jahre 1400 eine Post besaß, falsch. Der deutsche Orden hatte wohl eine Anzahl Boten, die die Verbindung mit dem Mutterlande aufrecht erhielten, die sich aber je nach Anfall der Briefe auf den Weg machten. Von einer Regelmäßigkeit der Abfertigung oder von bestimmten Kursen oder gar von einem Hofpostmeister oder von einem Postamt, wie Voigt (Geschichte Preußens Band 5 Seite 471 und das Stilleben des Hofmeisters des deutschen Ordens und sein Fürstenhof in Raumers histor. Taschenbuch Band 4 1833 Seite 218 und folg.) faselt, kann keine Rede sein. Ja nicht einmal die päpstliche Kurie besaß im 13. und 14. Jahrhundert, also zu einer Zeit wo schon ein umfangreicher Briefwechsel mit allen Ländern Europas bestand, eine Botenanstalt auf bestimmten Linien und mit regelmäßigen Abfertigungszeiten. Ende des 13. Jahrhunderts zählte man in Rom 31 Boten (cursores), die je nach Bedarf abgefertigt wurden. (Borwin Rusch, „Die Behörden und Hofbeamten der päpstlichen Kurie des 13. Jahrhunderts" in Schriften der Albertus-Universität, Osteuropa Verlag, Königsberg 1936 S. 8/18.) Man kam einfach nicht auf den Gedanken, durch Einrichtung von Botenkursen eine Regelmäßigkeit und Ordnung in den Briefverkehr zu bringen. Der mittelalterliche Mensch hatte, wie der Leipziger Historiker Lamprecht einmal sagte, keine Anlage für Statistik, man kann mit dem gleichen Recht sagen, er hatte auch keine Anlage für eine Ordnung des Verkehrs. Die Organisation des Verkehrs, die die Städte später in ihrem Botenwesen aufweisen, haben sie erst der Taxispost abgeguckt und nachgemacht. Vor 1490, vor dem Aufkommen der Post in Deutschland, habe ich keine Spur einer Organisation des Briefverkehrs gefunden.

Kißkalt behauptet in seinem Buche „Die Entstehung der deutschen Post und ihre Entwicklung bis zum Jahre 1932" (Erlangen 1932) im Anschluß an Dopsch (Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit Bd. 2 § 11), daß schon zur Zeit Karls des Großen „eine königliche Nachrichtenanstalt" bestanden habe. Er bringt dafür auch nicht den Schatten eines Beweises. Auf das Werk selber werden wir später noch zurückkommen. Alle die Belegstellen, die er meist aus Rechenbüchern anführt, beweisen nur, daß die deutschen Kaiser, Landesherren, Städte, Kaufleute ihre Briefe, falls sie sie nicht „vergebens" d. h durch Gelegenheitsboten umsonst befördern konnten, durch berufsmäßige Boten besorgen ließen, die in kleinerer oder größerer Zahl ihren Auftraggebern zur Verfügung standen, Wohnung, Kleidung erhielten und für jeden Botengang nach der Zahl der Meilen des Hin- und Rückweges bezahlt wurden, außerdem auch Ausbleibegelder (Wartgelder) erhielten. Waren diese

Boten einmal nicht in amtlichem Auftrag tätig, dann durften sie auch für jedermann Botengänge machen.

So heißt es in dem Eidbuch der Stadt Frankfurt/Main aus dem Jahre 1425 (Eidbuch A Nr. 24 Blatt 41a B Blatt 99b):

„Der stede boden sollen in guten truwen globen und zun heiligen sweren, des rades und der stete Frankfurt botschaft es sy mit brieffen oder monde zu tage und zu nacht nach dem als yne die befohlen werden, getruwelichen dem rade und stat zum nuzten und besten nach iren besten synnen und virnunften zu werben rechten milenlone und nit me zu zelen oder zu fordern und auch nirgend us botschafft zu laufen one des burgermeistere laube, ire brieffe getrulich zu antworten und was yn entsteet wider zu sagen auch zu sagen, obe ime etwas an solichen enden geschenckt wird, das ime dan der burgermeister nach gelegenheit der sachen einsteils oder zumale abeslagen und daruff sinen milenlone bezalen sol ... und auch so sie in der stat zu Frankfurt sin, uff den rat und die burgermeistere getruwelich zu warten und zu nacht und tag gehorsan zu sin ... und obe sin ... und obe si icht vernemen das wider den rad und stad gesin möchte in iren botschafften oder sost, das sie solichs den burgermeistern offenbaren, sagen und zu wissen tun sulden und des nit zu lassen in einche wyse, ane alles geverde."

Die Boten waren also nicht nur im Verkehrsdienst, sondern auch im Polizeidienst verwendet, ein Beweis, daß die Botentätigkeit sie nicht ganz auslastete.

Ähnlich lautet die Bestimmung über die Boten in den Satzungen der Stadt St. Gallen aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. (Stadtarchiv der Stadt St. Gallen Band 540 fol. 59b.)

Über die Bezüge der Boten unterrichtet uns der „Bottenläuffereid" der Stadt Amberg (Oberpfalz) aus dem Jahre 1463 (Archiv des hist. Vereins Regensburg R 60 fol. 29).

„Du bist bestellt gemeiner Stadt zu einem Bottenlauffer ein Jar das vest und gipt man dir zum voraus alle quatember ain halben guldin und ain viertel Korns, darzu leicht man dir einen turn darinn du deine wonung haben solt. man gipt dir auch ain gewannd zu ainen klaid, das solt du wie dir das bevollen wieder machen lassen und tragen."

So war es in allen anderen deutschen Städten. Und wenn man das Halten einer Anzahl Boten, die nur nach Bedarf mit je einem Brief nach allen Windrichtungen liefen und ritten und auf Antwort wartend, nach längerer oder kürzerer Zeit wieder heimkamen, eine „Anstalt" nennen, so ist das wohl etwas übertrieben.

Merkwürdig ist nur, daß auch Forscher, die die Verkehrs- und Handelsgeschichte des Mittelalters bearbeiten, fast nie die Frage behandeln oder auch nur streifen: „Wie vollzog sich der

Nachrichtenverkehr in jener Zeit?" Ich will nur einige neuere Veröffentlichungen nennen. So findet sich in den Quellen und Forschungen zur bremischen Handelsgeschichte Heft 1 Bremen und Nordeuropa von Hermann Entholt und Ludwig Beutin (Weimar 1937) keine Bemerkung über den Nachrichtenverkehr. Und auch Fritz Renken stellt in seiner Abhandlung „Der Handel der Königsberger Großschüfferei des deutschen Ordens mit Flandern um 1400" (Weimar 1939) in einer Fortsetzung die Behandlung des Beförderungswesens, d. h. der Teilnahme des Ordens an der hansischen Schiffahrt und des Schiffahrtswesens sowie der Organisationsform und der Handelspersonen nur in Aussicht. Hoffentlich wird er darin auch den Nachrichtenverkehr einschließen.

Eine Darstellung des Nachrichtenwesens während des Mittelalters — ähnlich wie sie von Wolfgang Riepl in seinem Werk: „Das Nachrichtenwesen des Altertums mit besonderer Rücksicht auf die Römer" (L. B. 1913) in unübertrefflicher Weise und Gründlichkeit geboten hat — fehlt, obwohl sie auf Grund der vielen veröffentlichten Quellen heute schon gegeben werden könnte.

Wenn man von einer Botenanstalt im Mittelalter sprechen wollte, so käme nur die Einrichtung in Betracht, die Ludwig XI. in Frankreich für seine Staatsbeamten und Staatskuriere durch Aufstellung von Pferderelais im Jahre 1464 schuf. Da er die Benützung seiner Botenanstalt nur sich vorbehielt und jeden, der sie ohne seine Erlaubnis benützen wollte, mit Todesstrafe bedroht, war diese Einrichtung ohne Einfluß auf Land und Wirtschaft.

Man hat überhaupt — freilich mit Unrecht — Zweifel an dem Bestehen der Anstalt ausgesprochen, zumal das Edikt des Königs Ludwig XI. vom 19. Juni 1464, durch das er die Einrichtung anordnete, in der Urschrift oder in einer gleichzeitigen Veröffentlichung nicht vorhanden und erst später in die Sammlung französischer Gesetze (Pétitot, Collection des Mémoires Band XI Seite 304, Isambert, Récueil général des anciennes lois francaises tom. X pag. 487ff.) gekommen ist; freilich ist dort keinerlei Quelle angegeben. Aus dieser merkwürdigen Tatsache und daraus, daß in dem Briefwechsel jener Zeit diese königliche Botenanstalt nicht erwähnt wird, hat man geschlossen, daß es sich bei diesem Edikt um eine Fälschung handelt, zum mindesten um eine Vorrückung des Zeitpunktes, in dem das Edikt erlassen worden ist, um den Franzosen die erste Einführung der Post zuschreiben zu können.

Verdächtig ist es auch, was zwei französische Schriftsteller (Lequien de Neufville, Usage des postes chez les anciennes et les modernes Paris 1730 pag. 59 und Ch. Florange, Etude sur

les messageries et les postes Paris 1925 pag. 114) von einer Medaille berichten, die König Ludwig XI. aus Anlaß der Einführung der Post habe prägen lassen. Nun ist diese Medaille in keiner Münzensammlung, nicht einmal in dem Pariser Cabinet des Médailles der Bibliothèque nationale noch in irgendeinem Werke über französische Münzen und Medaillen zu finden. Die Abbildung, die Florange nach einer Zeichnung, nicht nach einem Lichtbild bringt, und zwar nur die Reversseite, beweist, daß es sich hier um eine noch dazu recht ungeschickte Fälschung handelt. Einmal hat man zur Zeit König Ludwig XI. Medaillen noch nicht herstellen können, in Frankreich wie in Deutschland findet man sie erst ganz am Ende des 15. Jahrhunderts, und dann erweist das Wort „Decursio" (= Reiter- oder Waffenspiel) im Abschnitt der Medaille das Vorbild der Zeichnung. Dieses Wort findet sich nämlich auf den Denkmünzen, die die römischen Kaiser aus Anlaß von Reiterspielen prägen ließen.

Trotzdem ist an der Botenanstalt des König Ludwig XI. etwas Wahres, wenn sie auch keine „Post" darstellt. Er hat sie nur für sich und seine Zwecke oder — wie L. Th. Graf von Ségur in seiner Geschichte König Ludwig des XI. sagt — zur Beschleunigung seiner politischen Ränke eingerichtet. Deshalb findet sich auch in dem Briefwechsel aus der Zeit Ludwig XI. keinerlei Erwähnung dieser Verkehrseinrichtung, und auf den Briefen des Königs [sie sind ungefähr 2000 an der Zahl, von J. Vaesen und B. Mandrot in 10 Bänden veröffentlicht, Paris 1904] findet sich nur hie und da die Feststellung, daß sie am soundsovielten Tage durch X. X. „Chevaulcheur de l'escuririe du roy" (Stallknecht des Königs) an den Empfänger übergeben worden seien. Das Wort Post findet sich weder in dem Edikte vom 19. Juni 1464 noch in irgendeinem der Briefe des Königs oder in einem anderen Briefe oder Schriftstück jener Zeit. Philipp de Comines, der Staatsmann Ludwigs XI. erwähnt zwar in seinen Memoiren die „Post" seines Königs, aber er schrieb diese Memoiren erst in den Jahren 1488—1498 und in dieser Zeit waren die Taxisposten bereits in Deutschland und Spanien eingerichtet und davon hat Comines ohne Zweifel diesen Namen auf die Botenanstalt in Frankreich übertragen. Darauf fußend haben dann französische und deutsche Geschichtsschreiber der neuesten Zeit Ludwig XI. als den Begründer der französischen Post gefeiert. (Pierre Champion, Louis XI., Paris 1927 — „La poste et les couriers qu'il a crées, galoppent sur les routes". Otto Cramer, Die innere Politik König Ludwig XI. von Frankreich, Köln 1921 Seite 55 — „Postpferde laufen schon 1464 und laufen lange Zeit aber nur für den König.")

Gerade umgekehrt ist es bei Kaiser Maximilian I. Dieser hat schon als erwählter deutscher König, also gewissermaßen als

deutscher Kronprinz zu Lebzeiten seines Vaters, des Kaisers Friedrich III. eine Verkehrseinrichtung geschaffen, von der im Schrifttum vor allem in seinen Lebensbeschreibungen wenig oder gar nicht die Rede ist. So findet sich in der neuesten Lebensbeschreibung des Kaisers Maximilian I. von Erhardt Breitner (Maximilian I. Der Traum von der Weltmonarchie, Bremen-Wien 1939) auch nicht ein Wort über die Bestrebungen Maximilians I. eine Post in seinem Lande einzuführen. Aber auch der erste Gelehrte, der eine ausführliche Lebensbeschreibung Maximilians I. schrieb, H. Ulmann, hat in seinem „Kaiser Maximilian I." (Stuttgart 1884—1891) nur an einer Stelle (Band II Seite 454) und zwar nur in einer Anmerkung angegeben, daß Maximilian am 18. August 1496 den Jan von Taxis zum Postmeister auch über die von der Kammer in Innsbruck bezahlten Posten ernannt habe. Näher auf die Schaffung dieser Verkehrseinrichtung einzugehen und sie etwa in ihrer Entwicklung zu verfolgen, hielt Ulmann nicht für notwendig oder er hat, was wahrscheinlicher ist, weitere Angaben hierüber nicht gefunden. Begannen doch just zur Zeit, als das Werk Ulmanns erschien, erst ernsthafte Forscher sich mit der Geschichte der Post zu beschäftigen und in den Archiven die notwendigen Forschungen anzustellen. Daß auch Max Jansen in seiner Arbeit über Kaiser Maximilian I. (Weltgeschichte in Charakterbildern, München 1912) die „Post" nicht erwähnt, ist nicht aus dem geringen Umfang des Werkes zu erklären, auch nicht etwa aus der nebensächlichen Behandlung kulturgeschichtlicher Fragen, denn Max Jansen hatte im Jahre 1912 bereits verschiedene Arbeiten über die Fugger veröffentlicht. Es ist dies vielmehr nur ein Beweis dafür, wie fern den Geschichtsforschern im allgemeinen verkehrsgeschichtliche Probleme liegen.

Aber Maximilian ist eigentlich selbst daran schuld, wenn sich so wenige mit seiner Post beschäftigen, denn er hat in keinem seiner zwei von ihm mitverfaßten Heldengeschichten, weder im „Weiskunig" noch im „Teuerdank" etwas davon erwähnt. Nur in den Bildern zum „Weiskunig" erscheinen hie und da mit dem Posthorn ausgerüstete Postreiter, im „Teuerdank" aber wird nur von Boten gesprochen, die „mit groser Eyl des wegs gar vil lange meyle reyten".

Paul Machler schreibt noch im Jahre 1940 in seinem Aufsatz „Der Kampf zwischen Reichspost und Hofpost" (Mitt. d. öst. Instituts f. Geschichtsforschung Band 53 Seite 411/422): „Über die genaue Entstehungszeit der deutschen Post besteht in der postgeschichtlichen Literatur noch keine Einigkeit." Wer aber die nachfolgend aufgeführten Arbeiten, die seit 1889, also in den letzten 50 Jahren sich mit den Anfängen des Postwesens in Deutschland beschäftigt haben, unvoreingenommen und genau

durchliest, für den kann es in dieser Frage keinen Zweifel geben. Es sind dies folgende Arbeiten:

1. Dr. Joseph Rübsam, Johann Baptista von Taxis. Ein Staatsmann und Militär unter Philipp II. und Philipp III. 1530—1610. Nebst einem Exkurs aus der Urzeit der Taxisschen Post 1505—1520. Freiburg Br. 1889.

In diesem Werke wird, wie Rübsam selbst mit Recht sich rühmt, zum erstenmal eine Reihe von Irrtümern und schiefen Ansichten über die Anfänge des Postwesens in Deutschland oder vielmehr in Europa, die seither von dem einen Buch in das andere übergingen, ein für allemal berichtigt, freilich ohne daß eine nicht geringe Anzahl von Geschichtsschreibern und Mitarbeitern an Nachschlagwerken davon Kenntnis nahm. Die Aufklärung geschah hauptsächlich durch die in dem beigegebenen Exkurs enthaltenen zwei Urkunden aus den Jahren 1504 und 1516, die die Könige Philipp I. und Karl I. von Spanien (Kaiser Karl V.) Mitgliedern der Familie Taxis als „Capitaine et maistre de nos postes" ausstellten. In der ersten Urkunde wird zudem auf ein früheres Patent vom 1. März 1500 hingewiesen, in dem Franz von Taxis zum Postmeister ernannt worden sei.

2. Dr. O. Redlich, Vier Poststundenpässe aus den Jahren 1496—1500 (Mitt. d. Inst. f. öst. Geschichtsforschung Band 12 S. 498).

Diese Poststundenzettel sind die ältesten Betriebsformblätter, die dem Postreiter zusammen mit dem Felleisen, dem Postsack, der die Briefe enthielt, mitgegeben wurden und auf den die Postreiter auf jeder Poststation die Zeit der Übergabe des Felleisens an ihren Nachmann angeben mußten.

3. A. Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs, Band 1 Seite 500ff. Leipzig 1900.
4. A. Schulte, Zur Entstehung des deutschen Postwesens (Beil. z. Allgemeinen Zeitung München 1900 Nr. 85).

Diese beiden Arbeiten haben das nachfolgende Werk angeregt und den Boden hierfür geschaffen.

5. Dr. Fritz Ohmann, Die Anfänge des Postwesens und die Taxis, Leipzig 1909.

In dieser Arbeit wird das Bestehen oder besser gesagt das Entstehen der Taxispost in Deutschland im Jahre 1489, und zwar auf Grund der Rechenbücher der Innsbrucker Kammer nachgewiesen. Ohmann war der erste, der auf die große Kluft hinwies, die zwischen der Beförderung der Briefe durch einen „eigenen" Boten oder einen „Gelegenheitsboten" und der durch die „Post" Maximilians I. bestand. „Die primären Ursachen

der Genesis, das eigentliche Bildungsgesetz der modernen Post erschließt sich vielmehr nur, wenn man sie als eine zweckvolle Organisation menschlicher Arbeitsleistungen betrachtet." Das Werk ist wohl das bedeutendste, das über diesen Gegenstand je geschrieben wurde und man hätte zweifellos von O. weitere wertvolle Darlegungen in dieser Frage erwarten dürfen, wenn ihn nicht der Weltkrieg verschlungen hätte. Auf seinen Feststellungen beruhen alle weiteren Arbeiten über die Anfänge des Postwesens in Deutschland.

6. Dr. Fritz Ohmann, Postgeschichte (Deutsche Geschichtsblätter, Band 10, 1909 Seite 261).
7. Adolf Korzendorfer, Urkunden zur Frühgeschichte der deutschen Post. (Archiv f. Postgeschichte in Bayern 1927 Seite 70.)
8. Adolf Korzendorfer, Die ersten hundert Jahre Taxispost in Deutschland. (Archiv f. Postgeschichte in Bayern 1930 S. 38.)
9. Konrad Schwarz, Die Entwicklung der deutschen Post. Ein Überblick. Berlin 1931.
10. Alois Schulte, Über spätmittelalterliche Verkehrstechnik. (Technik-Geschichte Berlin 1933.)

Das Ergebnis all dieser Arbeiten ist kurzgefaßt folgendes:

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts, nämlich seit 1489, findet sich in Briefen, Staats- und Stadtrechnungen und Reisebeschreibungen eine Brief-, Personen- und Kleingüterbeförderung erwähnt, die mit dem bis dahin im deutschen Sprachschatz nicht vorhandenen Wort „Post" bezeichnet wird. Die erste Person, die als Obrist Postmeister der Ku Mt (Königliche Majestät) in den Rechnungsbüchern der Innsbrucker Kammer bei den Ausgaben des Jahres 1489 aufgeführt wird, ist Johann Dax. König Maximilian war 1489 zum erstenmal nach Innsbruck gekommen und schon ersieht man seine Regierungstätigkeit, die er an Stelle des unfähigen Landesherrn, des Erzherzogs Sigmund, ausübte, in den Büchern der Rechnungskammer.

An Stelle der kaiserlichen Boten, die mit meist nur einem Briefe auf die Reise geschickt wurden, und bis zum Bestimmungsort laufen, seltener reiten, treten jetzt die Postreiter, die zunächst nur auf bestimmten wenigen Linien eingesetzt werden und die den Briefsack (Felleisen) bis zur nächsten Poststation verbringen, um ihn dort einem neuen Postreiter, der mit einem frischen Pferd versehen wird, zu übermitteln. Es handelt sich um eine Umbildung, um eine Organisation des Nachrichtenwesens, und diese Neuorganisation, für die man das Wort „Post"

anwendete, ist auf König Maximilian und seinen ersten „Obrist Postmeister Johannet Daxen" zurückzuführen.

Diese Ergebnisse wurden bisher wenig beachtet. Von größeren Nachschlagewerken enthält nur Meyers Lexikon 1940 Band 8 Seite 1401 bei dem Stichwort „Post" folgenden richtigen Satz: „Erst um die Wende des 15. Jahrhunderts entstanden Posteinrichtungen im heutigen Sinne, d. h. gemeinnützige Verkehrsanstalten, deren sich jedermann bedienen durfte." Unrichtig ist dagegen der weitere Satz: „Die ersten regelmäßigen Posten wurden 1516 zwischen Wien und Brüssel eingerichtet; abwechselnd umfaßte das Verkehrsnetz Österreich, Deutschland, Frankreich, Niederlande, Spanien, Italien und die Schweiz." Denn diese Postlinien waren viel früher, wenn auch nicht in all diesen Ländern eingerichtet worden.

Auch Conrad Bornhak (Deutsche Verfassungsgeschichte i. d. Bibl. d. öff. Rechts Stuttgart 1934 Seite 123) verfällt in den gleichen Fehler. Er berichtet: „Franz von Taxis hat im Jahr 1516 dem Kaiser Maximilian I. eine reitende Post zwischen Wien und Brüssel eingerichtet und wurde zum Postmeister bestellt."

Diese Irrtümer, die sich noch in vielen anderen Werken finden, sind offensichtlich auf die Nichtbeachtung der oben angegebenen Forschungsergebnisse und nicht auf einen Widerstreit zurückzuführen.

Bekämpft werden diese Ergebnisse nur und zwar schon seit vielen Jahren von Ernst Kiesskalt. Er hat in drei Arbeiten:

1. Die Post — ein Werk Kaiser Friedrichs III., nicht der Taxis. Die Aufdeckung einer Kultur- und Geschichtslüge. Bamberg 1926.
2. Die Entstehung der Post. Bamberg 1930.
3. Die Entstehung der Post und ihre Entwicklung bis zum Jahre 1932. Erlangen o. J.

auf Grund von zahllosen Nachrichten über die Verwendung von Boten durch die Kaiser, also von kaiserlichen Boten, versucht nachzuweisen, daß es lange vor 1489 eine kaiserliche Postanstalt gegeben habe. Aus seinen Ausführungen geht aber nur hervor, daß es schon vor dem Jahre 1489 kaiserliche Boten gegeben habe. Der Unterschied zwischen Boten, Kurieren, Stafettenreitern auf der einen Seite und der „Post" andererseits wird von ihm nicht erfaßt. Kießkalt meint, die Post habe sich aus den schon mehrere Jahrhunderte vor 1489 bestandenen kaiserlichen Boten allmählich entwickelt. Daß die Post auf dem Gedanken der Einrichtung feststehender Linien beruht, au denen an bestimmten Punkten Reiter und Pferde wechseln un

daß dadurch die tägliche Leistung des Boten von höchstens 25 km sofort auf eine tägliche Leistung von 144 km des Postreiters stieg, wird von ihm nicht berücksichtigt. Wer die Entwicklung der Post aus dem Botendienst annimmt, handelt nicht anders, als wer die Erfindung des Kraftwagens oder der elektrischen Lampe leugnet und jene als die Fortentwicklung des Schubkarrens und diese als die Fortentwicklung der Öllampe bezeichnet. Ganz willkürlich ist es, wenn Kießkalt ausgerechnet den Kaiser Friedrich III. als den bezeichnet, der die Post eingerichtet habe, denn die Boten, die er als die Vorläufer der Post bezeichnet, waren ja schon unter den früheren Kaisern vorhanden, zudem ist Kaiser Friedrich ein Herrscher gewesen, der wenig Interesse für kulturelle Neuerungen besaß. Er kam ganz gewiß nicht auf die Idee, den Botendienst, wie er seit Jahrhunderten bestand, zu verbessern. Im übrigen lassen die Arbeiten Kießkalts ersehen, daß er zwar das gesamte Postgeschichts-Schrifttum durchgearbeitet hat, daß er aber trotz dieser Kenntnisse von seinem vollständig verfehlten Standpunkt über die Entstehung der Post in Deutschland nicht abzurücken vermag. Für die Postgeschichtsforschung sind seine Arbeiten ohne Wert.

Es fehlt also immer noch eine Gesamtdarstellung der Geschichte der deutschen Post, auch die Thurn und Taxissche Post, die fast 400 Jahre in vielen deutschen und außerdeutschen Ländern bestand, hat noch keinen Geschichtsschreiber gefunden, obwohl im fürstlichen Schloß in Regensburg ein sorgfältig behütetes und verwaltetes Archiv, das jedem ernsten Forscher zur Benützung freisteht, die notwendigen Bausteine für eine Geschichte der Thurn und Taxisschen Post liefern würde.

Wie sich Ohmann eine Darstellung der Geschichte des deutschen Postwesens gedacht hat, hat er in einem wenig beachteten Aufsatz in den „Deutschen Geschichtsblättern" Band 10, 1909 Seite 261 niedergelegt. Ich möchte die Gelegenheit benützen, um diese seine Gedanken der Vergessenheit zu entreißen. Nach seiner Ansicht ergeben sich für die Entwicklung der Post in Deutschland folgende neun Perioden:

I. Periode 1489—1516. Von der Einführung der Posten in Deutschland unter Maximilian I. durch die Taxis bis zu dem niederländischen Postvertrag von 1516.

II. Periode 1516—1575. Die Entwicklung der Taxisschen Post als öffentliches Institut bis zur finanziellen Zerrüttung infolge der niederländischen Wirren.

III. Periode 1575—1615. Die „Postreformation" und der Kampf um das Monopol bis zur Erbbelehnung der Taxis mit dem Reichspostregal.

IV. Periode 1615—1648. Ausbreitung der Taxisschen Post im Kampf mit den Reichsstädten bis zum Westfälischen Frieden; österreichische (und sächsische) Landesposten.

V. Periode 1648—1695. Die Begründung der preußischen Post; der Gegensatz der Taxisschen und der Landesposten bis zur Erhebung des Grafen Eugen Alexander von Taxis in den Reichsfürstenstand.

VI. Periode 1695—1740. Völlige Verstaatlichung der Landesposten (Sachsen, Hannover, Württemberg usw.). Ausbau der Postkurse als Fahrposten.

VII. Periode 1740—1790. Höhepunkt des fiskalischen Postbetriebs im Zeitalter Friedrichs d. Gr.

VIII. Periode 1790—1815. Auflösung der alten Postorganisation in den Napoleonischen Kriegen.

IX. Periode 1815—1867. Vom Wiener Kongreß bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes.

Haben wir bisher auch keine Geschichte der deutschen Post, so gibt es doch bereits eine Anzahl Werke, die sich mit der Geschichte der deutschen Landesposten beschäftigen, von denen ich zwei erwähnen will, die nicht nur ihres Umfanges, sondern auch ihres Wertes wegen über die anderen hervorragen. Das ist einmal „Die Geschichte der preußischen Post von ihrem Ursprunge bis auf die Gegenwart", die Heinrich Stephan im Jahre 1859 als siebenundzwanzigjähriger Postrat auf Grund von Forschungen in den Archiven geschrieben hat und mit der er uns ein Vorbild dafür gab, wie Postgeschichte geschrieben werden muß. Das Werk endet mit dem Jahre 1858. Es ist heute vergriffen. Eine neue Auflage, die die Geschichte bis zum Jahre 1868 fortsetzte, erschien vor einigen Jahren. In dieser Auflage sind aber leider sämtliche Anmerkungen, die die Darstellung Stephans so überaus farbig und lesenswert machten und durch die die Ausführungen vielfach erst begründet wurden, gestrichen. Dadurch ist m. E. Stephan kein Dienst geleistet worden. Gewiß verdiente nicht nur seine preußische Postgeschichte, sondern auch seine übrigen verkehrsgeschichtlichen Arbeiten in einem Sammelband neu herausgegeben zu werden. Ich denke dabei an seine beiden Aufsätze in Raumers historischem Jahrbuch 1868 und 1869 über das Verkehrswesen im Altertum und im Mittelalter, über den Suez-Kanal und seine Zukunft, über die Weltverkehrsstraßen zur Verbindung des Atlantischen und des Stillen Ozean (Unsere Zeit 1870) und vor allem an seinen berühmten Vortrag: Weltpost und Luftschiffahrt (Berlin 1874), durch den Graf Zeppelin zu seinem Luftschiff angeregt wurde.

Wenn auch nicht so bedeutend wie Stephans Werk, auch nicht so glänzend geschrieben, aber doch sehr inhaltsreich, ist die Geschichte des Verkehrs in Baden von der Römerzeit bis 1872 von Karl Löffler, Freiburg 1910. Die Anlage des Buches und die zahlreichen Anmerkungen, beweisen, daß Löffler sich Stephan zum freilich nicht ganz erreichten Vorbild genommen hat.

Da die Geschichtswissenschaft also bisher im großen und ganzen der Postgeschichte nicht allzuviel Beachtung geschenkt, um nicht zu sagen sie stiefmütterlich behandelt hat, ist nun zur Förderung der Postgeschichtsforschung die deutsche Reichspost gewissermaßen zur Selbsthilfe geschritten.

Im Jahre 1922 wurde in München unter Förderung der damals in München bestehenden Abteilung VI des Reichspostministeriums die „Gesellschaft zur Erforschung der Postgeschichte in Bayern" gegründet. Zweck der Gesellschaft ist die Ermittlung, Sichtung und Verarbeitung der postgeschichtlichen Quellen in den Archiven, in den staatlichen wie den städtischen. Den umfangreichsten Stoff enthält das Archiv der Reichspostdirektion München, in dem die Akten der früheren bayerischen Postverwaltung aus den Jahren 1808—1912 aufbewahrt werden. Diese Gesellschaft gibt in Verbindung mit der Reichspostdirektion München seit dem Jahre 1925 die Zeitschrift „Archiv für Postgeschichte in Bayern" heraus (jährlich zwei Hefte). In diesen 16 Jahrgängen sind eine Menge z. T. sehr wertvoller Arbeiten aus der Geschichte der Post in Bayern enthalten.

Seit 1937 gibt der Reichspostminister eine weitere Zeitschrift „Deutsche Postgeschichte" heraus, die die Ergebnisse der Forschungen zur Geschichte der deutschen Reichspost der Öffentlichkeit übermittelt. Außerdem wurde im Jahre 1938 angeordnet, daß die Reichspostdirektionen die in den Reichs-, Staats- und sonstigen Archiven vorhandenen postgeschichtlich wertvollen Akten karteimäßig erfassen sollen.

So steht denn zu hoffen, daß im Laufe der Zeit so viel Stoff angesammelt wird, um daraus eine der Bedeutung der deutschen Reichspost entsprechende Postgeschichte zu formen.

Eisenbahn

Die erste Eisenbahn in Deutschland, die Ludwigs-Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth, wurde am 7. Dezember 1835 eröffnet. Die Jahrhundertfeier dieses Ereignisses brachte eine Menge Veröffentlichungen hervor, von denen die zwei nachfolgend aufgeführten als die besten näher besprochen werden sollen.

1. Dr. Max Beckh. Deutschlands erste Eisenbahn Nürnberg-Fürth. Ein Werk von Tatkraft und Gemeinsinn. Nürnberg 1935.

2. Hundert Jahre deutsche Eisenbahnen. Jubiläumsschrift zum hundertjährigen Bestehen der deutschen Eisenbahnen, herausgegeben vom Reichsverkehrsministerium, erste Auflage 1935, zweite neubearbeitete und ergänzte Auflage 1938, Berlin.

Dr. Beckh erzählt uns in epischer Breite und unter Zuhilfenahme eines umfangreichen Schrifttums sowie ungedruckter Quellen die Entstehung der Ludwigs-Eisenbahn Nürnberg-Fürth von der Geburt bis zum Tode (7. 12. 1835 bis 31. 10. 1922). Ob dieser ersten deutschen Eisenbahn waltete ein tragisches Geschick. Nicht als ob sie keine Erträgnisse geliefert hätte, diese waren von Anfang an über Erwarten groß, sondern weil sie im deutschen Eisenbahnnetz keine Rolle spielte. Von weitschauenden Männern, vor allem von dem Nürnberger Bürgermeister Johannes Scharrer angeregt, sollte sie als Kernstück eines künftigen deutschen Eisenbahnnetzes dienen, am Eröffnungstag sang man an der Festtafel ein Lied, das folgende Strophe enthielt:

„Glückauf mit Gott, der Anfang ist geschehen,
es liegt die Strecke Bahn,
und soll's nach Ost und Westen weitergehen,
so knüpft man eben an."

Diese Anknüpfung ist der Ludwigs-Eisenbahn leider nicht geglückt. Sie erhielt keinen Anschluß an die später erbauten Linien in Bayern, blieb eine Verbindungsbahn zwischen Nürnberg und Fürth und erlag im Jahre 1922 dem Wettbewerb der im Jahre 1881 erbauten Straßenbahn Nürnberg-Fürth. Aber ihre Aufgabe, zu zeigen, daß eine Eisenbahn in deutschen Landen gebaut werden konnte, wie eine Eisenbahn gebaut und wie sie betrieben werden mußte, hat sie gelöst. „Dieser kleine, nur 6 km lange, aber für den damaligen Stand der technischen Eisenbahnkunde trefflich ausgeführte Schienenweg ist zwar ohne Weltbedeutung, und lediglich bestimmt, zwei größere Städte miteinander zu verbinden, jedoch unberechenbar vorteilhaft für diese und das Aufwandskapital am besten von allen bis jetzt in Deutschland aufgeführten Bahnen verzinsend", sagte von Reden [die Eisenbahnen Deutschlands, Berlin 1845, Band 6 Seite 2135]. Auf das Aktienkapital von 177000 fl. (je 100 fl. Aktien) wurden in den ersten neun Jahren 14½ bis 20% Dividende bezahlt, in der Einladung zur Zeichnung der Aktien waren 12½% in Aussicht gestellt. So genau rechneten die Unternehmer dieser Eisenbahn.

Aus den Darlegungen Beckhs geht weiter hervor, daß die erste Anregung der Ludwigs-Eisenbahn durch den Kronprinzen Ludwig von Bayern erfolgte, daß ein sehr großer Teil der Bevölkerung im Gegensatz zu den Behörden sich außerordentlich für das

neue Verkehrsmittel begeisterte, daß die Eisenbahn überall das Tagesgespräch bildete und daß auch die Presse mit wenig Ausnahmen sich für die Eisenbahnbauten einsetzte. Johann Strauß komponierte, als er nach der Eröffnung der Bahn nach Nürnberg kam und mit der Eisenbahn gefahren war, einen Eisenbahnwalzer. Dagegen können wir in der Äußerung des preußischen Generalpostmeisters von Nagler: „Ich hasse die Eisenbahn nicht, schwärme auch nicht für sie, der König teilt diese Ansicht" oder in den Ausführungen des bayerischen Ministers von Abel in der Landtagssitzung vom 3. August 1846: „Weil die Österreicher die Bahn von Salzburg nach Bruck a. M. nicht fortsetzen wollen, halte ich den Bau einer Eisenbahn von München nach Salzburg für eine grandiose Torheit", die Stellung leitender deutscher Staatsmänner zu dem neuen Verkehrsmittel ersehen.

Das Buch ist mit zahlreichen Bildern ausgestattet, enthält ein ausführliches Verzeichnis des Schrifttums über die Eisenbahn und ist spannend geschrieben. Mögen die weiteren Jubiläumsschriften, die die Jahrhundertfeiern der später erbauten deutschen Eisenbahnen zweifellos auslösen werden, ebenso gründlich und lesenswert sein.

Die zweite Jubiläumsschrift „Hundert Jahre deutsche Eisenbahn" bringt eine Geschichte der deutschen Eisenbahnen, wie man sie sich schöner, inhaltsreicher, lesenswerter und bebildeter wohl nicht denken kann. Schon im Jahre 1843 hat der Direktor der Berlin-Stettiner Eisenbahn Dr. Fr. W. Freiherr von Reden in seinem elfbändigen Werke „Die Eisenbahnen Deutschlands, Statistisch-geschichtliche Darstellung ihrer Entstehung, ihres Verhältnisses zu der Staatsgewalt, so wie ihrer Verwaltungs- und Betriebs-Einrichtungen" alles zusammengetragen, was er aus der Entstehungsgeschichte und dem Betrieb des neuen Verkehrsmittels feststellen konnte, und dadurch so mancherlei gerettet, was durch die Verschleuderung der Akten der einzelnen Eisenbahnunternehmungen und Eisenbahnverwaltungen verlorengegangen ist. Von Reden hat bis auf unsere Tage keinen Nachahmer gefunden. Erst die Jubiläumsschrift des Reichsverkehrsministeriums setzt die Arbeit Redens fort. Nach einer kurzen Geschichte der deutschen Eisenbahnen, die mit Recht den Untertitel „ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Einigung" trägt und auch 23 Lebensläufe von Vorkämpfern der deutschen Eisenbahnentwicklung enthält, wird in acht Abschnitten, gewissermaßen in Querschnitten durch das Jahrhundert der Eisenbahnbau, Eisenbahn-Maschinenbau, Eisenbahn-Verkehr, Eisenbahn-Betrieb, Eisenbahn-Finanzwesen, der deutsche Eisenbahner, das Eisenbahn-Beschaffungswesen und das Eisenbahn-Recht dargestellt. Eisenbahnkarten, eine Ge-

schichtstafel und ein ausführliches Namens- und Sachverzeichnis schließt das Werk ab. Während die Darstellung in den acht genannten Abschnitten sehr ausführlich geraten ist und so auch einem Nichtfachmann einen Begriff von der ungeheuren Bedeutung des Machtmittels „Eisenbahn" gibt, ist die Geschichte der deutschen Eisenbahn wohl auch deshalb wenig umfangreich ausgefallen, weil die notwendigen Vorarbeiten für eine umfassende Geschichte noch nicht vorhanden sind. Auch hier muß festgestellt werden, daß die Geschichtsschreibung sich wenig mit der Entwicklung der Eisenbahn beschäftigt hat. Von allen Geschichtsschreibern des 19. Jahrhunderts hat einzig und allein Heinrich von Treitschke die Rückwirkung des Eisenbahnbaues auf die allgemein politische und verkehrswirtschaftliche Lage in Deutschland behandelt und hinreißend dargestellt. Daher wurden auch seine Ausführungen wörtlich in die Jubiläumsschrift des Reichsverkehrsministeriums aufgenommen.

Das Reichsverkehrsministerium hat auch ebenso wie die deutsche Reichspost eine eigene Zeitschrift gegründet, „Deutsche Verkehrsgeschichte", die seit 1939 jährlich in zwei Ausgaben erscheint und dazu dienen soll, die Elemente für eine Verkehrsgeschichte im weitesten Sinn (die Postgeschichte ausgenommen) zu liefern. So enthält Heft 1 und 2 des Jahres 1939 drei Aufsätze über die Geschichte der ersten preußischen Eisenbahn (Berlin-Potsdam), der ersten deutschen Staatseisenbahn (Braunschweig-Wolfenbüttel) und der ersten westdeutschen Eisenbahn (Düsseldorf-Elberfeld).

Zum Inhalt der Jubiläumsschrift möchte ich zwei Bemerkungen machen.

Auf Seite 34 wird ausgeführt: „Da bricht 1870 der Krieg aus und der Aufmarsch an der französischen Grenze ist durch den Mangel an Eisenbahnen in den bedrohten Gebieten ungemein erschwert; hätte man diese Auseinandersetzung mit Frankreich von langer Hand vorbereitet, man hätte gewiß auch rechtzeitig diese strategisch wichtigen Bahnen gebaut."

Das ist wohl nicht richtig. Man wollte diese Bahnen in diesen Jahren vor dem Krieg nicht bauen. Zwar stellte in der 12. Bundestagsitzung (23. April 1846) der preußische Bundestagsgesandte Graf Dönhoff einen Präsidialantrag, die Militärkommission aufzufordern, ein motiviertes Gutachten über die Bedeutung und Wichtigkeit der Eisenbahnen für die militärisch strategischen Verhältnisse des deutschen Bundes abzugeben.

Aus den Beratungen schälte sich auch als Hauptkern der Notwendigkeiten die möglichste Beschleunigung der aus Württemberg, Bayern und selbst aus den norddeutschen Staaten gegen die westliche Bundesgrenze führenden Eisenbahnen, sowie auch derjenigen Bahnen, welche einen ungesäumten Rheinübergang

unter dem Schutze von Germersheim und Landau behufs einer Flankenbewegung gegen die nach dem Rhein marschierende feindliche Armee begünstigten. Da aber der deutsche Bund als ein Bund selbständiger Staaten gegenüber seinen Mitgliedern keine Staatsgewalt besaß, die Bundesmitglieder aber die nationale Notwendigkeit nicht erkannten, kam bei der ganzen Angelegenheit nichts anderes heraus, als eine — Übersicht über den Stand des Eisenbahnbaus in den einzelnen Bundesstaaten. Die weiteren Bahnen wurden ohne Rücksicht auf die militärisch-strategischen Erfordernisse gebaut, und daher kam „der Mangel an Eisenbahnen in den im Kriege 1870/71 bedrohten deutschen Gebieten" (siehe Bernhard Meinke, Beiträge zur Geschichte des Militäreisenbahnwesens i. Archiv f. Eisenbahnwesen 1938 Heft 2/3).

In der Geschichtstafel der Jubiläumsschrift (Seite 554) ist bei dem Jahre 1913 vermerkt

30. Mai. erstmalige Einrichtung von Personenkraftwagenlinien durch die Generaldirektion der sächsischen Staatsbahn.

Hier wäre wohl anmerkungsweise beizufügen, daß die erstmalige Einrichtung von Personenkraftwagenlinien in Deutschland durch die bayerische Postverwaltung, und zwar schon 1905 (Bad Tölz-Lenggries) geschah.

Eine Übersicht des Schrifttums der deutschen Eisenbahnen würde das Eindringen in das gesamte große Gebiet wesentlich fördern.

Eine willkommene Ergänzung der ersten beiden Abschnitte der Jubiläumsschrift: „Die Geschichte der deutschen Eisenbahn" und „Vorkämpfer der deutschen Eisenbahnentwicklung" bietet Dr. Karl Wiedenfeld in seiner Arbeit: „Deutsche Eisenbahngestalter. Aus Staatsverwaltung und Wirtschaftsleben im 19. Jahrhundert (1815—1914), Berlin 1940". Er stellt Lebensgang und Taten jener Männer dar, die im letzten Jahrhundert in allen Teilen des großdeutschen Reiches am Aufbau der deutschen Eisenbahn maßgeblich mitgearbeitet haben. Schon die verhältnismäßig geringe Zahl dieser „Eisenbahngestalter", die Wiedenfeld vorführt, beweist, daß es sich um einen ersten Versuch handelt, der zudem nur auf Grund bisheriger Veröffentlichungen gemacht wird. Um der Aufgabe ganz gerecht zu werden, müssen die Akten der Eisenbahn-Unternehmungen und der Eisenbahn-Verwaltungen — soweit sie eben noch vorhanden sind, was leider nicht überall der Fall ist — durchgearbeitet werden. Viel Stoff könnte auch aus den Kommissionsberatungen der Landtage gewonnen werden, in denen meist die Sachbearbeiter und nicht nur die leitenden Persönlichkeiten zum

Worte kommen. Wiedenfeld beklagt selbst, daß aus den nichtpreußischen Landen ihm keine Männer bekannt geworden sind, die als Eisenbahngestalter anzusprechen seien. Hier bleibe der landschaftlich ausgerichteten Forschung noch viel vorbehalten. Auch hierfür werden die Arbeiten in der Zeitschrift „Deutsche Verkehrsgeschichte" mit der Zeit Stoff heranbringen.

Zum Schluß möchte ich noch eine Schrift besprechen, die sich mit einer im Anfang dieser Darstellung bereits behandelten Frage beschäftigt, nämlich mit der Überwindung des Raumes in immer kürzerer Zeit oder mit andern Worten mit der Entwicklung der Verkehrsgeschwindigkeit. Im Jahre 1893 hat die Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg offenbar um die Forschung auf die Verkehrsgeschichte hinzuweisen die Preisaufgabe gestellt, die Nachrichten des 12. und 13. Jahrhunderts über die Verkehrsgeschwindigkeiten zu sammeln und zu würdigen. Die Nachprüfung der Reisetagebücher und Reisenachrichten des 12. und 13. Jahrhunderts, die der Preisträger Dr. Ludwig vornahm, ergab, daß im ganzen Mittelalter regelmäßig täglich nur 30 bis 35 km zurückgelegt wurden. 40 bis 45 km seien schon Höchstleistungen, die nur auf kurze Entfernungen möglich waren. Marschleistungen von Truppenteilen seien noch geringer gewesen, etwa 20 bis 30 km, weil schon das tägliche Lagerauf- und abschlagen geraume Zeit in Anspruch genommen habe. Auch sei man wegen des schlechten Zustandes der Straßen nur langsam vorwärts gekommen, bei Nacht habe man überhaupt weder fahren noch reiten können, außerdem sei es von Zeit zu Zeit notwendig gewesen Ruhetage einzulegen, um die Anstrengungen der Reise ertragen zu können. Diese Verkehrsgeschwindigkeit 30 bis 35 km täglich — auf die 24 Stunden umgerechnet, also eine Stundengeschwindigkeit von 1,5 km sei im ganzen Mittelalter gleichgeblieben, weil man die Einrichtung der Römer Pferde und Reiter auf bestimmten Stationen zu wechseln, nicht mehr gekannt habe.

Nun hat Richard Hennig in seiner Arbeit „Verkehrsgeschwindigkeiten in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart" (Stuttgart 1936) diese Frage wieder aufgegriffen, sie auf alle Verkehrsmittel und Verkehrsarten ausgedehnt und bis auf unsere Tage behandelt. Er hat sich dabei vielfach auch auf das bereits besprochene Werk „W. Riepl, Das Nachrichtenwesen des Altertums" gestützt und die Entwicklung der Stundengeschwindigkeit von 1,5 km auf 1000 km, und zwar beim Fliegen in der Stratosphäre bereits für „Morgen" in Aussicht gestellt. Mit dem gleichen Rechte hätte er auch uns die Verwirklichung des Raketenschiffes mit einer Sekundengeschwindigkeit von 14 km, also mit einer Stundengeschwindigkeit von 50000 km für „Übermorgen" in Aussicht stellen können.

Merkwürdig ist, daß Hennig nichts davon zu erzählen weiß, daß im Ausgange des 15. Jahrhunderts durch Kaiser Maximilian mit Hilfe der Taxis die Post in Deutschland eingerichtet ist, durch die die Tagesleistung des Boten von durchschnittlich 25 km auf 144 km des Postreiters hinaufgetrieben wurde. Dagegen weiß er von regelmäßig verkehrenden, vortrefflich berittenen Postkurieren des deutschen Ordens zu erzählen, die es niemals gegeben hat. Diese Tatsachen beweisen, daß selbst in die Kreise, die sich berufsmäßig mit der Verkehrsgeschichte befassen, die genaue Kenntnis der Postgeschichte noch nicht ganz gedrungen ist. Aber vielleicht wird hierin dieser Bericht eine Änderung herbeiführen.

Adolf Korzendorfer.

THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO
3 8198 324 526 910